# JAHRBUCH DER UNGARISCHEN GERMANISTIK 2006

herausgegeben von
Dirk Hohnsträter und András Masát

35525
/2007
R II 5/63

Budapest • Gesellschaft ungarischer Germanisten
Bonn • Deutscher Akademischer Austauschdienst

**Leitende Redakteurin**
Amália Kerekes
**Literaturwissenschaft**
Endre Hárs
Gabriella Rácz
**Sprachwissenschaft**
Dániel Czicza
Ewa Drewnowska-Vargáné
Attila Németh
Ellen Tichy
**Deutsch als Fremdsprache**
Katalin Petneki
Ellen Tichy

**Wissenschaftlicher Beirat**
Peter Canisius (Pécs)
Reinhard Fiehler (Mannheim)
Csaba Földes (Veszprém)
Géza Horváth (Szeged)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)
Piroska Kocsány (Debrecen)
Hans Jürgen Krumm (Wien)
Klaus J. Mattheier (Heidelberg)
Dietmar Rösler (Gießen)
Hartmut Steinecke (Paderborn)
Horst Türk (Göttingen)

**Redaktionsbeirat**
Johanna Madléna Albert (Veszprém)
Ildikó Balázs (Nyíregyháza)
Eszter Pabis (Debrecen)
Mihály Harsányi (Eger)
Tünde Katona (Szeged)
László Klemm (Budapest)
Lehel Sata (Pécs)
Petra Szatmári (Szombathely)
Szilvia Szatzker (Székesfehérvár)
Krisztián Tronka (Piliscsaba)

**Anschrift der Redaktion**
Redaktion des Jahrbuchs der ungarischen Germanistik
z. Hd. v. András Komáromy
c/o ELTE Germanisztikai Intézet
Rákóczi út 5.
H-1088 Budapest
jug2007@gmail.com

Alle Rechte vorbehalten
Kein Teil darf ohne Zustimmung reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verbreitet werden.
© Redaktion und die einzelnen Verfasser
Verlag: Gondolat Kiadói Kör Budapest
Auflage: 700 Exemplare
Budapest/Bonn 2007

**ISSN 1217-0216**
Hergestellt mit Unterstützung durch des DAAD, aus Mitteln,
die das Auswärtige Amt bereitstellt.



# Inhalt

**Vorwort der Herausgeber** ..... 9

**Abschiedsworte für Ferenc Szász** *von August Stahl (Saarbrücken)* ..... 11

**1956 im deutschen Sprachraum**

*Eszter Propszt (Szeged):* Zur diskursiven Konstruktion von 1956 in der ungarndeutschen Literatur ..... 15
*Béla Rásky (Wien/Budapest):* „Die kleine Oktoberrevolution": Vier Neuerscheinungen zum 50. Jahrestag der ungarischen Revolution im deutschsprachigen Raum ..... 21
*David Zimmer (Bern):* Integration als Kunst. Neues von den ehemaligen ungarischen Flüchtlingen in der Schweiz ..... 29

**Literaturwissenschaft**

*Judit Gera (Budapest):* A Post-Colonial and Feminist Approach to Multatuli's *Max Havelaar* ..... 35
*Hedvig Ujvári (Piliscsaba):* Von *Lloyd* zu *Lloyd*. Die pressehistorische Verortung des *Ungarischen Lloyd* (1867-1876) im deutschsprachigen Pressewesen Ungarns ..... 42
*László V. Szabó (Veszprém):* „...eine so gespannte Seele wie Nietzsche". Zu Hugo von Hofmannsthals Nietzsche-Rezeption ..... 69
*Rita Nagy (Eger):* Ein Familienschicksal in den Turbulenzen zweier Weltkriege. Ernst und Hans von Dohnányi ..... 94
*Guido Naschert (München):* Wider eine halbierte Lyrik. Überlegungen zu den Desideraten und Möglichkeiten eines textwissenschaftlichen Umgangs mit SongPoesie ..... 106

**Sprachwissenschaft**

*Katalin Horváth (Budapest):* Eine kontrastive Analyse der grammatischen Ausdrucksmittel der Modalität im Deutschen und Ungarischen ..... 121
*Attila Péteri (Budapest):* Entscheidungsinterrogativsätze im Deutschen und im Ungarischen mit einem sprachtypologischen Ausblick ..... 144
*György Scheibl (Szeged):* Über Numerus und Pluralflexion im Deutschen ... 165
*Petra Szatmári (Szombathely):* Überlegungen zu den semantischen Rollen *Agens* und *Kausator* ..... 187

**Deutsch als Fremdsprache**

*Katalin Boócz-Barna (Budapest):* Psycholinguistische Aspekte des Fehlers im Tertiärsprachenunterricht ..... 209
*Viktoria Ilse (Berlin):* Simulation Globale – eine ganzheitlich ausgerichtete Lehrmethode im Unterricht Deutsch als Fremdsprache ..... 221

**Rezensionen**

Büssgen, Antje: Glaubensverlust und Kunstautonomie. Über die ästhetische Erziehung des Menschen bei Friedrich Schiller und Gottfried Benn. Heidelberg: Winter, 2006.
*(Erika Hammer)* ..... 235
Caduff, Corina; Sorg, Reto (Hg.): Nationale Literaturen heute – ein Fantom? Die Imagination und die Tradition des Schweizerischen als Problem. München: Fink, 2004.
*(Eszter Pabis)* ..... 238
Cornejo, Renata; Haring, Ekkehard W. (Hg.): Wende – Bruch – Kontinuum. Die Moderne österreichische Literatur und ihre Paradigmen des Wandels. Wien: Praesens, 2006.
*(Miklós Fenyves)* ..... 243
Feld-Knapp, Ilona: Textsorten und Spracherwerb. Eine Untersuchung zur Relevanz textsortenspezifischer Merkmale für den „Deutsch als Fremdsprache"-Unterricht. Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2005.
*(Odett Csepela)* ..... 246
Hárs, Endre; Müller-Funk, Wolfgang; Reber, Ursula; Ruthner, Clemens (Hg.): Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn. Tübingen, Basel: Francke, 2006.
*(Gábor Gángó)* ..... 249
Hoffmann, Thorsten: Konfigurationen des Erhabenen. Zur Produktivität einer ästhetischen Kategorie in der Literatur des ausgehenden 20. Jahrhunderts (Handke, Ransmayr, Schrott, Strauß). Berlin, New York: de Gruyter, 2006.
*(Edit Kovács)* ..... 252
Kerekes, Gábor; Erdődy, Orsolya (Hg.): Hermann Hesse. Humanist und Europäer. I. Internationale Hermann-Hesse-Gedenkkonferenz in Ungarn. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2005.
*(René Kegelmann)* ..... 257
Kertész, András: Philosophie der Linguistik. Studien zur naturalisierten Wissenschaftstheorie. Tübingen: Narr, 2004.
*(Jana Adamek)* ..... 262



Kragl, Florian: Die Weisheit des Fremden. Studien zur mittelalterlichen Alexandertradition. Mit einem allgemeinen Teil zur Fremdheitswahrnehmung. Bern et al.: Peter Lang, 2005.
*(Tünde Radek)* ..... 267
Lenk, Hartmut E. H. (Hg.): Finnland – Vom unbekannten Partner zum Vorbild Europas? Landau: Verlag Empirische Pädagogik, 2006.
*(Ágnes Túri)* ..... 269
Mitterbauer, Helga; Scherke, Katharina (Hg.): Ent-*grenzte* Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart. Wien: Passagen, 2005.
*(Szilvia Ritz)* ..... 271
Müller, Natascha; Kupisch, Tanja; Schmitz, Katrin; Cantone, Katja: Einführung in die Mehrsprachigkeitsforschung. Deutsch – Französisch – Italienisch. Tübingen: Narr, 2006.
*(Péter Magyar)* ..... 275
Reder, Anna: Kollokationen in der Wortschatzarbeit. Wien: Präsens, 2006.
*(Ilona Feld-Knapp)* ..... 278
Roelcke, Thorsten: Fachsprachen. 2., durchges. Auflage. Berlin: Erich Schmidt, 2005.
*(Attila Mészáros)* ..... 281
Wierlacher, Alois; Ehlich, Konrad; Eichinger, Ludwig; Kelletat, Andreas F; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Intercultural German Studies. München: iudicium, 2004.
*(Katalin Petneki)* ..... 288

**Berichte der Institute 2006** ..... 293

**Jahresbibliografie 2006** ..... 307

**Autorinnen und Autoren** ..... 337

# Vorwort der Herausgeber

Die Germanistik wandelt sich, und mit ihr dieses Jahrbuch. Teils getrieben von Curricularreformen („Bologna-Prozeß"), teils von forschungsimmanenten Entwicklungen („kulturwissenschaftliche Öffnung"), hat sich das Gesicht der Germanistik auch in Ungarn verändert. Themen und Theoriegestus passen sich internationalen Modernisierungsschüben an, nicht zuletzt in der Literaturwissenschaft. Der Kanon hat sich geweitet. Kultur- und medienwissenschaftliche Problemstellungen gewinnen an Gewicht.

Aber auch in der Sprachwissenschaft ist es nicht nur ein Nachvollziehen globaler Trends oder ein Generationswechsel, der den Wandel bedingt. Auslandsgermanistiken, die ungarische zumal, haben seit jeher besondere Chancen eines innovativen Blicks auf den muttersprachlichen Betrieb. Ist Ungarn als Teil eines multikulturellen Raumes nicht geradezu dafür prädestiniert, beispielsweise kontrastivlinguistische Fragen zu stellen oder den kommunikativen Umgang mit Alterität zu analysieren?

Als neue Herausgeber dieses seit 1992 bestehenden Periodikums möchten wir uns den Herausforderungen und Innovationen nicht verschließen; im Gegenteil: wir möchten sie nach unseren Möglichkeiten fördern. Das bedeutet nun keineswegs, dass künftig alles anders gemacht werden soll. Die Struktur des Jahrbuchs hat sich bewährt, wenngleich in Zukunft thematische Fokusbildungen verstärkt werden sollen. Mit einem Themenblock über die kollektive Erinnerung an den Aufstand von 1956 wollen wir einen Schritt in diese Richtung gehen.

Das Jahrbuch wendet sich zunächst einmal an Wissenschaftler. Es ist das zentrale Publikationsorgan der ungarischen Germanistik, dokumentiert die Arbeit in den Instituten und die Leistungen in Ungarn arbeitender Germanistinnen und Germanisten. Nederlandistik und Skandinavistik – wiewohl eigenständige Disziplinen – finden dank zunehmender institutioneller und fachlicher Verbindungen ebenfalls ein Forum.

Wir möchten künftig versuchen, eine größere Öffentlichkeit zu erreichen und verstärkt mit Medien und kulturellen Foren zusammenarbeiten. In einem ersten Schritt ist der Internetauftritt des JuG modernisiert worden. Darüber hinaus soll dieses Jahrbuch bei Erscheinen im Goethe-Institut Budapest der Presse und – so unsere Hoffnung – einem breiteren Publikum vorgestellt werden.

Wir danken allen, die zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben. Unser besonderer Dank gilt der Leitenden Redakteurin, Dr. Amália Kerekes, für ihre langjährige, unermüdliche Mitarbeit.

Das Jahrbuch ist ein Gemeinschaftsprojekt der Gesellschaft Ungarischer Germanisten (GuG) und des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD). Als solches darf es als ein Musterstück bilateraler, europäischer Wissenschaftskooperation gelten. Dass es sich bei den derzeitigen Herausgebern

um einen Budapester in Berlin und einen Berliner in Budapest handelt, mag exemplarisch verdeutlichen, was akademische Mobilität heute bedeuten kann. Wir sind überzeugt, dass der internationale Austausch gerade für die Nationalphilologien fruchtbar ist. Möge das Jahrbuch der ungarischen Germanistik auch in Zukunft dazu beitragen.

Prof. Dr. András Masát Dr. Dirk Hohnsträter



# Abschiedsworte für Ferenc Szász

Ferenc Szász gekannt zu haben, ist ein unvergleichlicher Vorzug, uneinholbar und nicht zu ersetzen. Worte vermögen in Erinnerung rufen, was man mit ihm verloren hat, den Blick in eine Zukunft ohne ihn ahnbar machen, die leere Stelle andeuten, die er hinterlässt und die traurig macht. Von weitem erkannte man ihn und unter vielen, an seiner Haltung, seinem Gang. Und dann, an der Stimme, wie er: „Ja sicher!" sagte. Das war er, der andere gelten ließ und ermunterte. Abschied nehmen von Ferenc Szász, lässt fühlen, was man mit ihm erleben durfte.

In der Erinnerung der Familie, der Freunde und Kollegen lebt er weiter, und er lebt weiter in den Worten, die er hinterlassen hat, den Briefen, er lebt weiter in allem, was er geschrieben hat. In dieser Hinterlassenschaft kann man ihm begegnen und da findet man ihn, der den Tatsachen immer den Vorzug gab gegenüber allem Meinen. Da findet man ihn, mit seinem unglaublichen Gedächtnis, seinem Wissen, seiner ganzen Bildung, die eine Bildung war des Geistes wie des Herzens. Ferenc Szász war ein Kulturmensch, der sich umgesehen hatte in der Geschichte, der politischen, der gesellschaftlichen, der Geschichte der Kunst. Darin war er von einer unermüdlichen Aufmerksamkeit, immer offen für Neues. In seinen letzten Lebenstagen noch besuchte er die Ausstellung „von luther zum bauhaus" in der Nationalgalerie und zwei Tage später, am 6. Oktober, 10 Tage vor seinem Tod, lauschte er in der Basilika des Heiligen Stefan dem Vortrag eines spanischen Chors aus Montserrat im Wissen um die Einheit und Tradition des christlichen Abendlandes.

So haben wir ihn kennen gelernt, den Gelehrten und Rilke-Spezialisten, auf den Tagungen der Rilke-Gesellschaft die Jahre hindurch und bis zuletzt, in Budapest, in Marburg, in München und Freiburg, als einen kundigen, bis ins Detail aufmerksamen Kenner der Archive in Bern und Marbach, des Forschungsstandes, der Neuerscheinungen, der offenen Fragen. Es muss niemand wundern, dass seine letzte, eben im Internet zugänglich gewordene Arbeit das Ergebnis ist einer mühsam-asketischen, jahrelangen, unnachgiebigen Versenkung in die Quellen, in das leicht greifbare Material wie in die vereinzelt und nur an entlegener Stelle auffindbaren Dokumente. Die von ihm erstellte Konkordanz der gedruckten Rilke-Briefe ist ein Wegweiser durch das Labyrinth der Korrespondenz des Dichters. Diese Konkordanz wird uns an Ferenc Szász erinnern und wird allen zukünftigen Forschern eine Hilfe sein. In ihrer Uneigennützigkeit ist diese Leistung von einer symbolischen Aussagekraft. Sie zeigt uns die verlässliche Gesinnung des Ferenc Szász. Wollte man es in der Sprache der Gläubigen sagen und in Anlehnung an das „intercede pro nobis" in der Kuppel der Stefansbasilika, so hörte sich das an wie das Bekenntnis offenbaren Vertrauens: es wird uns eine Hilfe sein, an dich zu denken, Ferenc. Du bist von uns gegangen, als Du von uns gehen musstest, aber Du hast uns nicht verlassen, das wäre gegen Deine Natur. Francisce, inter-

cedes apud regem saeculorum, Du wirst für uns da sein, Ferenc, wann immer wir Dich brauchen. Darum müssen wir Dich nicht bitten, das müssen wir nicht einmal aussprechen, wir müssen nur an Dich denken, und schon hören wir Dein wunderbar hilfreiches: „Ja, sicher!"

Das will ich Dir gesagt haben zum Abschied, gesagt haben als der Präsident der Rilke-Gesellschaft und als Dein alter, um Dich trauernder Freund

*August Stahl (Saarbrücken)*

# 1956 im deutschen Sprachraum

*Eszter Propszt*

# Zur diskursiven Konstruktion von 1956 in der ungarndeutschen Literatur

Vorliegender Aufsatz versteht sich als Versuch, die Mechanismen der diskursiven Konstruktion von 1956 im ungarndeutschen literarischen Diskurs zu skizzieren, und sucht Antwort auf die Frage, ob und inwiefern 1956 als literarisches diskursives Konstrukt funktional für die Konstruktion einer ungarndeutschen Identität ist – wobei Identität als Ergebnis einer Bedeutungskonstruktion gesetzt wird, in der gesellschaftliche bzw. kulturelle Kategorien als mögliche Identifikationsrahmen selektiv internalisiert werden. Die Zielstellung beruht auf der Annahme, dass historische Ereignisse v.a. in ihrer diskursiven Re-Konstruktion konstitutiv für Identitäten sind, Ereignis und diskursives Konstrukt müssen einander jedoch an Umfang und Bedeutung keineswegs entsprechen. Die diskursiven Konstrukte, die für Identitäten funktionalisiert werden, entsprechen zwar keiner objektiven Realität, wohl aber wirken sie objektiv und vermögen an der Herstellung einer neuen und nicht mehr fiktiven Wirklichkeit nachhaltig mitzuwirken.

Den Ausführungen soll ein kurzer historischer Überblick über die Konstruktion einer „ungarndeutschen Geschichte" vorangestellt werden sowie über den inhaltlichen Block der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur, mit dem eine „ungarndeutsche Geschichte" konstruiert wird. Über die Konstruktion einer „ungarndeutschen Geschichte" wird eine doppelte Identität bewerkstelligt: Es werden diejenigen Elemente der nationalen Identität der ungarischen Mehrheit internalisiert, die in den Elementen der ungarndeutschen ethnischen Identität fehlen oder nur zum Teil zur Verfügung stehen.[1] Die Konstruktionsmechanismen der doppelten Identität stehen im Dienste einer Angleichung bzw. eines Mangelersatzes. Die Aus- bzw. Ansiedlung der Ungarndeutschen geschah im Wesentlichen im 18. Jahrhundert, als sich noch keine deutsche nationale Identität herausbildete. Eine sprachliche und kulturelle Integration der Angesiedelten in Ungarn wurde durch ihre räumliche Zersplitterung, durch die Heterogenität der mitgebrachten Dialekte und des kulturellen Erbes verhindert. Die Internalisierung des ungarischen nationalen geschichtlichen Wissens, die Einbindung von Elementen der ungarischen Nationalgeschichte in die Re-Konstruktion der

1 Siehe dazu Bindorffer, Györgyi: Kettős identitás: Etnikai és nemzeti azonosságtudat Dunabogdányban [Doppelte Identität. Ethnisches und nationales Identitätsbewusstsein in Dunabogdány]. Budapest: Új Mandátum, 2001.

„ungarndeutschen Geschichte" erzielte die Aufhebung des Mangels von gesellschaftlicher Legitimität, Gruppenkohäsion, Kontinuitätsbewusstsein und dergleichen mehr. In der Re-Konstruktion der „ungarndeutschen Geschichte" ist erst in der Zwischenkriegszeit eine Abweichung von der Re-Konstruktion der „ungarischen Geschichte" zu beobachten, als die Regermanisierungsabsichten des Volksbundes die deutsche nationale Identität gegenüber der ungarischen nationalen Identität verwerten. Diese Verwertung der deutschen nationalen Identität diente der ungarischen Seite nach dem Zweiten Weltkrieg als Grund, das Ungarndeutschtum kollektiv zu diskriminieren – wobei die Diskriminierung, vor allem die Aussiedlungsmaßnahmen, zur Lösung akuter Probleme hätten beitragen sollen, wie z.B. zur Ausweitung des zur großangelegten Bodenreform ungenügenden Fundus und zur Ansiedlung der aus den Südgebieten geflüchteten Szekler sowie der aus der Tschechoslowakei zwangsweise ausgesiedelten Ungarn.[2] Die kollektive Schuldzuweisung und die Diskriminierung führten zur Dekonstruktion des kontinuierlichen, gemeinsamen Geschichtskonstrukts der Ungarndeutschen. Die nationalitätenpolitische Diskriminierung wurde Anfang der 50er Jahre aufgegeben: 1953 bekommen die Ungarndeutschen ihr Wahlrecht zurück, seit 1954 erscheint eine ungarndeutsche Wochenzeitung, 1955 wird ein ungarndeutscher Kulturverband gegründet und um diese Zeit beginnt in dreißig Grundschulen wieder der Deutschunterricht – und die „ungarndeutsche Geschichte" wird neu konstruiert. Das neue Geschichtskonstrukt betont die Loyalität zur ungarischen Nation, zum ungarischen Staat sowie die bewusste Entscheidung für die ungarische nationale Identität.

Die Betonung der unbedingten Loyalität zum sozialistischen ungarischen Staat dominiert auch den deutschsprachigen Strang des ungarndeutschen literarischen Diskurses – somit auch seine Geschichtskonstruktion –, als er Anfang der 70er Jahre institutionalisiert wird. Die grundlegenden Konstruktionsstrategien der „ungarndeutschen Geschichte" sind die Unifikation und Kohäsivierung, die Hervorhebung von verbindenden Gemeinsamkeiten (geteiltem Leid, geteilten Sorgen) und die Betonung des Willens zur Einigkeit und Zusammenarbeit. Die Akzente der literarischen Geschichts-Re-Konstruktion liegen auf Inhalten wie „Mitwirken am Wiederaufbau des Landes nach der Türkenherrschaft", „Mitwirken an der Revolution 1848", „Mitwirken am Wiederaufbau des Landes nach 1945", „Mitwirken am sozialistischen Aufbau". Für die literarische Interpretation und Bewertung der „ungarndeutschen Geschichte" bildet sich ein „Schicksalsdiskurs" aus. Als solcher ist der Kompromiss zu bezeichnen, der den

[2] Vgl. Tilkovszky, Loránt: Nemzetiségi politika Magyarországon a 20. században [Nationalitätenpolitik in Ungarn im 20. Jahrhundert]. Debrecen: Csokonai, 1998, S. 124-142.



Loyalitätsdiskurs, der das Schreiben legitimiert und den Geschichtsdiskurs im Sinne der aktuellen ungarischen Nationalitätenpolitik zu einem Identitätsdiskurs zu versöhnen sucht. Die Bezeichnung will akzentuieren, dass der Diskurs – eingeschränkt durch die zwangsläufige Versicherung der Loyalität der herrschenden Gesellschaftsordnung gegenüber – nur die Interpretation einer Schicksalhaftigkeit für die Kriegs- und Nachkriegsgeschichte der Ungarndeutschen parat hat. Der Schicksalsdiskurs etabliert als Vorlage für die ungarndeutsche Identität eine Opferidentität, die aus sozialpsychologischer Sicht als durchaus problematisch, da wenig konfrontativ, zu kritisieren ist, auch wenn der Schicksalsdiskurs im bestehenden Rahmen der Diskurse praktisch die einzige Möglichkeit der Geschichtsinterpretation darstellt. Das hier skizzierte Geschichtskonstrukt wird auch nach der Wende nicht grundlegend modifiziert: Es werden zwar neue Inhalte aufgenommen wie „Zwangsarbeit", „Internierung" und alte Inhalte wie „Aussiedlung" ausdifferenziert, und der Akzent der Geschichtskonstruktion wird auf die Kriegs- und Nachkriegsereignisse verlagert, die „ungarndeutsche Geschichte" wird aber nach wie vor historisch unkritisch in einem Schicksalsdiskurs gestaltet.

Eine für die weiteren Ausführungen relevante Implikation des bisher Gesagten ist noch festzuhalten: Die ethnische Identität und die nationale Identität, die in der ungarndeutschen Identitätskonstruktion jeweils gleichzeitig präsent sind, sind operativ und ihre Aktualisierung und Artikulation situativ. Die Elemente der ethnischen und der nationalen Identität können einander ergänzen und substituieren, wodurch sie eine dynamische Struktur begründen. Welches Element des Arsenals aktualisiert und manifestiert wird, bestimmt jeweils die subjektive (nicht unbedingt bewusste) Interpretation der gegebenen Situation bzw. Interaktion, ferner die Normen und Erwartungen der sozialen Umgebung, wirtschaftliche, politische Faktoren bzw. Überlegungen u.Ä.

Nunmehr soll die literarische Konstruktion von 1956 fokussiert werden, der politischen Ereignisse, die aus der Konstruktion der ungarischen nationalen Identität nicht mehr wegzudenken sind. 1956 gewinnt für den deutschsprachigen Diskursstrang der ungarndeutschen Literatur vor der Wende nicht den Status eines diskursiven Ereignisses. Die Erklärung dafür liegt einerseits darin, dass vor der Wende über die Re-Konstruktion von 1956 in den Gegendiskursen des offiziellen politischen Diskurses eine ungarische nationale Identität entworfen wurde, denen sich der ungarndeutsche literarische Diskurs nicht anschließen konnte, seine Legitimation bestand ja in der ideologischen Sozialisation, in der Vermittlung einer kollektiven Identifikation mit systemangepassten Werten und Normen. Andererseits war 1956 bei den Ungarndeutschen grundsätzlich eine Zurückhaltung zu beobachten,[3] bzw. in den Konflikten wurde die ethnische

[3] Vgl. ebd., S. 147-151.

Identität der Beteiligten nicht aktualisiert. Eine anschauliche Re-Konstruktion der Situation liegt in einem Text des ungarischsprachigen Diskursstranges der ungarndeutschen Literatur vor, der vom offiziellen politischen Diskurs des sozialistischen Ungarn eine wesentlich größere Unabhängigkeit als der deutsche zeigt, in Márton Kalász' *Winterlamm*.[4]

In *Winterlamm* werden die Einwohner eines gemischtnationalen Gebiets irgendwo in Südungarn in drei historischen Krisen mit der Frage des Sichverpflichtens für eine Gemeinschaft, für eine ethnische und/oder nationale Identität konfrontiert: Zuerst die Verbreitung des Nationalsozialismus, dann die „Wiedergutmachung" nach 1945 (d.h. die Aussiedlung, die Ansiedlungen, der Bevölkerungsaustausch, die Zwangsarbeit und der Anschluss an das „sozialistische Weltsystem"), und dann die Krise um 1956 forciert ihre ethnische und nationale Zugehörigkeit.

Die Krisen werden als desintegrative Prozesse gestaltet. In den ersten zwei werden ethnische Eigenschaften nationalistisch umgedeutet und politisch instrumentalisiert, sie tragen auf diese Weise funktionalisiert soziale, politische und psychische Konflikte aus. Die doppelte Identität wird dadurch verunsichert und die ethnische devalviert, die ethnische Differenz wird bewusst zu einem zweit- bis drittrangigen Identitätsmerkmal herabgestuft. In der Konsequenz wird die ethnische Identität in der dritten Krise gar nicht mehr artikuliert.

Die Desintegration soll durch eine kurze Rekapitulation des Konflikts zwischen dem Pfarrer Uray und Andreas Probst illustriert werden, der in *Winterlamm* dargestellt wird. Der Pfarrer, dessen Vater seinen Namen von Urbauer auf Uray magyarisierte, als er in den Heldenorden aufgenommen wurde, plädierte in den Krisenzeiten stets für die Notwendigkeit der Integration, für eine ungarndeutsche Intelligenzschicht, die der Verführung der Assimilation nicht erliegt, sondern als Vermittler auftritt und die ethnische und die nationale – die deutsche wie die ungarische nationale – Identität der Ungarndeutschen auszubalancieren versucht. Gegenüber den desintegrativen Bestrebungen des Volksbundes verkündete er die integrative Kraft der ungarischen Staatsangehörigkeit, nach dem Zweiten Weltkrieg erhob er sein Wort gegen die Eliminierung ethnischer Eigenheiten und deren ignorante Assimilierung. Er muss aber einsehen, dass die Mitmenschen, für die er sein Wort einlegt, durch die diskriminierenden Maßnahmen der neuen Macht allzu sehr verängstigt sind, um von seiner Hilfe Gebrauch machen zu wollen. 1956 steht er den Ereignissen, des macht- und wehrlosen Widerstandes müde geworden, resigniert gegenüber. Als Andreas

[4] Kalász, Márton: Téli bárány. Budapest: Magvető, 1986. Das Werk liegt auch in deutscher Übersetzung vor: Kalász, Márton: Winterlamm. Aus d. Ungar. v. Paul Kárpáti. Graz: Styria, 1992.



Probst, der begabte ungarndeutsche Junge, in dem Uray einen potenziellen Vermittler sieht, einen Versuch macht, tatsächlich als Vermittler aufzutreten, und am Denkmal der Gefallenen aus dem Ersten Weltkrieg Petőfis Nationallied vorträgt, wird er von Uray getadelt. Das bedeutet, der resignierte Uray verzichtet auf die sich bietende Möglichkeit, eine autonome Identität zu erkämpfen. Andreas flieht schließlich nach Deutschland, ohne dass seine Flucht eine Entscheidung für die deutsche nationale Identität darstellt. Genauso wie für seinen Onkel, ein damaliges Volksbundsmitglied, der vor der Front und dem totalen Zerfall seines narzisstischen Ich-Bildes nach Deutschland flieht und seine Identität in dieser einzigen Identitätskategorie aufgehen lässt, stellt für Andreas die deutsche nationale Identität bloß einen Fluchtraum dar.

Da der Roman die Motive der Entscheidung für oder gegen eine Gemeinschaft bzw. für oder gegen eine Identität reflektieren lässt, wird mit ihm auch der massive Opferdiskurs der ungarndeutschen Identität hinterfragt.

Seit der Wende, seitdem 1956 in zahlreichen konträren identitätspolitischen Diskursen konstituiert wird, erscheint 1956 auch im deutschsprachigen Strang des literarischen Diskurses als Bestandteil des ungarndeutschen Geschichtskonstruktes. Es lassen sich zwar keine zahlreichen Beispiele nennen, das Aufgreifen des neuen Inhalts scheint trotzdem eine Art Loyalität gegenüber neuen Konstrukten der ungarischen nationalen Identität zu signalisieren. Die Konstrukte fallen allerdings durch eine simplifizierende Problemreduktion auf, wodurch sie an Authentizität einbüßen. Dieses Problem kann an Béla Bayers *Dort drüben*[5] veranschaulicht werden.

Die historisch konkrete Semantik der ungarndeutschen Geschichte wird in diesem Roman zu einem wertmäßig leicht überschaubaren Weltmodell verarbeitet, und zwar vor dem Hintergrund des mythischen Weltmodells [Paradies vs. Hölle]. Die Welterfahrung der Ungarndeutschen vor dem Zweiten Weltkrieg wird nach der Vorlage des Paradieses modelliert: Im ungarndeutschen Dorf Edensthal leben [fremd] und [heimisch] in paradiesischer Eintracht, in Harmonie zusammen. Das Leben erfährt man im Bereich des [Vertrauten], [Verständlichen], [Gottesnahen], aus der Gesamtperspektive des Romans im semantischen Teilfeld des [Hier]. Dieses Modell wird, so die Veranschaulichung der ungarndeutschen Erfahrungen, durch die Kriegs- und Nachkriegsereignisse zerrüttet. Die Nachkriegsmacht spaltet die Einheit zwischen [heimisch] und [fremd], dessen Prozess die Ungarndeutschen verständnislos gegenüberstehen, zumal die neue Definitionsmacht [heimisch] nicht auf ihrerseits als natürlich erfahrenen Eigenschaften (z.B. in Ungarn gebürtig sein, Eingebundensein in die Gemeinschaft der Ungarn durch geteiltes Leid usw.) begründet. Das ungarndeutsche Hier-Konstrukt wird seman-

[5] Bayer, Béla: Dort drüben. Szekszárd: Kerényi, 2002.

tisch verunsichert bzw. demontiert, das Leben erfährt man nun im Bereich des [Unverständlichen], [Unvertrauten], aus der Gesamtperspektive des Romans im semantischen Teilfeld des [Dort drüben]. Und die zwischen [heimisch] und [fremd] gezogene Grenze wird 1956 nun (scheinbar) endgültig befestigt. Als Vorlage für das Modell der Welterfahrung der Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg ist ein Labyrinth auszuweisen, in dessen Mittelpunkt der Teufel lauert, die „Macht", der Widersacher Gottes, der die Harmonie der Schöpfung spaltet, an der Stelle von [Paradies] die [Hölle] bewerkstelligt.

Mit dem Systemwandel kommt der Hauptfigur die Aufgabe zu, das Paradies wieder zu erstellen. Die Wiederherstellung von Werten wie [Gottverbundenheit] und [Vertrautheit] gelingt ihm allerdings nur in einer Weltabgewandtheit, durch Ausschließen des [Fremden], infolgedessen erscheint sein [Paradies] vielmehr als [Fluchtraum] als [Zustand der Harmonie zwischen heimisch und fremd].

Der Roman versucht den Rezipienten über die leichte Überschaubarkeit des Weltmodells Denkmuster zu vermitteln, die in ihrem politisch-gesellschaftlichen Kontext ideologisch wirken. Ideologisch in dem Sinne, dass sie als ein Bewusstsein auszumachen sind, das die negative Erfahrung einer als widerspruchsvoll erkannten Gegenwart im utopischen Bild einer idealisierten Vergangenheit aufhebt.

Kürzere Prosawerke, von denen Ludwig Fischers *Im September 1956*[6] als exemplarisches Beispiel hervorzuheben ist, schreiben meistens an der oben kritisierten Opferidentität weiter: In der Erzählung wird die Konfliktsituation über das Opfer eines Studenten modelliert, der, von der „Macht" bedroht, auf die Priesterlaufbahn verzichtet, damit seine Schwester ihr Studium absolvieren kann.

Die weitgehende und damit auch unrealistische Reduzierung der komplexen historischen Realität in diesen Geschichtskonstrukten ermöglicht keine zuverlässige Orientierung in den Kontexten von 1956 und auch kein Sichverständigen über Werte, die durch die damaligen politischen Ereignisse realisiert worden sind.

6 Schuth, Johann; Lambrecht, Horst; Becker, Robert: Erkenntnisse 2000. Budapest: VUdAK, 2005, S. 76-80.



*Béla Rásky (Wien/Budapest)*

# „Die kleine Oktoberrevolution": Vier Neuerscheinungen zum 50. Jahrestag der ungarischen Revolution im deutschsprachigen Raum

Der 50. Jahrestag der „kleinen ungarischen Oktoberrevolution" (György Petri) bot wie fast überall, so auch im deutschsprachigen Raum äußerst viel Anlässe zum Gedenken: Eine Fülle von Zeitungsberichten, Radioreportagen, TV-Berichten, kleineren und größeren Ausstellungen, Reden und Gedenkveranstaltungen erinnerte im Herbst 2006 in Deutschland, Österreich und der Schweiz an einen der großen und würdevollen ungarischen Beiträge zur europäischen Geschichte im 20. Jahrhundert. Bedenkt man die Art und Weise wie der Jahrestag in Ungarn begangen wurde – und nicht nur an die „bedauerlichen Ereignisse", namentlich den Sturm der Budapester Fernsehzentrale im September 2006, die Ausschreitungen in der Budapester Innenstadt am 50. Jahrestag des Ausbruchs der Revolution selbst, sondern auch an die zur verkrampften Pflichtübung degradierten offiziellen Festlichkeiten, die lieblosen und ärmlichen Ausstellungen, die Apathie, mit der weite Teile der ansonsten bezüglich historischer Gedächtnistage so sensiblen ungarischen Gesellschaft dieses Ereignisses gedachten –, könnte man fast meinen, die Erinnerung an 1956 habe 2006 – ebenso wie schon 200.000 Ungarn vor fünfzig Jahren – die Flucht in den Westen ergriffen und sei dort liebevoll und fürsorglich aufgenommen worden: Das Gedenken an die ungarische Revolution 1956 war zumindest 2006 im weiteren Zisleithanien besser aufgehoben als jenseits des Flüsschens.

Vor allem der Büchersektor schillerte hier mit zahlreichen Neuerscheinungen und Reprints, die eine breite Palette von der Literatur bis zum eher trockenen, wissenschaftlichen Sachbuch abdeckten und für einige Wochen in den deutschsprachigen Buchgeschäften besonders prominent präsentiert und damit wahrscheinlich auch recht ansehnlich verkauft wurden. Vier Neuerscheinungen sind dabei ganz besonders hervorzuheben, schon allein deshalb, weil sie das genannte Spektrum sehr genau abdecken.

Das aufwändigste Buch widmete sich in erster Linie der fotografischen Darstellung und Wahrnehmung des Ereignisses: Ungarn 1956 war nach 1945 das erste große internationale Medienspektakel, das zugleich auch einen technologischen Modernisierungsschub der audiovisuellen Medien andeutete. Erich Lessing war – neben Otto Pammer, Barbara Pflaum und Harry Weber – einer der prominentesten österreichischen Fotografen der ungarischen Revolution, dem das Wiener Leopold Museum im Hebst 2006 auch eine eigene Ausstellung widmete.

Bereits in der sog. Tauwetterperiode, nach dem Tod Stalins 1953, Mitte der fünfziger Jahre hatte Erich Lessing als junger Fotograf mit seiner Leica mehrere sowjetische Satellitenstaaten – die DDR, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn – sowie Jugoslawien besucht und aus den damals einer westlichen medialen Öffentlichkeit noch sehr verschlossenen Ländern sehr einprägsame Fotos aus dem Alltag zurückgebracht, die den gängigen Propagandaklischees immer lachender Bauern und Werktätiger sehr nachhaltig widersprachen, und die in den damals noch wichtigen, erstrangigen Bildermedien und Illustrierten für einige Furore sorgten.

Unmittelbar nach Ausbruch der Revolution am 23. Oktober 1956 fuhr Lessing mit einem der ersten Journalistenkonvois nach Budapest, um aus der zu dieser Zeit noch umkämpften Stadt „live" zu berichten. Schon früh – anlässlich eines Ausflugs nach Ostungarn – erkannte er, wie er nicht ohne Stolz berichtet (S. 20), dass die Sowjets nur zum Schein den Rückzug angetreten hatten und verließ bereits Ende Oktober fluchtartig, die zweite Intervention der Sowjetarmee hervorsehend, Ungarn. Erst kurz vor Weihnachten 1956 kehrte er in das bereits niedergeschlagene, aber aufgrund der Wirren noch relativ offene Land zurück, um neuerlich für diverse Bildgazetten zu berichten.

Viele der Lessing'schen Fotos dieser Tage sind inzwischen zu Ikonen der Revolution 1956 selbst geworden, prägen die Erinnerung an die ungarische Revolution, stehen für sie als bildliche Metaphern. Das relativ aufwändig und kostspielig aufgemachte (und daher auch sehr teure) Buch der Verlags Christian Brandstätter, das in weiteren Sprachversionen fast zeitgleich auch in anderen europäischen Ländern und großen Verlagshäusern erschienen ist, dient im Wesentlichen der „Auffrischung" dieses Bildgedächtnisses: Die vier großen und zentralen fotografischen Blöcke – „Das kommunistische Ungarn", „Die Revolution", „Der Rückschlag" und „Das Vermächtnis" – werden von kleinen, kaum spektakulären Texteinsprengseln von Erich Lessing selbst, dem französischen Publizisten ungarischer Herkunft François Fejtö, dem Schriftsteller György Konrád und dem Historiker Nicolas Bauquet unterbrochen, aber nicht wirklich ergänzt. Abgeschlossen wird der Band von einem Epilog von János M. Rainer, der im übrigen textlich und inhaltlich trotz seiner Kürze vielleicht am besten und klarsten gelungen ist. Laut Klappentext enthält das Buch 190 Abbildungen, laut dem Text am Umschlag hinten sogar 200: Einerlei, denn die Bilder sprechen sicherlich für sich. Verwirren mag in diesen Abschnitten vielleicht, dass die in den späten neunziger Jahren aufgenommenen Bilder, die, so scheint es, willkürlich im historischen Fotokörper verstreut werden, eher störend als erhellend wirken.

Probleme gibt es gewissermaßen mit der „Garnierung" des Buches. Erich Lessings Text „Erinnerungen 1956" ist im Wesentlichen ein Bericht über die Entstehungszusammenhänge einzelner Fotos und ist im Kontext der Erinnerung österreichischer Foto/Journalisten zu sehen, für die die Revolution 1956 den Beginn ihrer journalistischen Tätigkeit bedeutete, und die diesen nun gewissermaßen aus einer zeitlichen Distanz (selbst)ironisch, empirisch-sachlich oder pathetisch-schwülstig zu reminiszieren versuchen. Lessings Text hier zeigt, dass er zwar ein begnadeter Fotograf ist, aber sicherlich kein guter Autor. Historische Erklärungen und Darstellungen wechseln in seinen Texten mit persönlichen Eindrücken und Reflexionen, wobei aber diese insgesamt eher konzept- und linienlos erscheinen. Auch zeugen bestimmte Bemerkungen – wie etwa die Passage „Später kam ich nochmals nach Ungarn. Da war schon aufgeräumt, vor der Ruine standen Verkehrspolizisten. Das normale Leben hatte bald wieder angefangen. Es begann die Zeit des Gulasch-Kommunismus, und es sah so aus, als hätte es die Revolution nie gegeben." (S. 21) – nicht gerade von einer tiefen Kenntnis der Nachgeschichte der Revolution, des nachrevolutionären Terrors, sondern vielmehr von Erinnerungen, die vom verlogenen Narrativ der achtziger Jahre über das liberale Kádár-System überschattet werden.



Die Texte von François Fejtö und György Konrád – „Budapest 1956, eine antitotalitäre Revolution" und „Spaziergänge in Budapest, 1956" – erfüllen im Weiteren nur mehr den Zweck, die Bilder Erich Lessings gewissermaßen umgekehrt zu illustrieren, dem Band persönliche Erinnerungen authentischer Persönlichkeiten aus Ungarn selbst beizusteuern, werten aber das Buch sicherlich insgesamt auf, sind durchaus spannend zu lesen. Nicolas Bauquets „Die Revolution in den Augen des Westens: Schock und Ohnmacht" ist eine für diesen Band fast schon zu spezielle Studie, aber dennoch eine Bereicherung, bietet sie doch eine gewisse gesamteuropäische Perspektive zu den bildlich eben nur lokal dargestellten Ereignissen.

Die Bildunterschriften, für die Traudl Lessing verantwortlich zeichnete, hätten sicherlich eines weiteren Fachlektorats bedurft, zudem ist von einem so aufwändig gestalteten Buch wohl mit Fug und Recht zu erwarten, dass es mit Sorgfalt übersetzt und redigiert wird: Das lange, ungarische „ő", eines der wenigen ungarischen Sonderzeichen, wird im Text konsequent ignoriert, mit der Bezeichnung der einzelnen damaligen Staatsparteien ist der Text vollkommen auf Kriegsfuss – die KPdSU heißt so die „sowjetische kommunistische Partei" (S. 12), die PVAP wird zur „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei", also VPAP (S. 13) und auf Seite 16 gibt es 1956 sogar eine KPU, eine „Kommunistische Partei Ungarns" –, die Schreibweisen von Politikern variieren (Wladislaw, Wladyslaw) laufend innerhalb des Textes selbst, manche Zeitungstitel werden übersetzt, manche nicht, es wimmelt von topografischen Ungenauigkeiten und Unstimmigkeiten. Es ist sicherlich nicht die Aufgabe einer Übersetzerin, die konkrete Fachterminologie für jeden Fachbereich immer parat zu haben, dies gehört zu den Aufgaben des Lektorats. Der im Text aufscheinende Begriff „lustigste Bude im sozialistischen Ungarn" (S. 237) zeigt deutlich, dass der Verlag an einem solchen sehr gespart hat, ist doch der Ausdruck „lustigste Baracke" im deutschsprachigen Raum gewissermaßen zu einem allseits bekannten, fast schon abgedroschenen Synonym für das kádáristische Ungarn der siebziger und achtziger Jahre geworden.

Das von der ungarischen Historikerin Ibolya Murber und dem Leiter des Wiener Collegium Hungaricum und Historiker Zoltán Fónagy herausgegebene Buch zur ungarischen Revolution 1956 und Österreich ist das einzige Buch in dieser Rezension mit einem explizit wissenschaftlichen Anspruch und vom Verlag und den Autoren als gelehriger und methodischer Ergänzungs- oder Zusatzband zur Ausstellung im Wien Museum *Flucht nach Wien. Ungarn 1956* gedacht.

Sammelbänder zu rezensieren ist eine undankbare Aufgabe, vereint doch ein solcher per definitionem verschiedenste Beiträge unterschiedlichster Qualität. Insgesamt zeigt aber der sorgfältig und liebevoll redigierte Band vor allem eines: Dass die Forschung bezüglich Ungarn 1956 und Österreich in vielen Bereichen überraschenderweise erst sehr am Anfang steht – und dies obwohl (oder eben weil) doch gerade Ungarn 1956 so ein zentraler Angelpunkt der österreichischen Zeitgeschichte, der österreichischen Identität ist. Rudolf Jeřábeks Beitrag „Über gewisse Punkte müssen wir uns einigen", in dem er die Skartierung, was im österreichischen Beamtendeutsch der euphemistische Ausdruck für „Vernichtung" ist, der riesigen Aktenbestände des österreichischen Staatsarchivs zur Fluchtbewegung 1956 beschreibt, zeigt auch gleich die archivalischen Grenzen einer weiteren Bearbeitung des Themas.

Nach dem Vorwort von Paul Lendvai, dessen Kommentare und Artikel – zumindest in Österreich – in den frühen Herbsttagen bereits einen gewissen „overkill"-Effekt zeitigten, gliedert sich der Band in drei logische Abschnitte: in die Darstellung der ungarischen und weltpolitischen Ereignisse, für die die ungarischen Fachhistoriker János M. Rainer und Csaba Békes verantwortlich zeigen, in die Darstellung der Folgen der ungarischen Revolution in Österreich und schließlich in einen Abschnitt zur Frage der ungarischen Flüchtlinge in Österreich. Von einigen Ausnahmen abgesehen, so der bereits erwähnte Rudolf Jeřábek, der Historiker Werner Schwarz, der sich mit Ungarn 1956 im österreichischen Kino- und TV-Film beschäftigt, oder András Lénárt, der sich mit den Narrativen der Flucht von 1956er Jugendlichen beschäftigt, sind die einzelnen Beiträge methodologisch einem sehr klassischen historiografischen Ansatz verpflichtet. Dies ist keinesfalls abwertend gemeint, im Gegenteil, fehlt doch offensichtlich noch immer in vielen Bereichen eine gründliche und gewissenhafte Grundlagenforschung, auf deren Basis überhaupt weiterreichende Aussagen getroffen werden können. Peter Eppels Beitrag „Wo viele helfen, ist viel geholfen" bietet so eine erste Gesamtschau der österreichischen Hilfsmaßnahmen und -organisationen 1956/57, Ibolya Murber eine erste soziologische und demographische Übersicht der Fluchtbewegung 1956/57, Andreas Gémes mit „Schade, schade immer Spionage!" erste Anhaltspunkte für eine geheimdienstliche Darstellung der Ereignisse 1956 und Martin Pammer eine sehr genaue Darstellung der Ereignisse um die Budapester österreichische Gesandtschaft in den kritischen Oktober- und Novembertagen.



Die Bücher von György Dalos und Paul Lendvai zum Jahrestag schließlich operieren natürlich ebenso wie jenes von Erich Lessing mit bekannten Namen, die den kommerziellen Erfolg garantieren sollen – ähnliche Bücher aus der Feder „echter" Ungarn hätten wohl kaum eine Beachtung am heftig umstrittenen, deutschsprachigen Jahrestagmarkt erhalten. Beide Autoren haben bereits populäre Bücher zur ungarischen Zeitgeschichte in diversen Verlagen vorgelegt, zum Teil mit wissenschaftlichen, aber eher doch essayistischen, unterhaltenden Ansprüchen. Paul Lendvais Verdienst ist es, für sein Buch – und für eine parallel dazu gedrehte ORF-Dokumentation – mit sowjetischen Protagonisten von damals ausführliche Interviews geführt zu haben, während György Dalos auf deutsch zum ersten Mal Material aus den sowjetischen Archiven präsentiert, und dieses sehr plastisch in die Darstellung der Ereignisse einzubauen vermag.

Beide Werke sind in erster Linie auf den deutschsprachigen Markt orientiert (obwohl Lendvais Buch bereits auf ungarisch vorliegt), was sich auch im Titel beider Werke niederschlägt: Denn nur die deutsche Sprache kennt den Begriff des „Aufstandes" für das in allen anderen Sprachen als „Revolution" bezeichnete Ereignis. Und beide Autoren erzählen schließlich die Geschichte der ungarischen Revolution 1956 für ein westliches Publikum, das über die große nationale Kontroverse bezüglich der Revolution in Ungarn selbst nur wenig Bescheid weiß, ja vielleicht an diesen (vielleicht bis vor kurzem) gar nicht so sehr interessiert war.

Was diese Kontroverse eigentlich genau ist, vermögen aber auch die beiden Autoren nicht schlüssig in ihren Epilogen zu erklären, in den – trotz aller Verdienste der historischen Abschnitte – wohl wichtigsten Teilen der beiden Werke. Im Wesentlichen scheint es dabei gar nicht so sehr um die Interpretation von 1956 zu gehen, also ob man damals für einen authentischen Sozialismus und Arbeiterdemokratie bzw. für eine unabhängige, neutrale oder westlich orientierte Demokratie kämpfte, sondern um die Frage, wem das Recht zusteht, das Erbe der Revolution heute für sich zu reklamieren, wer daraus politisches Kapital schlagen darf und vor allem wie. Beide Bücher stellen diese großen kontroversiellen Fragen der ungarischen historischen Gedächtnispolitik zwar gut, aber leider allzu kurz dar, bieten aber keine Erklärung über das Warum oder Wieso der Schärfe und Tiefe der Kontroverse, die – als Kampf der Eliten oder kleiner fanatisierter Gruppen – zudem vollkommen an der ungarischen Gesellschaft vorbeigeht: Zu beachten ist aber, dass beide Manuskripte sicherlich längst vor den Ereignissen im Herbst 2006 abgeschlossen wurden, als die Spannungen innerhalb Ungarns auch einem breiten westlichen Publikum manifest wurden. Dass es bei dieser Kontroverse offensichtlich gar nicht so sehr um das Erbe der Revolution, sondern um die Nachgeschichte, den „Kádárismus" geht, und damit nach dem Tabubruch 1956 vielleicht neue Tabus, nämlich Sprechverbote bezüglich der Kádár-Diktatur aufgestellt werden, bleibt bei beiden aber trotzdem relativ offen.

Der Ereignisteil beider Werke geht chronologisch vor und ist in beiden Fällen sehr genau und sorgfältig lektoriert – bis auf die wohl originellste Verschreibung

des – sicherlich allen orthographischen Regeln sich widersetzenden – Namens des ungarischen Ministerpräsidenten 1849: Lajos Batthyány wird auf Seite 197 so zu Graf Bathiányi. Aber zurück zu wichtigerem: Wie selbstverständlich bemühen sich beide Autoren um eine lückenlose und auf den neuen Erkenntnissen aus Archivstudien fußende Darstellung, und es gibt im Wesentlichen auch keine Probleme damit. Beide Autoren fassen die Vorgeschichte, den Ausbruch und den Verlauf, ja sogar die Nachgeschichte eindrucksvoll und klar zusammen. Für ein wissenschaftlich interessiertes Publikum bieten beide Bücher zudem im Anhang eine ausführliche weiterführende Bibliografie. Auffallend ist dabei vielleicht, wie stark die internationalen Verflechtungen sowohl bei Dalos als auch bei Lendvai in den Vordergrund kommen – während diese in den ungarischen Darstellungen in der Regel unter „ferner liefen", oder auf den großen „Verrat" des Westens und der UNO hinauslaufen. Auch in verschiedenen anderen Details wird deutlich, dass Rezeptionen und Darstellungen der Ereignisse im Ausland weniger in den konkreten Einzelheiten, aber umso mehr in der großen Erzählung auseinander klaffen. Während die „westeuropäische" Darstellung, an die sich sowohl Dalos als auch Lendvai anlehnen, die Geschichte einer großen antistalinistischen Revolution und einer nachherigen großen Fluchtbewegung mit bestandener Bewährungsprobe des „freien Westens" erzählt, kann sich die ungarisch nationalgeschichtliche nicht und nicht auf eine gemeinsame einigen: Nicht so sehr was die Fachwissenschaft betrifft, sondern jene, die man landläufig mittlerweile „kollektives kulturelles Gedächtnis" nennt. Aber auch das bleibt in beiden Darstellungen nicht ausgespart.

Es ist also weniger die eigentliche Geschichte, die beide Bücher so interessant macht. Es ist vielmehr der – wenn auch nicht ausgesprochene – Versuch einer Vermittlung der Parallelität von Fachhistorie und kollektivem Gedächtnis in der ungarischen Gesellschaft: In der üblichen ungarischen Geschichtsauffassung gab es ja bis jetzt für die großen, natürlich immer tragischen Wendepunkte der Nationalgeschichte (fast) immer eine einzige, große, fast allgemein gesellschaftlich akzeptierte Erzählung. Seien es die Mongolen, die Osmanen, die Habsburger, die Deutschen oder die Russen, die Ungarn waren immer das Opfer. Vollkommen unabhängig von der Fachhistorie, die diese Etappen der ungarischen Geschichte – eben auch, weil sie sich im erzwungenen ahistorischen Milieu der Kádár-Ära relativ frei betätigen konnte – häufig vollkommen anders beurteilt.

György Dalos versucht aber zudem eine neue Erinnerung in das 1956er Gedächtnis hineinzuschmuggeln, indem er in einem eigenen Kapitel – „Der Aufstand der Namenlosen" – einige Kämpfer, deren Schicksal, deren politisches Credo, deren Vermächtnis ausführlich darstellt und ihnen damit tatsächlich auch ein Memento gibt, sie dem Vergessen entreißt, aber eben auch die politische Widersprüchlichkeit, die vielen Möglichkeiten von 1956 aufzeigt: „Ansonsten ähnelten sie ihrem Aufstand und konnten sein wie dieser: mild und brutal, argwöhnisch und naiv, dumm und klug, kühl rechnerisch und verträumt, großartig und verkitscht" (S. 98). Dalos macht mit diesen Kurzbiografien klar, dass eine Klassifizierung der Aufständischen nach dem Schema „rechts" und „links" an der gesamten Konstellation völlig vorbei geht, und zeigt dies vielleicht an der Figur des Josefstädter Revolutionärs István Angyal am deutlichsten. Sein Vermächtnis – „Ich will, dass dereinst ein großer rustikaler Stein das Andenken an den namenlosen Mob bewahrt, aus dem wir geworden sind, mit dem wir eins waren und mit dem wir gemeinsam heimkehren werden" (S. 100), ließ er kurz vor seiner Hinrichtung wissen – wurde vom Bildhauer György Jovánovics auf der Parzelle 301 am Budapester Zentralfriedhof realisiert und ist wohl in seiner Schlichtheit das monumentalste und pathetischste Denkmal für 1956 in Budapest.



Eben durch die Art, die Widersprüchlichkeit wie an 1956 in Ungarn gedacht wird, wird klar, dass 1956 vielleicht jener Punkt sein könnte, an dem das stromlinienförmig vereinheitliche Erinnern an „ungarische Opfer" und/oder „Märtyrer" aufbrechen könnte. Historische Erinnerung – so die jüngste Erfahrung der ungarischen Geschichte – kann eben spalten, aber auch viele einfach nur kalt lassen. Und das verwirrt vorerst einmal alle. Aber noch ist hier vieles unklar – vielleicht eben auch, weil wir uns gerade an der zeitlichen Schnittstelle zwischen kommunikativen und kulturellen Erinnern befinden. Dennoch bleibt die Frage virulent, ob 1956 nicht einen Wendepunkt in den nationalen Geschichtsmythen, eine „Laizisierung" des ungarischen Geschichtsbewusstseins bedeuten könnte – eben weil dem Ereignis auf gesellschaftlicher Ebene kein großer Stellenwert mehr beigemessen wird, zumindest nicht sichtbar –, denn die Versuche, auf dem „Ereignis" eine politische Legitimation aufzubauen, sind so offensichtlich, dass die Öffentlichkeit beginnt, das Ereignis selbst zu missachten: Marginalisierte – Eliten, „Überlebende" scheinen sich um ein Erbe zu streiten, das im gesellschaftlichen Bewusstsein inzwischen nur mehr wenig verankert ist.

1956 war schon wenige Jahre nach seiner Niederschlagung etwas ambivalentes: „Der Volksaufstand", schreibt Dalos, „existierte in der nationalen Erinnerung während der Ära Kádár wie ein unterirdischer Bach. Man konnte ihn weder völlig vergessen noch exakt aus dem Gedächtnis abrufen; die Lüge über ihn war keineswegs obligatorisch, aber auch die Wahrheit niemals zugelassen. In Filmen und Büchern erschien die Revolution mit der Zeit immer authentischer, während sie für die Geschichtsschreibung bis zuletzt tabu blieb" (S. 226). Nach der Wende 1990 musste Ungarn feststellen, dass die Möglichkeit der Aufarbeitung von Geschichte auch oder eben unter demokratischen Bedingungen nicht einfach ist. Zum ersten Mal in der Geschichte Ungarns war ein Ereignis nicht mehr eindeutig interpretierbar: Vielleicht ist die staatlich geförderte Verdoppelung dieser Erinnerung über zwei Denkmäler – wobei eines die Erinnerung der Veteranenverbände, das andere die künstlerische Aufarbeitung der Nachgeborenen repräsentiert – vielleicht auch der beste Beleg für diese Verfahrenheit und noch uneindeutige Erinnerung an die Revolution.

Paul Lendvai stellt diesen Fragenkomplex in dem Kapitel „Wem gehört 1956" leider nur allzu kurz und sporadisch dar. Aber es ist gerade die Skepsis im Umgang mit der Vergangenheit, deren Mangel Lendvai anhand eines Zitates des Historikers Thomas Nipperdey einfordert, die 1956, und vor allem die Nachgeschichte der Revolution, so umstritten in Ungarn macht. In diesem Sinn muss Lendvai widersprochen werden: Denn die Tatsache, dass 1956 heute in der ungarischen Gesellschaft auch mit Skepsis, mit einer gewissen Distanz gesehen wird, und das von vielen politischen Gruppierungen so vehement eingeforderte Pathos verpufft, könnte eben auch als Fortschritt der demokratischen Reife der ungarischen Gesellschaft gesehen werden.

Budapest 1956. Die Ungarische Revolution. Photographien von Erich Lessing. Texte von Erich Lessing, François Fejtö, György Konrád, Nicolas Bauquet. Wien: Christian Brandstätter Verlag, 2006. 249 S.

Dalos, György: 1956. Der Aufstand in Ungarn. München: C.H. Beck, 2006. 247 S.

Lendvai, Paul: Der Ungarn-Aufstand 1956. Eine Revolution und ihre Folgen. München: C. Bertelsmann, 2006. 320 S.

Murber, Ibolya; Fónagy, Zoltán: Die ungarische Revolution und Österreich 1956. Wien: Czernin Verlag, 2006. 544 S.



*David Zimmer (Bern)*

# Integration als Kunst. Neues von den ehemaligen ungarischen Flüchtlingen in der Schweiz

Der Ereignisse des Spätherbstes 1956 wurde vergangenes Jahr auch in der Schweiz ausgiebig gedacht. Naturgemäss stand dabei weniger der „Aufstand der Freiheit" in Ungarn als vielmehr der „Aufstand der Hilfsbereitschaft" zwischen Genfer- und Bodensee im Mittelpunkt: Ohne die euphorische, antikommunistisch motivierte Solidaritäts- und Unterstützungswelle auf Seiten der Schweizerinnen und Schweizer wäre Ende 1956 / Anfang 1957 eine derart rasche Aufnahme und Eingliederung von über 12.000 ungarischen Flüchtlingen nämlich kaum möglich gewesen. Die beiden „nationalen" Gedenkfeiern des Jahres 2006 – am 3. November in der römisch-katholischen Kathedrale St-Nicolas in Freiburg/Fribourg und am darauffolgenden Tag im evangelisch-reformierten Grossmünster in Zürich – standen denn auch unter dem Motto „Danke, Schweiz!" und richteten sich in erster Linie an die Schweizer Bevölkerung; dass beide schliesslich vor allem von ehemaligen ungarischen Flüchtlingen und deren Nachkommen besucht und dementsprechend als „ungarische" Veranstaltungen wahrgenommen wurden, dürfte nicht der ursprünglichen Absicht der Organisatoren entsprochen haben. Daneben fanden zahlreiche weitere, kleinere Gedenkanlässe statt, die von den verschiedenen Ungarnvereinen und ungarischen Emigrantenorganisationen in der Schweiz veranstaltet wurden; doch weil diese zum Teil untereinander zerstritten sind, waren die Festakte nicht wirklich aufeinander abgestimmt. Zumindest ein Hauch jenes „Bürgerkrieges der Erinnerungen", der im Oktober und November 2006 in Ungarn tobte, war auch hierzulande zu spüren – der feierlichen und von Dankbarkeit geprägten Grundstimmung zum Trotz.

Geschichte und Befindlichkeit der Ungarinnen und Ungarn in der Schweiz sind mittlerweile gut dokumentiert; doch längst nicht alle verfügbaren Quellen(gattungen) sind auch tatsächlich ausgewertet. Die in den letzten Jahren erschienenen, sozial- und sprachwissenschaftlichen Darstellungen (Tamás Kanyó 2002, Nóra Tátrai Infanger 2003, Urban Stäheli 2006) stützen sich, der Ausrichtung ihrer Wissenschaftsdisziplinen entsprechend, primär auf Interviews, Fragebogen, Zeitzeugenberichte und natürlich auf die vorhandene Fachliteratur, was im Übrigen auch beim kommemorativen Sammelband von George Zabratzky (2006) der Fall ist. Bislang noch kaum „ausgewertet" wurde hingegen die Kunst, also die im Verlauf der letzten Jahrzehnte entstandenen Arbeiten von Künstlerinnen und Künstlern ungarischer Herkunft; und dies, obwohl auch sie durchaus interessante Quellen wären, um die Befindlichkeit, das Selbstverständnis und die Fremd-

wahrnehmung der Ungarinnen und Ungarn in der Schweiz zu analysieren. So findet sich beispielsweise in der ungarisch-schweizerischen Belletristik (Dániel Szigethy, Agota Kristof, Mátyás Gödrös, Agnes Mirtse, Sándor Magyari, Christina Viragh und andere) viel (Selbst-) Kritisches, anderswo Ungesagtes, vielleicht Unbewusstes, das die „offizielle", wissenschaftliche Sicht der Dinge wenn nicht zu korrigieren, so doch zumindest zu ergänzen vermag. Ist aber schon die Überführung literarischer Inhalte und Formen in wissenschaftliche Erkenntnis keineswegs einfach, ja misslingt sogar in vielen Fällen, so gilt dies erst recht für nichttextliche Kunstgattungen wie die Malerei, die Graphik oder die Photographie. Wenn im Folgenden für einmal ein Photo- und Textband vorgestellt werden soll, der sich seinem Thema mit künstlerischen Mitteln und aus betont subjektiver Perspektive annähert, dann vor allem deshalb, um daran zu erinnern, dass Kunst für die Geistes- und Sozialwissenschaften nicht nur Untersuchungsgegenstand, sondern, über das rein Illustrative hinausgehend, auch (Erkenntnis-) Quelle sein kann.

Das von Gábor Fekete herausgegebene und von Anna Schmid gestaltete, querformatige Buch *Tiefe Stille* vereint eine Reihe von Beiträgen unterschiedlicher Provenienz und ist im Rahmen des Projektes *hin und her – Die Schweiz in Ungarn 2006* entstanden, dessen Ziel es war, „die moderne, dynamische, vielsprachige und multikulturelle Schweiz vorzustellen" und die „Beziehungen Schweiz-Ungarn aus Anlass des 50. Jahrestages der Ungarischen Revolution 1956" zu stärken (www.odavisszasvajc.ch). Der 1954 in Budapest geborene Illustrator, Künstler und Lehrer Gábor Fekete (www.gaborfekete.ch), der das Buch nicht nur initiiert, sondern mit seinen eigenen photographischen Arbeiten auch umfang- und inhaltsmässig stark geprägt hat, ist für eine solche vermittelnde Funktion insofern prädestiniert, als dass er, wie Marco Meier in seinem Beitrag schreibt, beide Welten aus eigener Anschauung kennt: „Herr Schwarz aus Budapest ist auch Gábor Fekete, wohnhaft in Luzern. [...] Und nun liegt diese neueste grosse Arbeit von ihm vor, eine fotografische Spurensuche, die visuelle Annäherung zwischen inneren und äusseren Landschaften, eine Seelenverwandtschaft entfernter Nachbarn." (S. 108f.) Als Annäherungen sind auch die durchwegs zweisprachig, auf Deutsch und Ungarisch vorliegenden Texte zu verstehen, die sich mit den fotografischen Dossiers von Gábor Fekete (sowie mit Aufnahmen von Ata Kandó aus dem Jahre 1956) abwechseln. So etwa erinnert die Journalistin Erika Achermann an jene Mitbürger, die zwischen ihren zwei Heimatländern „hin und her" pendeln – denen es gelingt, „in Ungarn zu leben und in der Schweiz zu arbeiten" (S. 46-49). Während die „Schweizer" Beiträge von Marc-André Salamin, Erika Achermann, Tamás Kanyó und Marco Meier darstellenden und essayistischen Charakter haben, gehen die jungen ungarischen Autoren Tibor Vass, László Török-Szofi, Róbert Balogh und Attila Jász das Thema „1956" mit literarischen Mitteln an. Dass auf diese Weise subjektive und objektivierende Perspektive kombiniert sind und sich einander anzunähern scheinen, gehört zu



den Eigenheiten des vorliegenden Bandes. Dessen Titel, mutmasslich der deutschen Romantik entlehnt, bleibt übrigens bis zuletzt enigmatisch.

Zeigt uns Gábor Fekete in *Zuhause* ausschliesslich seine ungarische „Heimat" – „der 2. Budapester Bezirk, die Strassen bei der Margaretheninsel, wo wir gewohnt haben, und das Lukacsbad" (S. 49) – sowie seine Eltern, so rückt er in den anderen drei Dossiers (*Grenzgänge*, *Hin und her* 1+2) in scheinbar zufälliger Abfolge wechselweise Motive aus der (Inner-) Schweiz und aus (West-) Ungarn ins Blickfeld. Auffallend häufig kommen Bäume, Äste und Wasser in allen Aggregatszuständen vor; Menschen hingegen sind nur selten auszumachen. Die Abwesenheit von Menschen bei gleichzeitiger Anwesenheit einer Vielzahl von Spuren menschlichen Lebens verleiht vielen von Gábor Feketes Bildern eine poetisch-melancholische Färbung, die durch die oftmals diffusen Lichtverhältnisse und das graue Wetter noch akzentuiert wird. Schwarzweiss- und Farbfotografien folgen dicht aufeinander, ja stehen sich manchmal sogar auf der gleichen Doppelseite gegenüber, was lange Zeit als ästhetisch unzumutbar galt. Wenn Baar und Bugac, die Kirchenfeld- und die Margarethenbrücke, der Vierwaldstätter- und der Plattensee oder eine archetypische Landschaft in Ungarn und in der Schweiz (S. 100f.) einander gegenübergestellt werden, ergibt sich der Eindruck eines Spiegelbildes, wobei sich das scheinbar Bekannte oftmals als das in Wirklichkeit Fremde (und umgekehrt) herausstellt. Manchmal fliessen die solchermassen gespiegelten Bildmotive wie nahtlos ineinander über (S. 14f.), manchmal führen sie den Betrachter absichtlich in die Irre (S. 16f., 20f.).

Aus dem vorliegenden Foto- und Textband Erkenntnisse und Aussagen abzuleiten, die sich jenseits des Banalen, Impliziten, Ungefähren bewegen, ist alles andere als einfach, aber durchaus möglich und gewinnbringend; dies sei an dieser Stelle jedoch Ihnen – der geneigten Betrachterin, dem geneigten Leser – überlassen.

Fekete, Gábor et al.: Tiefe Stille = Mély csend. Luzern: Orang-Utan, 2006. 123 S.

Kanyó, Tamás (Hg.): Emigráció és identitás. 56-os magyar menekültek Svájcban [Emigration und Identität. 56er ungarische Flüchtlinge in der Schweiz]. Budapest: L'Harmattan Kiadó, 2002. 189 S.

Stäheli, Urban: „Zu Hause, aber nicht daheim". Akkulturationsverläufe bei Immigranten aus Ungarn in der Schweiz. Zürich: Volkskundliches Seminar der Universität Zürich, 2006 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur 15). 301 S.

Tátrai Infanger, Nóra: Der Sprachgebrauch der Ungarn in der Schweiz. Methoden zur Untersuchung der Mehrsprachigkeit. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2003 (Cross cultural communication 9). 507 S.

Zabratzky, George (Hg.): Flucht in die Schweiz. Ungarische Flüchtlinge in der Schweiz. Zürich: Orell Füssli, 2006. 206 S.

# Literaturwissenschaft

*Judit Gera (Budapest)*

# A Post-Colonial and Feminist Approach to Multatuli's Max Havelaar[1]

The standard interpretation of the novel *Max Havelaar* written by Eduard Douwes Dekker, alias Multatuli, in 1860 is that it is a successful literary plea against colonial abuses by The Netherlands in its huge colony, the East Indies, in the second half of the nineteenth century. I also consider this work as one of the highlights of Dutch literature. It is one of the few Dutch literary works that have broken through in European literature. However, we cannot read nineteenth century Dutch (or English or French) literary works without keeping in mind that imperialism was a crucial part of cultural representation. Imperialism and colonialism were the frames of reference to the novel by Multatuli and to the author himself as well. Although the novel negotiates the abuses of colonialism in the East Indies, the text very often contradicts itself. This self-contradiction makes the text – paradoxically enough – a colonial project.

Following Said,[2] Ania Loomba, the literary theorist argues that each discourse is a colonial discourse.[3] Categories such as class, race and gender are interwoven and permeate each other. Loomba sees parallels between the colonial imagination and the asymmetry between man and woman. Patriarchy and imperialism use parallel forms of domination on those who are subject to these systems. Land and woman form a commutable terrain where colonial power can be exercised. A post-colonial approach therefore has much in common with gender analysis.

Post-colonial and feminist literary theories give guidelines to confront our contemporary mental frameworks with that of literary works of the past. Raymond Williams calls this process unlearning: i.e. the challenging of accepted truths about canonized texts.[4] This paper offers the results of such a challenge, the re-reading a classical literary work of the Dutch canon from a post-colonial and gender perspective.

---

1 This paper is a shortened and somewhat revised version of my book *Van een afstand. Multatuli's Max Havelaar tegendraads gelezen* (Amsterdam, Antwerpen: L.J.Veen, 2001). (Supported by OTKA T/F 047131.)

2 Said, Edward: Orientalism. New York: Pantheon Books, 1978.

3 Loomba, Ania: Colonialism/Postcolonialism. London, New York: Routledge, 1998.

4 Williams, Raymond: Keywords. A Vocabulary of Culture and Society. New York: Fontana/Croom Helm, 1976.

I have three suggestions for a new interpretation of the novel.

The first one is that *there is a synonymic relation between frame and main narrative*. Sötemann, one of the outstanding representatives of the classical interpretation[5] considers the grotesque, philistine, profit-oriented world of Droogstoppel, the dealer in coffee in Amsterdam *as opposite* to the exotic world of the East Indies where the romantic hero, Max Havelaar heroically tries to implement humanism and justice in the colonial system. According to this interpretation the hypocritical Western imperialism of Droogstoppel and company *explains* as it were the abusive practices in the colonies. The simple-minded cruelty and pragmatism of the frame accounts for and confronts the misery depicted in the main narrative. The opposite divide is however not between Amsterdam and the East Indies, or between the two main characters, Droogstoppel and Max Havelaar, but between colonizer and colonized in all kinds of relationships, whether in Europe or elsewhere. In my view *Droogstoppel is not an opposite but a synonymic character to Max Havelaar. They are both white European men who exploit Europeans and non-Europeans – both men and women*. Imperialist exploitation is therefore not only characteristic of the frame but also of the main narrative and the several embedded sub-narratives. I call the relation between frame and main story synonymic in order to emphasize the essential sameness of the two. They are not just repetitive or parallel: these two terms would involve only stylistic means, not an immanent feature.

My second suggestion is that the novel *operates with binary oppositions spread throughout the whole text:* its tropes are very often opposing. As Said argues, the Orient has been created by the West as the 'other' whereby the Orient helped the West in its self-definition in sharp oppositions: white-colored, master-slave, we-they, colonizer-colonized, rational-emotional, civilized-barbarian, male-female. The first part of these binary oppositions always has to do with power, the European world and its positive connotations, while the second part has to do with the lack of power, the Oriental world and its negative connotations. Gayatri Spivak speaks of 'othering', by which she means the process when the dominating discourse creates its 'others'.[6] This 'othering process' is present in the whole text, because representation in the referentiality of colonialism is basically built on difference. On the one hand we find white European men – Droogstoppel, Sjaalman, Stern, Max Havelaar *as opposed to* colored non-European men – the regent, Saidjah, and the several nameless native slaves. On the other hand we have white European women – Droogstoppel's wife and daughter

5 Sötemann, August L.: De structuur van Max Havelaar. Groningen: Wolters-Hoordhoff, 1966.

6 Spivak, Gayatri: Can the subaltern speak? Speculations on widow sacrifice. In: Wedge 7/8 (1985).



and their lady friends, Sjaalman's wife and the white European servants. As opposed to these we find non-European women such as Mrs Slotering, the baboe, Si Oepi Keteh. But all women are opposed to men in the sense that they are subordinated to men. Urban, capitalist, civilized, modern Amsterdam also forms a contrast to the romanticized, exotic East Indies. Differences must be maintained, otherwise the borders become blurred. Blurred borders and contact zones mean danger to colonizers.

My third suggestion is that the text of the novel has several isomorphic structures. According to Douglas Hofstadter: "The word 'isomorphism' applies when two complex structures can be mapped onto each other, in such a way that to each part of one structure there is a corresponding part in the other structure, where 'corresponding' means that the two parts play similar roles in their respective structures."[7] In the novel *Max Havelaar* several segments have such an isomorphic character, a smaller part reflecting a wider network of relations.

One such isomorphic element is *mud*. In the first chapter about the East Indies we read about the road which connects Pandeglang with Lebak. This road is described as muddy where it is almost impossible to reach one's destination with a four-in-hand. The coach gets stuck again and again in the all-pervading mud. In contrast there is the highroad built by natives according to the plan of the Dutch marshal Daendels. The road built of stone is 'culture' brought along by the white European *as opposed to* the mud of the native landscape as 'nature'. 'Mud' has thus an isomorphic aspect. It also refers to the structure of Sjaalman's manuscript. Because of the several foreign words of the native language scattered throughout the text, the reader of the manuscript, Stern has similar difficulties to 'go' through, in order to properly understand it, like the people on the road from Pandeglang to Lebak. Not only the manuscript is a 'muddy road' for the European reader, the structure of the novel itself repeats this 'muddy' character: it is a labyrinth of several genres such as essays, letters, poems. The colony by its chaotic and muddy character resists the white European intruder. 'Mud' mirrors the asymmetric situation between colonizer and colonized. It illustrates the distance between the European approach to grasp and the passively resisting colonized world by way of showing the latter as a muddy labyrinth, not only in reality but also as a text.

Another isomorphism is that of the older and younger brother or parent and child. The colonial situation is represented as *parens patriae*. The role of the older brother or the parent is attached to Max Havelaar while the Regent – the native exploiter of his own fellow-countrymen – has the role of the younger brother or the child. In the story Max Havelaar is actually younger than the regent. Isomor-

7 Hofstadter, Douglas: Gödel, Escher, Bach. New York: Basic Books, 1979, p. 49.

phism here is that of the colonial hierarchy: the older brother has more knowledge, more power and more responsibility than his younger brother. Frantz Fanon convincingly shows how this paternalist way of communication between white and black people still endures in the era of decolonization.[8] The relation between parent and child, or older and younger brother is isomorphic in another sense as well. At the end of the novel Multatuli, the actual author – the true subject (read: child) of his monarch – pushes his fictional characters aside and takes up the pen himself in order to make his plea to the King of Holland, Willem III – the pre-eminent father-figure.

Still another isomorphism is 'manuscript'. Sjaalman, the poor man who has just returned from the East Indies has a manuscript of his own notes, essays, poems and other writings about his experiences on the Dutch colony. This is the package that he delegates to Droogstoppel, the prototype of the Dutch philistine in order to make a coherent book out of it. Droogstoppel on his turn gives the package of loose papers to his accountant, the German young man, Stern. He is the one who edits the text of the main story about Havelaar with its own subordinated texts. This structure is a *mise en abyme:* all the (sub)texts reflect each other and all subtexts are mirrored by the whole novel and vice versa. The novel *Max Havelaar as a whole* is not only a text *about,* but also a text *of* colonialism: its textual elements also have a colonial relationship. The frame colonizes the main narrative in the first place by telling it. The activity of narrating situates the main narrative in the passive voice: it is narrated. The main narrative in its turn is colonizing several other embedded subtexts, for example the sub-story about Saidjah and Adinda, by embedding the subtext and making its two native protagonists mute. D. H. Lawrence, who wrote a foreword to the English translation called this complicated structure of the book 'the greatest mess possible'. However, 'this mess' shows a very well defined system. All the above mentioned elements are isomorphic: they refer to the binary *oppositions* between colonizer and colonized and have a textual aspect at the same time.

The concept of the 'Colonizer' and the 'colonized' can be also applied to the relationship between men and women.

In the frame of nineteenth-century Holland and in the main narrative of the East Indies women are all subordinated to men. 'Woman' is an icon of the colonial system: she – white or colored – is colonized by him, white or colored.

Loomba argues that from the beginning of European colonization upper class Oriental women are always represented in texts as being carefully watched over and defended by European men. Mrs. Slotering, 'a native child', the pregnant

[8] "A white man addressing a Negro behaves exactly like an adult with a child and starts smirking, whispering, patronizing, cozening." (Fanon, Frantz: Black Skin White Masks. Trans. by Charles Lam Markmann. London, Sydney: Pluto Press, 1986, p. 31.)



widow of Havelaar's predecessor is guarded by the Havelaars. She is staying at their house. She is a 'liplap', someone with mixed blood and as such a 'contact zone': she is someone who belongs to both sides and is therefore dangerous to the colonizer. A liplap is too similar to the white European, yet preserving differences between colonizer and colonized is essential to the preservation of colonial domination. Women on different sides of the colonial divide can therefore never develop solidarity with each other in spite of their common subjugation by their husbands. That is why Tine, Havelaar's wife behaves quite belligerently with Mrs. Slotering, the half-breed, the liplap. Although the Havelaars take good care of Mrs. Slotering, she and her unborn child mean a latent danger to them, the colonizers. A liplap is also an example of 'miscegenation', the sexual mixing of two different races. Mixing of races, blurring borders means an undermining, and a destabilizing of the colonizing power. Liplaps are excluded from the social life of the colonies partly because of their lack of command of the colonizers' language. They only know the Malay language. They are repeatedly laughed at because of their faulty usage of Dutch. But there is not one scene in the novel in which the Dutch are laughed at by the natives because of *their* bad Malay language. The Dutch laugh, the natives are laughed at. Again, the concept 'liplap' has an isomorphic character.

Another statement by Loomba is that in colonial literature it is always the European subject who is individualized. Non-Europeans are represented as agents of a race or of another group. Therefore their problems are never seen from their own individual perspective.

A case here in the main narrative is that of the native nurse, the baboe. When Max Havelaaar, his family and other European authorities arrive at Lebak, everybody getting out of the coach is described in detail. The baboe is however not worth describing. The narrator tells us that all the baboes of the East Indies are the same when they are old. If the reader knows one of them, there is no need to describe her. And if the reader does not know such a person, it is impossible to describe them. We have to bear in mind that Multatuli wrote his novel on the abuse of colonizers in the East Indies. His viewpoint is however that of the colonizer who is actually not interested in and not cognizant of the colonized. The baboe has no face and she is not more than her kind. She is not worth to be described as an individual. She represents a fourfold discrimination: that of her race (she is a native of the East Indies), that of her class (she is a servant), that of her sex (she is a woman) and that of her age (she is old). This is a good example, how class, sex, race and age are all part of the omnipresent ideology of the colonial context. It also shows how representation or more precisely the omitting of representation can serve the aims of colonial power.

Another example of the parallels between colonial and gender aspects is the episode when Max Havelaar tells Si Oepi Keteh the story of the Japanese mason. Si Oepi Keteh is a young girl, the daughter of a native magistrate. Havelaar tries

to talk to her, but she is quite resistant. In her answers she shows her dependency on her father and her masters. The story of the Japanese mason is a parable. Havelaar tells the story to the uncommunicative girl in order to solve the awkward situation in which he tries to create contact with a colonized person who rejects the approach. The story is about the Japanese mason who is never satisfied with his own position and always wishes to be someone or something else. In the end he wants to be what he was: a mason. This is a typical colonial story: the desire of the colonized to be free is just an illusion. The reserved behavior of the young girl who has to listen to this story which is actually her own, is interpreted by Havelaar as stupid but also as a latent protest. That is why Havelaar is very irritated with the girl. He says that in every young girl he sees an unwritten manuscript. The unwritten manuscript to be written by men. The story of the Japanese mason is also the story of the relationship of the philistine Droogstoppel to his wife: one always has to stay in his or her position. Here again we have a *mise en abyme*. Women – white as Tine, Havelaar's wife, half-breed as Mrs Slotering or colored as Si Oepi Keteh – may only have the desire to become free, but their desire can never be formulated, much less fulfilled: they have to stay in their place to the end of time. Tine, Mrs Droogstoppel, Si Oepi Keteh and Adinda do not have a text. They are all unwritten manuscripts that only men can fill with a text.

If the colony is text, a woman is text as well. The text 'woman' is written, constructed, dominated and manipulated by men. Woman characters only seldom get the chance to speak. The amount of the direct and indirect speech of female characters is practically zero compared to that of men. The story is about men written for men. Women are embedded in a male story. All female characters are variations on the same theme of subjugation: Droogstoppel's wife is cutting flannels for her husband. Tine, Havelaar's wife helps her husband's career and looks after their son. Adinda, the native lover of the native boy, Saidjah promises to spin and to weave until the boy returns. Droogstoppel's daughter, Marie embroiders slippers for her father's young German assistant, Stern. The servants, the native nurse and Si Oepi Keteh are exploited economically. They do not have a word in their own or their husbands' lives. The actual and textual subjection of natives and women forms a coherent and structural network in the novel.

As Van Alphen and Meijer point out, the great Dutch masterworks have the flavor of sanctity around them. These are texts the cultural value of which is never challenged.[9] Generations of literary scholars confirm the value of the novel *Max Havelaar*. Their interpretations have become just as canonized as the book itself.

[9] Alphen, Ernst van; Meijer, Maaike (Eds.): De canon onder vuur. Amsterdam: Van Gennep, 1991.



The same flavor of sanctity is at the same time the weakness of canonized masterworks. They are not a challenge any more. By breaking up the text one can discover hidden trains of thought and colonial reflexes. I have found several points in the text that sanction a world view with which the reader of today does not wish to identify.

In my reading Droogstoppel and Max Havelaar are the two sides of the same coin being the Dutch colonial enterprise. The complicated structure of the novel works as a centrifuge: it induces a fast rotary motion where all the narrating instances are forced into a sequence where their identities have more and more similar features. In the middle of the circle there is a vacuum. This vacuum represents the missing voice of the colony – in this case the East Indies – and in close relation to it, the missing voice of women.

*Hedvig Ujvári (Piliscsaba)*

# Von *Lloyd* zu *Lloyd.*
## Die pressehistorische Verortung des *Ungarischen Lloyd* (1867–1876) im deutschsprachigen Pressewesen Ungarns

### I. Metamorphose(n) eines Blattes

Die Geschichte des *Ungarischen Lloyd* ist mit der seines Konkurrenten, dem *Pester Lloyd* (1854-1945), engstens verbunden. Er wuchs aus dem *Pester Lloyd* heraus, und als er nach einem Jahrzehnt seines Bestehens die Segel streichen musste, wurden seine Abonnenten 1876 vom *Pester Lloyd* übernommen.[1]

Die Zerwürfnisse zwischen der Redaktion und dem Zeitungskomitee des *Pester Lloyd* führten 1867 zum vollständigen Bruch. Die ganze Redaktion und Administration verließ die Handelsgesellschaft, die den *Pester Lloyd* ins Leben rief und gründete ihr eigenständiges Blatt namens *Ungarischer Lloyd.* Personell Änderungen erfolgten bereits 1866 beim *Pester Lloyd,* als der Chefredakteur, Johann Weisz (?-1900), aus der Redaktion schied. Sein Nachfolger wurde Dr. Samuel Rothfeld (1830-1896), der diese Position bis Ende 1867 innehatte. Im Blatt wurde aber stets der Name des verantwortlichen Redakteurs angegeben. Diese Aufgabe wurde seit der Gründung des Organs bis zum 8. Dezember 1867 von Karl Weiszkircher (1821-1883) wahrgenommen.[2] Laut Impressum hat sich daran auch beim *Ungarischen Lloyd* nichts geändert, aber dieses Blatt notierte er mit Samuel Rothfeld auch als Inhaber.[3] Das neue Blatt wurde von den Gebrüdern Légrády in Pest gedruckt, die Pränumeration, Expedition und Insertion wurde in

1 Deutsch, Antal: A „Pester Lloyd". In: Ország-Világ Jg. 24, Nr. 17 v. 26. April 1903, S. 328-330. Vgl. auch Deutsch, Anton: Der „Pester Lloyd". In: Die Pester Lloyd-Gesellschaft. 1853-1903. Budapest 1903, S. 168f. und 175 (Anton Deutsch [1848-1920] war Mitarbeiter des *Pester Lloyd*).

2 Ausführlich siehe dazu: Ujvári, Hedvig: Die Geschichte des Pester Lloyd zwischen 1854-1875. I. In: Magyar Könyvszemle 117 (2001), H. 2, S. 189-203.

3 Obwohl auch dieses Organ den Namen des verantwortlichen Redakteurs anführte, ist anzunehmen, dass Rothfeld auch als Chefredakteur tätig war. Er signierte 1869 einen Beitrag als „S. Rothfeld. Eigenthümer u. Chefredakteur des »Ung. Lloyd«" (Ungarischer Lloyd Nr. 175 v. 30. Juli 1869, S. 3) (des Weiteren wird für *Ungarischer Lloyd* das Kürzel UL verwendet).



der Zweiadlergasse Nr. 14 untergebracht. Die erste Nummer erschien am 25. Dezember 1867.

Bezüglich der Intentionen der Redakteure, des journalistischen Programms sowie der politischen Richtlinie des Blattes erweist sich der Beitrag *Unser Standpunkt* in der ersten Nummer als wenig aufschlussreich. Als umso reichlichere Quelle kann *Die Fackel,* ein von Robert Boldini[4] in Pest herausgebrachtes humoristisches Volksblatt, herangezogen werden. Zwei Wochen vor dem Erscheinen des *Ungarischen Lloyd* berichtete das Blatt in einem kurzen Artikel darüber, dass ab dem 1. Januar 1868 unter der Leitung von Karl Weiszkircher das gesamte Personal des *Pester Lloyd* ein unabhängiges, liberal gesinntes Organ herauszugeben trachtet. Es wurde auch angesprochen, dass zum Ausscheiden der Mitarbeiter vor allem die unüberbrückbare Kluft zwischen den Interessen einer Handelsgesellschaft und den puren journalistischen Intentionen führte.[5] In derselben Nummer des Blattes erschien in der Inseraten-Beilage unter dem Titel *An die geehrten Abonnenten des „Pester Lloyd"!* eine anderthalb Seiten starke Anzeige, in der die journalistischen Zielsetzungen ausführlich dargestellt wurden.[6]

Die Redakteure betonten nach der Erwähnung ihrer bisherigen Verdienste und Werte – geistige Kraft, Solidarität, Wahrheitsliebe, Interessenvertretung, Sorge um das Gemeinwohl, politische Konsequenz – vor allem, dass auch die Leser des *Ungarischen Lloyd* nicht auf die ausgedehnte Berichterstattung bezüglich Handelswesen, Gewerbe und Landwirtschaft verzichten müssen. Der von Weiszkircher signierter Programmartikel hebt hervor, dass diese auch bisher nicht so sehr als ein Verdienst der Pester Lloyd-Gesellschaft angerechnet werden konnten, „sondern wir verdanken dieselben lediglich und ausschließlich den langjährigen intimen Beziehungen unserer Mitarbeiter zu den Trägern und den Vermittlern des Verkehrs-Beziehungen", die auch weiterhin bestehen werden.[7] Auch das Ressort Politik sowie das Feuilleton sollten unverändert bleiben, und die literarischen Beziehungen jenseits der Leitha sollten weiterhin gepflegt werden. Neben der inhaltlichen Beständigkeit soll auch die Form des Organs beibehalten werden.

4 Robert Boldini (1830-1876) Druckereiinhaber und Redakteur in Pest. Eigentümer, Herausgeber und Hauptmitarbeiter der deutschsprachigen humoristischen Organe *Pester Komet* und *Styx*. Redigierte auch die deutschsprachigen Kalender *Bazar* und *Kometen Kalender*. Vgl. Szinnyei, József: Magyar írók élete és munkái [Leben und Werk ungarischer Schriftsteller]. CD-ROM. Arcanum adatbázis.

5 Ungarischer Lloyd. In: Die Fackel Jg. 2, Nr. 34 v. 11. Dezember 1867, S. 1. Ähnliches wurde auch in einem weiteren Artikel formuliert. Siehe dazu: Der „Ungarische Lloyd" erscheint in diesem Monate gratis! In: Die Fackel Jg. 2, Nr. 35 v. 23. Dezember 1867, S. 2.

6 Inseraten-Beilage zur „Fackel" Nr. 34.

7 Ebd.

Die Pränumerationsbedingungen sollten aber günstiger ausfallen: Da über den Erlös nicht eine Gesellschaft disponieren wird, kann ein beträchtlicher Teil dieser den Lesern zugutekommen. Aus ähnlichem Grund soll auch der Umfang des Blattes, vor allem die Unterhaltungsbeilage sowie das Ressort für Politik und die Handelsberichterstattung eine Erweiterung erfahren. Auch Fragen der Landwirtschaft, des Gewerbes, der Mühlenindustrie und des Verkehrswesens soll gebührend Raum gewidmet werden.

Die langjährige publizistische Tätigkeit sowie das Vertrauen der Leser entheben der Redaktion der „Nothwendigkeit an dieser Stelle ein ausführliches Programm zu entwickeln".[8] Als oberstes Primat wird erklärt, „ein nach allen Richtungen hin unabhängiges Journal" zu sein, und als „heiliger Wille" wird die Fortsetzung der politischen Traditionen des verlassenen Organs genannt.[9] Als Grundpfeiler des journalistischen Schaffens werden Freiheit, Fortschritt und Recht deklariert, und als moralische Richtlinie werde die eigene Überzeugung und das eigene Gewissen fungieren.

Eine ausführliche Erklärung zu dem Bruch mit der Lloyd-Gesellschaft wurde nicht abgegeben, aber das Organ der Gesellschaft, der *Pester Lloyd*, wird als eigenständige geistige Schöpfung betrachtet, deren Geist im *Ungarischen Lloyd* weiter existieren soll. Gleichzeitig wird auf die Vorurteilslosigkeit und das Werturteil der Leser appelliert, indem sie imstande sein werden, den bisher gewohnten Namen und den neuen Inhalt getrennt zu unterscheiden. Eigentlich wird den Lesern kein neues Blatt geboten, sondern lediglich das alte erfährt eine Namensänderung und führt seine Tätigkeit unter dem Titel *Ungarischer Lloyd* fort.

Der *Ungarische Lloyd* zählt zehn Jahrgänge, erschien zweimal täglich in einer Morgen- und Abendausgabe.[10] Von Anfang an brachte er auch ein Beiblatt für Landwirtschaft und Gewerbe heraus.[11] In der Ausstellung und Gliederung folgte das Blatt den Traditionen der politischen Tageblätter, obwohl die Einteilung der Rubriken mehrfach modifiziert wurde. Das Morgenblatt erschien vierspaltig, und sein Umfang bewegte sich zwischen vier und zehn Seiten. Anfangs folgten auf der ersten Seite die amtlichen Notierungen der Pester Waaren- und Effektenbörse, die Wiener Börsentelegramme sowie weitere Börsen- und Handelsnachrichten. Auch andere Geschäftsberichte, Auszug aus dem offiziellen Amtsblatt

8 Ebd.

9 Ebd.

10 Montags oder sonntags erschien nicht immer eine Morgenausgabe.

11 Der Titel dieser änderte sich häufig: *Der Landwirth* (31. Dezember 1867-1870), *Gewerbe-Zeitung* (1868-1870), *Blätter für Landwirtschaft und Gewerbe* (1871-1872), *Zeitung für Landwirtschaft und Gewerbe* (1873-1875). In den Pränumeration-Einladungen Ende 1869 wurden die Leser auch auf ein Modeblatt *Victoria* aufmerksam gemacht. Als Beiblatt des Organs konnte in dieses keine Einsicht genommen werden.



*Közlöny*, die „Volkswirthschaftliche Rundschau" sowie der Wasserstand und die Witterung wurden hier gedruckt. Die Redaktionsprinzipien des *Pester Lloyd* ließen sich auch in den mehrteiligen Jahresrückblicken (Rückblicke auf das Börsenjahr 1867; Rückblicke auf die Handelsverhältnisse des Jahres 1867) erkennen. Ab Februar 1868 wurde dem Eisenbahn- und Verkehrswesen gesondert eine Rubrik gewidmet. Der Leitartikel wurde erst auf Seite zwei platziert, und ebenfalls auf dieser Seite erschien die Rubrik „Aus dem Reichstage" sowie weitere innen- und außenpolitische Nachrichten. Auf dieser Seite, „unter dem Strich", begann das Feuilleton, das entweder auf Seite drei oder in der Beilage die Fortsetzung fand. Ab Seite drei kamen die „Telegraphischen Depeschen" des Blattes, die Rubrik „Zur Tagesgeschichte" sowie die „Tagesneuigkeiten" zum Abdruck. Die Kurznachrichten über Ernennungen, Namensänderungen, Theaterprogramme, Vereinsnachrichten, soziales Leben sowie Meldungen über Kunst und Literatur wurden in der Beilage gedruckt. Die Korrespondenz der Redaktion, die Liste der Verstorbenen und die Fremdenliste wurden auch im hinteren Teil der Zeitung veröffentlicht. Vor der Beilage, auf Seite vier, erschienen meistens Anzeigen und ein Teil der Impressumsangaben (Inhaber, Druckerei). Dem Blatt wurden mehrere Seiten Anzeigen angehängt.

Das Abendblatt[12] erschien wesentlich kleiner, meistens auf vier Seiten in drei Spalten. Telegrafische Depeschen, Feuilletons, kleinere Berichte und Börsennachrichten folgten einander. Viele Nachrichten wurden aus der ungarischen Presse übernommen. Das Abendblatt konnte auch nur zwei Seiten umfassen, dann blieb das Feuilleton aus, und zwei Seiten kamen der Beilage für Landwirtschaft und Gewerbe zugute. Ab Mitte Januar 1869 verschwand die optische Abgrenzung des Feuilletons „unter dem Strich", und die Fortsetzungsromane wurden auf Seite drei und vier in zwei Spalten gebracht.

Die Struktur des Blattes wich nur einmal von dieser traditionellen Gliederung ab: infolge der französischen Ereignisse 1870. Vor der Schlacht bei Sedan erschienen aus der Feder des Original-Korrespondenten des Blattes zahlreiche Beiträge mit dem Titel *Vom Kriegsschauplatz*. Er schrieb ausführlich über die Belagerung von Paris, oft auch mit Zeichnungen illustriert. Für einige Tage wichen auch die Wirtschafts- und Börsennachrichten von der ersten Seite, da die Kriegsereignisse das ganze Blatt füllten. In dieser Zeit erschien mehrmals eine Sonderausgabe, das *Extra-Blatt des Ungarischen Lloyd*, in dem nur Telegramme gedruckt wurden.

Die erste große Umstrukturierung des Blattes erfolgte Ende 1872. Über die angestrebten Reformen wurde die Leserschaft mehrmals informiert:

12 Die erste Nummer erschien am 27. Dezember 1867.

**An unsere Leser.**

Der „Ungarische Lloyd" erscheint vom heutigen Tage ab in vergrößertem Format. Der Redaktion wird dadurch die Möglichkeit geboten, das bedeutend reichere Material, welches das Blatt fortan enthalten wird, unterzubringen; der Leser wird sich hoffentlich mit dem neuen Format, welches weit handlicher ist, als das bisherige, sehr bald befreunden.

Die umfassenden Reformen, welche der Inhalt des „Ungarischen Lloyd" erfahren hat, werden dem Leser schon aus den nächsten Nummern ersichtlich werden.

Den Schluß des laufenden Romans erhalten die g. Abonnenten in separaten Beilagen nach dem alten Formate und haben wir heute bereits mit der Versendung des ersten Bogens begonnen.[13]

Das Ziel war, den *Ungarischen Lloyd* ganz dem Niveau der großen europäischen Blätter anzupassen. Das Blatt erschien nun mit durchnummerierten Seiten in vergrößertem Format, die Seitenzahl wurde infolge der thematischen Erweiterung auch erhöht, und sowohl das Abend- als auch das Morgenblatt wurde in drei Spalten gegliedert. Als eine markante Änderung ist auch das anzusehen, dass von der ersten Seite die riesengroßen Börsentabellen schwanden und ihr Platz mit längeren Artikeln oder Feuilletons gefüllt wurde. Bei der Berichterstattung wurden die Nachrichten in die Spalten „Inland", „Oesterreich" und „Ausland" gegliedert. Als Quelle ausländischer Nachrichten dienten u.a. folgende Blätter: *Kölner Zeitung, Journal des Debates, Opinion nationale, Liberté, Journal de Paris, Temps, Preßburger Zeitung, Temesvarer Zeitung, Neues Wiener Tageblatt, Bohemia, The Bee, Daily News.* Das Blatt hatte Berichterstatter sowohl in der ungarischen Provinz als auch in den europäischen Großstädten. Beiblätter erschienen in regelmäßigem Takt zu mehreren Themenbereichen (u.a. Unterricht, Landwirtschaft, Gewerbe, Verkehrswesen). Als Novum galt die sonntags erschienene *Zeitung für Kunst, Theater und Literatur*,[14] redigiert von Adolf Dux (1822-1881) und Adolf Silberstein (1845-1899). Für das Feuilleton hat man versucht, die besten journalistischen und belletristischen Kräfte zu gewinnen. Die Wirtschaftsnachrichten wurden auf die Seiten neun bis elf platziert, und auf die Seiten 12-16 folgten die Anzeigen. Der Fortsetzungsroman erschien anstelle des Abendblattes in der Morgenausgabe, meistens auf den Seiten 13-14, unterhalb der Anzeigen. Gelegentlich meldete sich der *Ungarische Lloyd* mit außerordentlichen Beilagen auf weiteren vier Seiten. Am Montag erschien kein Morgenblatt,

[13] An unsere Leser. In: UL (Abendblatt) Nr. 236 v. 14. Oktober 1872, S. 1. Wesentlich ausführlicher: An unsere Leser. In: UL Nr. 291 v. 15. Dezember 1872, S. 7.

[14] Ab Juli 1873 wurde diese im Abendblatt platziert. Die letzte Nummer erschien im Abendblatt Nr. 234 v. 11. Oktober 1873. Danach schrumpfte der kulturelle Teil des Blattes immer mehr zusammen.



lediglich eine Abendausgabe. Nach eigenen Angaben des Blattes wurde es in dieser Zeit in 15.000 Exemplaren gedruckt.[15] Die umfangreichen Änderungen wurden im Blatt folgendermaßen bekannt gegeben:

**An unsere Leser.**

Die in den Eigenthumsverhältnissen des „Ungarischen Lloyd" eingetretene Veränderung hat die Redaktion in die Lage gesetzt, eine Reihe von Reformen in Aussicht zu stellen, welchen den „Ungarischen Lloyd" auf die Höhe der größten publizistischen Organe des Kontinents erheben sollen. Unsere Leser mögen entscheiden, inwieweit es uns bisher gelungen ist, uns diesem Ziele zu nähern. Wir erlauben uns hier, nur thatsächlich zu rekapituliren, was bisher nach dieser Richtung hin geschehen ist.

Im „Ungarische Lloyd" ist bezüglich des Raumes eine Vergrößerung um benahe das Doppelte eingetreten und werden dem Leser in der Morgen- und Abendausgabe des Blattes, abgesehen von dem Inserathentheile, mindestens

**täglich 16 Seiten Text**

geboten.

In die Chefredaktion ist zunächst der Miteigenthümer Herr Dr. Paul Waldstein eingetreten. Vom 1. Januar 1873 ab wird ihr auch Herr Emerich von Halász angehören. Dieselbe wird demnach von diesem Tage ab bestehen aus Emerich von Halász, S. Rothfeld, Dr. Paul Waldstein. Verantwortlicher Redakteur bleibt Herr Karl Weiszkircher.

Für den volkswirthschaftlichen Theil ist eine anerkannte Kapazität, Herr Dr. Heinrich Ditz, Verfasser des bekannten Werkes über die ungarische Landwirthschaft, gewonnen worden.

In seinen Fachblättern bringt der „Ungarische Lloyd" aus der Feder der tüchtigsten Fachkräfte eine Revue des Wissenswerthesten vom Tage. Es erscheint am:

| | |
|---|---|
| Sonntag: | Die „Zeitung für Kunst, Theater und Literatur", redigirt von A. Dux und Dr. A. Silberstein. |
| Dienstag: | Die „Unterrichtszeitung", redigirt von Prof. J. H. Schwicker. |
| Mittwoch: | Die „Landwirthschaftliche Zeitung", redigirt von Dr. H. Ditz und L. Schoch. |
| Donnerstag: | Die „Munizipal- und Gemeindezeitung", redigirt von dem Abgeordneten Emil v. Trauschenfels. |
| Freitag: | Die „Industrie-Zeitung", redigirt von Dr. H. Ditz und L. Schoch. |
| Samstag: | Die „Militär-Zeitung", redigirt von Baron Aladár Perényi. |

[15] Vgl. UL Nr. 294 v. 19. Dezember 1872, S. 1. Politische Blätter neigten aber zur Übertreibung der Auflagenzahl. Auch der *Pester Lloyd* gab dieselbe Zahl an, wobei die Realität in diesem Fall bei der 10.000-Grenze anzulegen ist. Im Falle des *Ungarischen Lloyd* wird diese Zahl wesentlich niedriger, auf 2.000 geschätzt. Vgl. Gergely, András; Veliky, János: A politikai sajtó története 1867-1875 [Die Geschichte der politischen Presse 1867-1875]. In: A magyar sajtó története II/2. 1867-1892. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1985, S. 38-39.

Der „Ungarische Lloyd" erhält nicht nur aus den ersten Provinzstädten Ungarns, sondern auch aus Wien, Berlin, Paris, London, Madrid, Athen, Rom, Petersburg, Konstantinopel, Bukurest, Belgrad u. s. w. die neuesten Nachrichten in Original-Korrespondenzen zugesendet.

Ganz besondere Sorgfalt widmet der »Ungarische Lloyd« dem Feuilleton. Frisch und lebendig, dabei ernst und gediegen, weist er unter seinen Mitarbeitern eine Reihe von Namen auf, deren Ruf weit über die Grenze der Monarchie hinausreicht.

In dem nächsten Quartal wird der „Ungarische Lloyd" außer einer Anzahl von Novellen und Erzählungen namhafter Schriftsteller auch einen

**Roman**

aus der Feder eines der gefeiertesten deutschen Romanschriftsteller bringen.

Die Veröffentlichung beginnt im Monat Januar und behalten wir uns hierüber die nähere Mittheilung vor.

Was bisher gethan ist, ist ein Anfang. Wir werden mit unserer ganzen Kraft die eingeschlagene Bahn verfolgen. Treu den Prinzipien, zu welchen sich das Blatt seit seiner Gründung bekannt hat, anderen Bestrebungen gegenüber, soweit sie auf dem Boden des Landes und seiner Interessen stehen, die Pflicht der Kritik ohne fachliche Voreingenommenheit und ohne persönliche Gehässigkeit übend, nach allen Richtungen hin die Unabhängigkeit unserer Stellung wahrend, nach keiner die Macht der Presse mißbrauchend, rückhaltslos und wahr, nicht vordringlich und verletzend, werden wir uns bemühen, den Beweis zu liefern, daß die große Aufgabe, welche wir uns gestellt, in uns redliche Arbeiter besitzt. Möge die freundliche Theilnahme unserer Leser unsere Arbeit begleiten!

Dieser Schwung währte jedoch nur einige Monate, ab 1873 renkte sich eine Seitenzahl zwischen zehn bis zwölf ein. Das Abendblatt bestand nicht selten lediglich aus zwei Seiten; auf vier Seiten kam es nur montags. Die Veränderungen waren nicht dem Zufall zuzuschreiben, das Impressum deutete auf einen Wechsel der Besitzerverhältnisse hin. Das Blatt ging nun ab Oktober 1872 in das Eigentum der „Guttenberg-Zeitungs-Verlags-Gesellschaft" über, die Redaktion und Administration wurde neben Rothfeld und Weiszkircher auch von Dr. Paul Waldstein geleitet. Anfang 1873 wurde das weiter modifiziert: Als Chefredakteur wurde, wenn auch nur für kurze Zeit, neben Rothfeld und Waldstein auch Emerich von Halász (1841-1918)[16] angegeben. Der verantwortliche Redakteur des Organs blieb nach wie vor Weiszkircher. Die Änderungen ließen auch die Druckerei nicht unberührt: Im Sommer 1873 kam das Blatt von den Gebrüdern Légrády in die Druckanstalt der Gebrüder Deutsch.[17] Im September änderten sich wieder die Besitzerverhältnisse: Die Namen H. Rechtnitz und Dr. L. Rosenberg wurden

16 Ab Nr. 35 (Abendausgabe) kam sein Name nicht mehr vor.

17 In Nr. 167 (Abendausgabe) v. 21. Juli 1873 war bereits zu lesen: „Druck von Gebrüder Deutsch, Pest-Wiener lit.-art.-Anstalt." Nach einigen Monaten wurde das auf „Gebrüder Deutsch" verkürzt.



angeführt.[18] Ab Oktober erschien wieder Paul Waldstein als Herausgeber.[19] Das Expeditionsbüro zog im Oktober aus der Göttergasse Nr. 9 in die Zweiadlergasse Nr. 14, wo bereits die Redaktion und Administration untergebracht war.[20]

Auch im Jahre 1874 erfolgten Änderungen. Der Herausgeber blieb zwar Waldstein, aber während des Sommers wechselte das Blatt in die Druckerei von J. Wilckens.[21] Auch das erwies sich lediglich als eine Zwischenlösung, denn im Winter wurde das Blatt bereits bei Viktor Hornyánszky hergestellt.[22]

Die letzte Metamorphose des Blattes nahm mit dem 1. September 1875 ihren Anfang. Großformat, fünf Spalten, große Börsentabellen auf der ersten Seite, schwaches Feuilleton, Verschwinden der Fortsetzungsromane sowie provisorischer Rückgang der Pränumerationspreise sind die wichtigsten Merkmale dieses Wandels. Die Redaktion entschied sich wegen der Leserbeschwerden für das große Zeitungsformat.[23] An gleicher Stelle wurde es den Lesern mitgeteilt, dass infolge der besseren Raffung des Stoffes das Abendblatt eingestellt wird, aber anstelle dessen sollen zwei Wochenbeilagen (Belletristik am Sonntag, Landwirtschaft am Montag) den Abonnenten zugutekommen. Nach einigen Tagen ist das Abendblatt auf Wunsch der Leser erneut erschienen, wobei nur eine Wochenbeilage bei unverändertem Preis versprochen wurde.[24]

Das Eingehen des *Ungarischen Lloyd* erfolgte im März 1876. In einer kurzen Mitteilung wurde den Pränumeranten mitgeteilt, dass infolge einer Vereinbarung mit dem *Pester Lloyd* die Leserschaft das Tageblatt der Handelsgesellschaft erhalten wird. Damit hörte der *Ungarische Lloyd* auf als Tageblatt zu fungieren, erschien aber jeden Montag als Wochenblatt. Interessant ist, dass die Administration und Expedition beider Blätter in der Dorotheegasse Nr. 14 zu finden war, die Redaktion des *Ungarischen Lloyd* jedoch in der Zweiadlergasse blieb.[25]

18 Vgl. UL Nr. 217 v. 21. September 1873.

19 Vgl. UL Nr. 229 (Abendausgabe) v. 6. Oktober 1873.

20 Vgl. UL Nr. 229 (Abendausgabe) v. 6. Oktober 1873. Im Zeitungskopf des Blattes stand Schwarzadlergasse 14! Ab der nächsten Nummer wurde das beseitigt.

21 Der Wechsel erfolgte nicht reibungslos, so wurde im Blatt um Verständnis der Leser wegen der ausgebliebenen Beilagen gebeten. Vgl. UL Nr. 150 [147] v. 1. Juli 1874, S. 1. (Die Nummerierung des Blattes ist falsch: auf der ersten Seite steht zwar Nr. 150, aber in den Innenseiten wird Nr. 147 angegeben. Letztere ist richtig.)

22 UL Nr. 269 v. 22. November 1874.

23 An unsere geehrten Abonnenten! In: UL Nr. 199 v. 1. Dezember 1875, S. 2.

24 UL Nr. 204 (Abendblatt) v. 7. September 1875, S. 1. Die illustrierte Beilage soll den Titel *Der Hausfreund* geführt haben. Vgl. UL Nr. 234 v. 13. Oktober 1875, S. 1.

25 „Laut einer Abmachung mit dem **»Pester Lloyd«** erhalten die Abonnenten des **»Ungarischen Lloyd«** vom heutigen Tage ab bis zum Ablauf des Abonnements den »Pester Lloyd«. Der **»Ungarische Lloyd«** hört somit mit dem heutigen Tage auf, als Tageblatt zu erscheinen und **erscheint** jeden **Montag als Wochenblatt.** Eine ausführ-

## II. Ungarischer Lloyd versus Pester Lloyd

Über das Verhältnis der beiden *Lloyd-Blätter* zueinander bemerkt Gerd Schubert, dass der *Ungarische Lloyd* als Ablage des *Pester Lloyd* funktioniert haben soll.[26] Seiner Hypothese nach war Ersterer vor allem den Lesern in der Provinz bedacht, wobei das bereits seit über ein Jahrzehnt existierende Blatt eher von den Bürgern in Pest und Ofen gelesen wurde. Auch das sei nicht ganz auszuschließen, dass es so reichlich journalistisches Material vorhanden war, was den Umfang eines einzigen Blattes gesprengt hätte. Infolge der politischen Kräfteverhältnisse ist Schubert der Annahme, dass der Befürworter des Ausgleichs, Max Falk, mit der Leitung des meinungsbildenden Organs betraut wurde, und Weiszkircher an die Spitze des neuen Blattes kam.[27] Unter den Mitarbeitern und Redakteuren, besonders was das Feuilleton anbelangt, gibt es mehrere, die für beide Blätter tätig waren. Anfangs wurden beide Organe bei den Gebrüdern Légrády gedruckt.

Diesen Hypothesen widersprechen sämtliche Artikel im *Ungarischen Lloyd*. Besonders den ersten zwei Jahrgängen des neuen Organs sind Artikel zu entnehmen, die eindeutig als Belege eines angespannten Verhältnisses zwischen den beiden Blättern bewertet werden können.[28]

liche Anzeige erfolgt im Laufe der nächsten Tage." In: UL Nr. 59 (Abendausgabe) v. 13. März 1876, S. 1 (Hervorhebungen im Original).

26 Schubert, Gerd: Jules Verne im Ungarischen Lloyd 1867-1876. Bibliographische Notizen und Dokumente aus der deutschsprachigen Jules Verne-Rezeption – oder Kurbeln in Budapest für Wolfgang Thadewald. In: http://www.epilog.de/PersData/V/Verne_Jules_1828/Sekundaer/Ungarischer_Lloyd_1867_1876.htm.

27 Beide Organe waren Befürworter der Deák'schen Politik, also des Ausgleichs zwischen Österreich und Ungarn. Die redaktionelle Tätigkeit von Falk wurde aber bereits von seinen Zeitgenossen für äußerst facettenreich gehalten: „Keiner kann daran zweifeln, dass der »Pester Lloyd« sehr geschickt redigiert wird, und dass Falk nicht nur ein ausgezeichneter Redakteur, sondern auch ein hervorragender Journalist ist. Aber auch das kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die Redaktion des »Pester Lloyd« vor allem ihre eigenen, und erst dass die Interessen der Deák-Partei vor Augen hält." In: Pesti képek. (Van-e deákpárti sajtó?) [Pester Bilder. (Gibt es eine Presse der Deák-Partei?)]. In: Somogy Jg. 7, Nr. 29 v. 18. Juli 1871, S. 1 (Übersetzung von mir – H. U.) Vgl. auch die Bemerkung von einem der anerkanntesten Journalisten der Zeit, Kákay Aranyos [Aurél Kecskeméthy]: „[...] das renommierteste Organ der ungarischen Regierung und der Deák-Partei ist deutsch. Aber auch das hat der Nationalflagge keine ewige Treue geschworen. Es ist lediglich so ein »einjähriger Freiwilliger«." In: Kákay Aranyos politikai társadalmi tragico-humoristicus Krónikája [Die politische gesellschaftliche tragisch-humoristische Chronik des Kákay Aranyos]. Pest, 1869. 277f.

28 Andererseits kann man auch dafür Belege finden, dass der *Pester Lloyd* im *Ungarischen Lloyd* Anzeigen veröffentlichte. Vgl. UL Nr. 300 v. 28. Dezember 1869, Beilage.



Das neue Blatt kämpfte um die Pränumeranten, versuchte sogar die Lloyd-Gesellschaft davon zu überzeugen, die Pränumerationspreise für das erste Quartal von 1868 im Falle der Leser, die es schriftlich verlangten, ihnen zu überweisen. Als das nicht erfolgte, kam es in einem Offenen Schreiben zu Drohungen:

**Erklärung**

Von unseren, weiter unten namentlich angeführten Abonnenten hat unsere Administration die nachstehende, von jedem Einzelnen eigenhändig unterfertigte Aufforderung erhalten:

Löbl. Administration des „Ungarische Lloyd"!

In Folge des eingetretenen Redaktionswechsels ersuchen wir Sie hiermit höflichst, den an die Administration des „Pester Lloyd" eingesandten, uns vom Januar 1868 ab zu Gute kommenden Pränumerationsbetrag für uns von der Administration des „Pester Lloyd" zu erheben, und uns vom 1. Januar 1868 angefangen, den „Ungarischen Lloyd" zuzusenden.

(Unterzeichner...)

Nachdem wir bisher vergebens versucht haben, die Beiträge, zu deren Erhebung wir durch die oben genannten Herren Pränumeranten ermächtigt wurden, von dem Zeitungskomité der Pester Lloydgesellschaft einzukassiren und deren Auszahlung stets unter nichtigen Vorwänden verweigert wurde: so sehen wir uns genöthigt, in dieser Angelegenheit den Weg der Oeffentlichkeit zu betreten, um hiedurch dem Zeitungskomité der Pester Lloydgesellschaft den gewünschten Beweis der Echtheit der betreffenden Unterschriften – wenn auch nur indirekt – zu liefern. Sollte auch dieser Versuch, das Zeitungskomité der Lloydgesellschaft zur Zahlung zu vermögen, nichts fruchten, so bleibt uns dann allerdings nichts anders übrig, als unser Recht auf gerichtlichem Wege zu suchen.

Pest, 4. Januar 1868.

Die Redaktion des „Ungarischen Lloyd".[29]

Nach der Veröffentlichung der Liste der Pränumeranten wandte sich der *Pester Lloyd* schriftlich an die Betroffenen und bat sie, sich auch schriftlich bezüglich der Echtheit ihrer Unterschriften und ihrer Pränumerationsvorhaben zu äußern. Von diesem Schriftverkehr wurde auch die Redaktion des *Ungarischen Lloyd* in Kenntnis gesetzt, die die Aktion als Eigentor bewertete, da sich die besten literarischen Kräfte um das neue Organ versammelten:[30]

29 UL Nr. 9 v. 5. Januar 1868, Beilage.

30 UL Nr. 14 v. 11. Januar 1868, Beilage. Seitens des *Pester Lloyd* wurde die Bekanntmachung von dem Journalisten und Übersetzer Johann Kilényi (Hermann Klein) unterzeichnet. Am kommenden Tag bedankte sich die Redaktion des *Ungarischen Lloyd* bei ihren Lesern für ihr Vertrauen und Unterstützung, die besonders bei den Anlaufschwierigkeiten und gegen die Intrigen hilfreich waren. Vgl. An die geehrten Leser des „Ungarischen Lloyd". In: UL Nr. 15 v. 12. Januar 1868, S. 2.

**Die Reklamationen unserer Abonnenten und die Administration des „Pester Lloyd."**

Von einem unserer Abonnenten in der Provinz wird uns heute der Wortlaut eines Zirkulärs mitgetheilt, welches die Administration des »Pester Lloyd« an jene in unserem Sonntagsblatte namhaft gemachten Abonnenten versendete, die in Folge des eingetretenen Redaktionswechsels ihre für den „Pester Lloyd" eingezahlten Pränumerationsbeträge reklamiert hatten: Dieses Zirkulär lautet:

Durch die Administration des seit wenigen Tagen erscheinenden „Ungarischen Lloyd" ist uns ein gedrucktes, angeblich von Ihnen unterfertigtes Zirkulär zugekommen, worin Sie auf Verlangen der Redaktion des eben genannten Blattes, den an uns eingesendeten Pränumerationsbetrag zurückfordern.

Obwohl uns die Motive dieses Unsinnes nicht bekannt sind, so werden wir demselben doch ohne Weiteres Folge geben, wenn Sie in einer direkt an uns gerichteten Zuschrift erklären wollen, daß die Unterschrift des Ihnen aufoktroyirten Zirkulares, dessen Echtheit wir zu kontroliren außer Stande sind, wirklich die Ihrige sei, und daß Sie in der That das seit 15 Jahren bestehende, und unter neuer Redaktion einem weiteren Aufschwunge entgegensehende Journal „Pester Lloyd" gegen den seit einigen Tagen erscheinenden »Ungarischen Lloyd« zu vertauschen wünschen.

Achtungsvoll
Administration des „Pester Lloyd",
Kilényi

Unser Abonnent begleitet die hier zitirte Einsendung mit folgenden an uns gerichteten Zeilen:

An die Administration des „Ungar. Lloyd", Pest. Aus beiliegenden, an mich gerichteten Zeilen werden Sie ersehen, dass die Administration des „Pester Lloyd" die Echtheit meiner Unterschrift des mir „aufoktroyirten" Zirkulars direkt bestätigt haben will. Obgleich ich füglich die ganze Angelegenheit Ihnen überlassen sollte, so kann ich doch nicht die Bemerkung unterdrücken, daß die Administration des „P. L." sich geradezu lächerlich macht, wenn sie nach so vielen Aufklärungen nochmals direkt anzufragen sich erlaubt, ob ich denn in der That den „Ungar. Lloyd" wünsche? Entweder zweifelt diese Administration, daß ich deutsch Geschriebenes verstehe, aber was noch schlimmer, sie glaubt, daß ich das Nichtverstandene unterschreibe.

Achtungsvoll (folgt die Unterschrift)

So der Einsender. Wir aber konnten die Mittheilung des uns zugeschickten Zirkulars nicht unterlassen, um dem Leser einen Einblick in jene Winkelzüge zu gestatten, welche die Administration des „Pester Lloyd" anwendet, um die Befriedigung unserer gerechten Forderungen zu verschleppen. Sie entblödet sich nicht, hinter unserem Rücken die Echtheit einer von uns präsentirten Unterschrift eine „angebliche" zu nennen, und ist dabei naiv genug, darin einen wirksamen Köder für den denkenden Leser zu erblicken, wenn sie den seit 15 Jahren bestehenden „Pester Lloyd" dem seit einigen Tagen erscheinenden „Ungarischen Lloyd" entgegenstellt. Der Leser hat es eben sattsam erfahren, daß der „Pester Lloyd" in seiner heutigen Organisation „erst seit einigen Tagen" besteht, und der ganze Verein jener literarischen Kräfte, welche durch eine lange Reihe von Jahren am „Pester Lloyd" gearbeitet, seine Thätigkeit im „Ungarischen Lloyd" fortsetzt.

Die Administration des „Ungarischen Lloyd".



Neben den Pränumerationspreisen erwiesen sich auch die städtischen Anzeigen als eine beträchtliche Einkommensquelle der Zeitungen. Das Zustandekommen des neuen Organs zwang jedoch die Verwaltung, hinsichtlich der Veröffentlichung dieser Stellung zu beziehen. Zum ersten Zwischenfall kam es im März 1868, als der Vorsitzende des Lloyd-Zeitungsausschusses infolge zwei Veröffentlichungen im *Ungarischen Lloyd* Beschwerde einlegte. Seitens der Stadt wurde damit argumentiert, dass das neue Blatt bei derselben Auflagenhöhe wesentlich günstigere Abonnentenpreise offeriere. Auch die weiteren städtischen Kundmachungen waren in diesem Organ hervorgesehen, obwohl der Lloyd-Vorsteher gleichzeitig Mitglied des Wirtschaftsausschusses der Stadtverwaltung war:

In der heutigen Sitzung der Wirthschaftskommission veranlaßte die Frage, in welchen Zeitungsblättern die städtischen Kundmachungen zu inseriren sind, ein kleines Intermezzo, welches noch im Laufe der vergangenen Woche durch den an stets unbeachtet bleibenden Interpellationen so reichen Zeitungskomitépräses des „Pester Lloyd", Herrn Bernhard F. Weiß, mit einem leidenschaftlichen Feuereifer angeregt worden war. Als nämlich vor einigen Tagen im »Ungarischen Lloyd« zwei städtische Annoncen erschienen, welche dem „Pester Lloyd" zur Veröffentlichung nicht übergeben wurden, da war es der genannte Herr Zeitungskomitépräses, der mit der Schnelligkeit einer abgeschossenen Rakete von einem Amte in das andere flog, um seine Entrüstung über diesen Vorfall zu äußern. Als die betreffenden Munizipalbeamten den Vorwurf des Herrn. B. F. Weiß die Bemerkung entgegenhielten, daß der „Ungarische Lloyd" eine ebenso starke Auflage habe, wie das Blatt der Pester Lloydgesellschaft, und dabei seine Inserate billiger berechnet, vergaß sich der sonst so geschmeidige Zeitungskomitépräses so weit, daß er in gereiztem Tone diese Behauptung als Lüge erklärte. Herr Bernhard F. Weiß ist wohl als Präses des Zeitungskomités vollkommen kompetent, über das enorme Abonnentendefizit Aufschluß zu geben, welches das amtliche Organ der Börse und Kornhalle durch das Entstehen des „Ungarischen Lloyd" erlitten, aber um die Pränumerantenzahl des „Ungarischen Lloyd" bestimmen zu können, ist Herr Weiß entweder zu schlecht unterrichtet, oder, was wahrscheinlicher und auch naturgemäßer ist, zu parteiisch. Die Wirtschaftskommission wurde denn auch von dem Schmerzensschrei des Herrn B. F. Weiß nicht sonderlich gerührt und blieb bei dem Beschlusse, die städtischen Kundmachungen auch fernerhin im »Ungarischen Lloyd« zu veröffentlichen. So geschah es, daß Herr B. F. Weiß (der Repräsentant und auch Mitglied der Wirthschaftskommission ist, und stets allen Sitzungen beiwohnt, um in geeigneten Momenten Anträge einzubringen, die immer einstimmig – abgelehnt worden) auch in der heutigen Sitzung, aber schon mit sehr großer Schüchternheit, für den Inseratentheil des „Pester Lloyd" eine stumpfe Lanze erfolglos eingelegt hat. Es wurde ihm nämlich ganz einfach bedeutet, daß, wenn die Administration des „Pester Lloyd" die Insertionsgebühren ebenso wie die des „Ungarischen Lloyd" berechnet, so können nebenbei auch im „Pester Lloyd" städtische Kundmachungen inserirt werden. Nur ungern haben wir dieses Vorfalls erwähnt, aber den unausgesetzten und kein Mittel scheuenden Agitationen gegenüber, die von gewisser Seite gegen die Interessen unseres Journals unterhalten werden, finden wir uns zu dieser Abwehr genöthigt. Man sollte meinen, daß Herr B. F. Weiß, der doch als Präses des Zeitungskomités die ernste Mission zu

erfüllen hat, dem gesellschaftlichen Journale „Geist und Richtung" vorzuschreiben, auf das seiner Ambition so wenig entsprechende Geschäft eines Inseratensammlers verzichten sollte.[31]

Auch was das journalistische Prestige anbelangt, waren die beiden Blätter auf Konkurrenz ausgerichtet. Ein markantes Zeichen dieser war die Präsenz in Wien. Laut Angaben des Blattes wurde der *Ungarische Lloyd* bereits im Februar 1868 für die Königin abonniert; im Falle des *Pester Lloyd* erfolgte das lediglich ein Vierteljahr später.[32] Auch als Nachrichtenquelle bezeichnete sich das neue Organ als maßgebendes Blatt: Sogar die Abendausgabe des renommierten ungarischen politischen Tageblattes *A Hon* soll seine Meldungen bezüglich Tagesneuigkeiten ohne Quellenangabe übernommen haben. Die Redaktion beanstandet jedoch nicht diesen Umstand, sondern wenn doch die Quelle einer Nachricht angegeben wird, so soll das Blatt nicht mit dem *Pester Lloyd* verwechselt werden.[33]

Darüber hinaus wurde der *Ungarische Lloyd* nie müde, die Korrektheit ihres Nachrichtendienstes sowie die journalistischen Fähigkeiten seiner Mitarbeiter zu betonen.[34] Über die Berichterstattung der Konkurrenz hat sich das Blatt jedoch nur

31 UL Nr. 64 v. 10. März 1868, S. 3 (Rubrik „Tagesneuigkeiten").

32 „»Pesti Napló«, »Hon« und die anderen hiesigen gelesensten Blätter, darunter auch der »Ungarische Lloyd«, sind schon im Februar für Ihre Majestät der Königin pränumerirt worden. Jedes dieser Blätter hat so viel Takt und Schicklichkeitsgefühl gehabt, um den Namen der Königin nicht zum Gegenstande einer Reklame zu machen und es ist charakteristisch, daß nur der »Pester Lloyd« hievon eine Ausnahme gemacht hat, der doch seinem eigenen Geständniß zufolge erst mit dem Beginne dieses Quartals allerhöchsten Ortes pränumerirt wurde." In: UL Nr. 128 v. 24. Mai 1868, S. 3, Rubrik „Tagesneuigkeiten".

33 „Die Abendblätter des »Hon« übernehmen aus unserem Blatte regelmäßig die Tagesneuigkeiten ohne Quellenangabe. Wir wollen darüber kein Wort weiter verlieren, denn der betreffende Mitarbeiter mag dieses Verfahren für ein ganz korrektes halten. Wenn aber »Hon« sich schon einmal entschließt, in den sauren Apfel einer Quellenangabe zu beißen, so möge die geehrte Redaktion die kollegiale Freundlichkeit haben, bei solchen Nachrichten, die unserem Blatte entnommen sind, den »Ungarischen Lloyd« und nicht den »Pester Lloyd« als Quelle anzugeben." In: UL Nr. 33 v. 2. Februar 1868, S. 3, Rubrik Tagesneuigkeiten (Hervorhebung im Original).

34 Um ein Beispiel zu nennen: „Mit dem demnächst erfolgenden Jahreswechsel tritt der »Ungarische Lloyd« in seinen fünften Jahrgang. Der Rang und die Bedeutung, welche sich dieses publizistische Organ seitdem errungen, enthebt uns der Aufgabe, auf eine in's Detail gehende Anpreisung unserer bisherigen Leistungen einzugehen. Der Leser weiß es, daß wir uns in der Raschheit und Genauigkeit unserer Mittheilungen, in der Fülle und Mannigfaltigkeit des gebotenen Materials von keinem unserer Konkurrenten übertreffen ließen, und wir glauben unsere Dankbarkeit für die reiche Anerkennung, die uns während der ganzen Dauer unseres Erscheinens zu Theil geworden, nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn wir mit Eifer und Unverdrossenheit, und dort, wo es nöthig ist, mit Hintansetzung unserer materiellen Interessen, in der Erfüllung unseres publizistischen Berufes fortfahren, um unser Blatt auf der Höhe, auf die es die Gunst der Leser gestellt, zu erhalten." (UL Nr. 303 v. 18. Dezember 1870, S. 2).



abwertend geäußert: Der *Pester Lloyd* bezeichnete sich zwar als das bedeutendste deutschsprachige Organ, wurde aber seitens des *Ungarischen Lloyd* nicht einmal als wohlunterrichtetes Blatt angesehen:

> [...] Vor einigen Tagen hat sich das amtliche Organ der Börse wieder in der Besprechung des Budgets um die Kleinigkeit von einigen Millionen geirrt. „Esti Lap", welches diese kompromittirenden Verstöße konstatiert, macht bei diesem Anlasse folgende Bemerkung: „Wenn dieses früher so gut unterrichtete Blatt auf diesem Wege fortfährt, so wird es rasch den Balken unter sich abgesägt haben". Diese nichts weniger als gemüthlichen Vorwürfe hindern jedoch den „Pester Lloyd" nicht daran, von sich selbst die monumentale Erklärung abzugeben: „daß er das bedeutendste deutsche Journal in Ungarn sei". Man sieht daraus, daß der „Pester Lloyd", welcher sich bisher mit der bescheidenen Stellung eines amtlichen Organs der Kornhalle begnügte, auch seine stolzen Mucken haben kann.[35]

Wenn es um Wirtschafts- oder Gewerbefragen ging, machte das Blatt permanent Opposition gegenüber dem *Pester Lloyd;* falls es aber nötig war, gewährte er dessen Chefredakteur, Max Falk, politische Unterstützung. Weiters räumte es immer Platz für die auf die Konkurrenz gerichteten Beschwerden ein und nahm auch seine Journalisten gegen die Verleumdungen dieser in Schutz:

> **Erklärung.**
>
> Der „Pester Lloyd" hat während meiner Abwesenheit ein von einem mir ganz unbekannten Individuum gezeichnetes Inserat gebracht, welches die ehrenwürdigsten Schmähungen gegen meine Person enthielt. Jedes anständige Blatt dies- und jenseits der Leitha hätte seine Spalten einer derartigen Injurie verschlossen, nur der „Pester Lloyd", dem ich durch zwölf Jahre als Mitarbeiter und leitender Redakteur angehörte, hat es über sich gebracht, sich zum Organe einer so nichtswürdigen Verleumdung zu machen.
>
> Sofort nach meiner Ankunft in Pest richtete ich an den gegenwärtig in Blankenberg verweilenden Redakteur des „P. Ll." ein Telegramm, in welchem ich kategorisch eine Desavouierung der in dem betreffenden Inserate enthaltenen verleumderischen Angaben forderte. In der Antwort, die ich hierauf erhielt, verkroch sich Herr Dr. Falk feige hinter seinen in Augenblick die Redaktion führenden Stellvertreter, obgleich zur Zeit, als die Aufnahme des Inserates erfolgte, sich die Leitung des Blattes noch in den Händen des Herrn Falk befand.

35 UL Nr. 117 v. 10. Mai 1868, S. 3.

Herr Halász, mit dem ich mich hierauf in Verbindung setzte, erklärte sich auch zu der verlangten Genugthuung bereit, und es wurde mit ihm eine Erklärung vereinbart, die in der nächsten Nummer des „P. Ll." erscheinen sollte. Einige Stunden darauf zog er jedoch sein Wort unter einem nichtigen Vorwande zurück.

Es bleibt mir somit nichts anderes übrig, als das unwürdige Benehmen des Herrn Falk der Oeffentlichkeit preiszugeben, welche über das Verfahren dieses Herrn urtheilen möge. In dem Augenblicke, wo das von mir geleitete Blatt für die beleidigte Ehre eines geachteten Mitglieds der hiesigen Kaufmannschaft und der Pester Lloydgesellschaft in die Schranken tritt, macht sich Herr Dr. Falk, der Redakteur des „Pester Lloyd", zum Bundesgenossen jenes Skriblers, von welchem die Verleumdung ausgegangen war.

Während seiner ganzen publizistischen Laufbahn, von dem Augenblicke, wo er zu den Mitarbeitern des Bach'schen Amtsblattes gehörte, bis zu seiner gegenwärtigen Stellung, hat Herr Falk keine so markante Probe von Vergeßlichkeit geliefert, wie in dieser Affaire. Herr Dr. Falk wagt es, zuzugeben, daß ich in seinem Blatte der Bestechlichkeit angeklagt werde, und doch sind erst wenige Monate darüber hinweggegangen, daß der „Ungarische Lloyd" Falk's Kandidatur in der Leopoldstadt mit einer so unbedingten Hintansetzung der eigenen Interessen vertheidigte. Niemand weiß besser, als Herr Dr. Falk, welche materielle Vortheile dem „Ung. Ll." in Aussicht gestellt wurden, wenn er sich entschlossen hatte, die Sache des Herrn Falk aufzugeben. Letzterer leistete dafür auch zu jener Zeit schriftliche Versprechung, daß er nie und nimmer die Dienste vergessen wolle, die ihm dieses Blatt geleistet. Und er muß sie vergessen haben, weil man nur schwer an einen so hochgradigen Cynismus, an eine sittliche Verkommenheit glauben kann, welche den mit Selbstverleugnung geleisteten Dienst durch einen so haarsträubenden Akt des Undanks lohnt.

Die in dem „P. Ll." gegen uns angeführten Verdächtigungen weisen wir mit Entrüstung zurück. Es würde uns nicht schwer fallen, auf dem Wege einer gerichtlichen Prozedur die vollgiltigsten Proben für die Unzugänglichkeit vorzubringen, deren sich der „P. Ll." unter seiner früheren Redaktion rühmen konnte. Von der Freiheit dieses Blattes wird erst seit dem Augenblick gesprochen, wo Herr Dr. Falk die Leitung desselben übernommen hat. Wir unterlassen es jedoch, den gerichtlichen Weg einzuschlagen, weil nach unserem Gesetze nur der nominelle Verfasser einer Injurie zur Verantwortung gezogen werden kann, während nach unserer Ueberzeugung Herr Dr. Falk allein der Schuldige ist.

Bei dieser Sachlage müssen wir uns darauf beschränken, dem Publikum die angeführten Thatsachen entgegenzuhalten. Der Herr Chefredakteur des heutigen „Pester Lloyd" wird durch dieselben empfindlicher verurtheilt, als durch das schärfste Verdikt eines Geschwornengerichts.

Pest, 29. Juli. S. Rothfeld,
Eigenthümer u. Chefredakteur des „Ung. Lloyd".[36]

[36] UL Nr. 175 v. 30. Juli 1869, S. 3.



Der *Pester Lloyd* wurde von der Konkurrenz lediglich als offizielles Börsenorgan, als Handelsblatt, bestenfalls als gebildetes Handelsblatt abgetan. Jegliche journalistischen Qualitäten wurden ihm abgesprochen: Viele Mitarbeiter der gegenwärtigen Redaktion waren bereits während der Bach-Ära für das offizielle Amtsblatt tätig, und anstelle des journalistischen Schaffensvermögens bediene er sich einzig und allein der Schere – sogar das viel zu ungeschickt:

> [...] Zur Schneiderei gehört eine Geschicklichkeit, die nicht Jedermann's Sache ist. Die offiziösen Communiqués so zuzuschneiden, daß sie in die dem Blatte von der Generalversammlung aufoktroyirte Mission, „das Organ der reinen Demokratie" zu sein, hineinpassen, erfordert gewanderte Hände, als die des Redaktionskomités. Bei dem Schneiderhandwerk ist die „reine Demokratie" vollständig in die Krümpe gegangen, und nur die Inspirationen und die Angriffe auf die Blätter, welche das Interesse, das Recht und die Freiheit der Bürger wahren, sind übrig geblieben.
>
> Armer „Pester Lloyd", was ist aus dir geworden? Auf der ersten Seite offizielles Organ der Kornhalle, auf der zweiten und dritten Seite verschämtes Organ sämmtlicher Ministerialbureaux! Denn die nach dem Grundsatze: „variatio delectat!" bald als „aus gut unterrichteten", oder „von kompetenter Seite", oder „aus vorzüglich unterrichteten Kreisen", oder „aus bester Quelle" stammend bezeichneten Artikel und „Mitgetheiltes" rühren von Niemand anders, als von Beamten der verschiedenen Ministerien her. Andere „vorzügliche Quellen" stehen dem „Pester Lloyd" kaum zu Gebote. Man merkt es diesem Blatte wohl an, daß der größte Theil seiner jetzigen Mitarbeiter, auch Mitarbeiter der Bach'schen Amtsblätter gewesen. Wenn die Herren auch hin und wieder von Verfassung und Freiheit reden, so verrathen sie doch durch ihr ungeschicktes Stammeln bald ihre wahre Natur, und erst dann sind sie in ihrem Effe, wenn sie mit bureaukratischem Grobianismus über ein liberales Blatt herfallen. Armer „Pester Lloyd"! Und dabei der böse Quartalswechsel, der dem „Ungarischen Lloyd" wieder so viele neue Abonnenten zuführt. Es ist zum Steinerweichen![37]

Die beiden Blätter gerieten auch wegen der Erstveröffentlichung eines Verne-Romans in einen Rechtsstreit. Der *Ungarische Lloyd* war der Ansicht, dass aufgrund eines Vertrags die Rechte der deutschsprachigen Veröffentlichung des Romans *Die Reise um den Mond* in Ungarn bei ihm liege. Zur gleichen Zeit erfolgte der Druck auch im *Pester Lloyd*. Wegen dieser Rechtswidrigkeit plante das jüngere Organ rechtliche Schritte einzuleiten:[38]

> (Jules Verne's Reise um den Mond,) auf welches Werk wir uns ein für Ungarn ausschließliches, vertragsmäßig garantirtes Recht der Veröffentlichung erworben – beginnt nun auch der „Pester Lloyd" in seinem Feuilleton zu publiziren. Wir zweifeln

[37] UL Nr. 154 (Abendausgabe) v. 2. Juli 1868, S. 1-2.
[38] UL Nr. 293 v. 18. Dezember 1869, S. 3 (Hervorhebung im Original).

keinen Augenblick daran, daß die Redaktion des „Pester Lloyd" bona fide gehandelt. Aber eben so sehr sind wir auch überzeugt, daß sie bezüglich ihres Rechtes zur Veröffentlichung der erwähnten geistigen Arbeit sich in einer Täuschung befindet. Abgesehen von den in unseren Händen befindlichen rechtsgiltigen Dokumenten werden wir in dieser Ueberzeugung auch durch die französischen Stellen bestärkt, welche der „Pester Lloyd" aus dem Schreiben des Verlegers anführt. Aus diesen Stellen geht lediglich die Bereitwilligkeit der Herren „Hetzel und Comp." hervor, mit der Redaktion des „Pester Lloyd" unter gewissen Bedingungen eine Vereinbarung einzugehen: ein Recht auf die Veröffentlichung kann jedoch aus denselben nicht hergeleitet werden. Die Redaktion des „Ungarischen Lloyd" allein hat sich ein solches Recht erworben. Hoffentlich wird dasselbe von unserem g. Kollegen respektirt werden, und würden wir es sehr bedauern, zum Schutze unseres Rechtes Schritte thun müssen, „die außerhalb des publizistischen Gebietes liegen."

Dr. Alexander Ráday teilte das dem *Pester Lloyd* schriftlich mit und bat um die Einstellung der weiteren Publikation. Am darauf folgenden Tag erschien bei ihm ein Redaktionsmitglied, Dr. Alexander Dorn, der von Dr. Max Falk den Wunsch nach einer friedlichen Regelung der Streitigkeiten überbrachte und gleichzeitig den Rechtsanwalt um ein späteres Treffen bat, was dieser gern annahm. Falk dagegen hielt sich nicht an die Vereinbarung und reichte ein Gesuch beim städtischen Gericht ein, woraufhin auch Ráday die nötigen juristischen Maßnahmen einleitete:

**Erklärung.**

Am 17. l. M. beauftragte und ermächtigte mich die löbliche Redaktion des „Ungarischen Lloyd", wegen Sistirung der weiteren Veröffentlichung des Julius Verne'schen Werkes „Die Reise um den Mond" in den Spalten des „Pester Lloyd" die erforderlichen außergerichtlichen und eventuell gerichtlichen Schritte zu veranlassen, nachdem das ausschließliche Uebersetzungs- und Publikationsrecht des benannten Werkes für Ungarn durch die Eigenthümer und Verleger desselben, die Herren T. Hetzel u. Comp. in Paris, der „Redaktion des Ungarischen Lloyd" übertragen worden ist.

In Folge dieses Auftrages richtete ich noch am selben Tage ein rekommandirtes Schreiben an die löbl. Redaktion des „Pester Lloyd", worin ich dieselbe unter Hinweis auf das Eigenthumsrecht des „Ungarischen Lloyd" und vor Einleitung der gerichtlichen Maßnahmen freundschaftlich zur Sistirung der weiteren Veröffentlichung aufforderte.

In Beantwortung dieser Aufforderung erschien gestern, am 19. l. M., Herr Dr. Alexander Dorn, Redaktionsmitglied des „Pester Lloyd", in meiner Kanzlei, um mich im Namen des Chefredakteurs, Herrn Dr. Max Falk, zur freundschaftlichen Austragung der obschwebenden Differenzen mit Vermeidung jeder gerichtlichen Maßregel – zu bestimmen und zu diesem Behufe zu einer für heute, Montag, Vormittag 11 Uhr, stattzufindenden Besprechung bei Herrn Dr. Falk einzuladen.

Ich sagte meine Erscheinung mit Bereitwilligkeit zu und versprach dieser direkten Aufforderung des Herrn Dr. Max Falk insoferne zu entsprechen, daß ich vor unserer Zusammenkunft nichts Weiteres gegen die Redaktion des „Pester Lloyd" veranlassen



wolle. Die Redaktion des „Ungarischen Lloyd" war genug loyal, dieses meinerseits ertheilte Versprechen zu respektiren und das Gesuch um das gerichtliche Verbot bis dahin in Schwebe zu belassen.

Zu meinem gerechten Befremden erfuhr ich jedoch heute Morgens 10 Uhr, daß Herr Dr. Falk am frühen Morgen bereits ein Sequestrationsgesuch gegen den „Ungarischen Lloyd" beim Pester städtischen Gerichte überreicht und mithin das zwischen uns getroffene Uebereinkommen eigenmächtig gebrochen habe! Ich überlasse es getrost der öffentlichen Meinung, die Loyalität des seitens des Herrn Dr. Max Falk beobachteten Verfahrens zu beurtheilen; speziell dem Herrn Dr. Max Falk gegenüber sehe ich mich veranlaßt, auf diesem Wege die Erklärung für mein Nichterscheinen zu der heute anberaumt gewesenen Besprechung zu gehen, sowie auch die Versicherung zu ertheilen, daß die gerichtlichen Schritte gegen die Redaktion des „Pester Lloyd" wegen unbefugten Nachdruckes des Jules Verne'schen Werkes – bezüglich welcher Herr Dr. Max Falk auf eine so ungewohnte Weise das Prävenire spielen wollte – unverzüglich eingeleitet worden sind und hiermit den kompetenten Behörden Gelegenheit geboten ist, über das fragliche Eigenthumsrecht ein maßgebendes Urtheil zu fällen.

Pest, am 20. Dezember 1869.

**Dr. Alexander Ráday.**[39]

Falks Erklärung zufolge handelte es sich um ein Missverständnis: Dorn bot seine Hilfe zur friedlichen Beilegung des Streites freiwillig an und vermutlich interpretierte er seine Worte falsch, denn er gab kein Versprechen zur Vermeidung der rechtlichen Schritte und erwartete dies auch vom Rechtsanwalt nicht.[40] In derselben

39 UL Nr. 295 v. 21. Dezember 1869, Beilage (Hervorhebung im Original).

40 UL Nr. 296 v. 22. Dezember 1869, Beilage (Hervorhebungen im Original):
**„Entgegnung.**
Herr Dr. Alexander Ráday beschuldigt mich in der heutigen Nummer des »Ungarischen Lloyd« eines Vertrauensbruches, weil ich in Sachen des Jules Verne'schen Romans Montag Früh die Klage überreichte, während ich die durch Herrn Dr. Dorn zu vermittelnde freundschaftliche Austragung des Rechtsstreites **»mit Vermeidung jeder gerichtlichen Maßregel«** acceptirt hatte. Darauf erklärte ich: Unser beiderseitiger Freund, Herr Dr. Alexander Dorn, hat sich freiwillig zu einer – wie er selbst sagte – nicht offiziellen und nicht bindenden Vermittlung erboten und ich habe mich bereit erklärt, jeden mit meiner Ehre verträglichen Ausgleich anzunehmen. **Daß mittlerweile die gerichtlichen Schritte unterbleiben sollten, habe ich weder Herrn Dr. Dorn zugesagt, noch von Seite des Herrn Dr. Ráday eine solche Zusage verlangt.** Herr Dr. Dorn ist bereit, dies zu bestätigen und ich stelle es der Ehrenhaftigkeit des Herrn Dr. Ráday anheim, die auf Grund einer irrigen Voraussetzung erhobene Beschuldigung zurückzuziehen.
Pest, 21. Dezember 1869.
**Dr. Max Falk,**
Redakteur des »Pester Lloyd«."

Nummer des Blattes wurde noch bekannt gegeben, dass infolge der Beseitigung der Probleme die Einleitung der rechtlichen Schritte ganz verworfen wurde, und der Roman konnte nun in beiden Organen erscheinen.[41]

## III. Der *Ungarische Lloyd* und andere Blätter

Das neue deutschsprachige Tageblatt hatte neben dem *Pester Lloyd* mit dem *A Hon* die meisten Reibungen. Jókais Blatt beanstandete, dass die beiden *Lloyds* von offiziellen Stellen mit Tagesaktualitäten regelrecht überflutet werden, wogegen die Redaktion des *A Hon* mit solchen Nachrichten eher mittelmäßig versorgt werde. Das benachteiligte Blatt vermutete im Hintergrund bewusstes Handeln. Als Beleg nannte es ein Beispiel aus dem Jahre 1868: Solange nach der Katastrophe der Leopoldstädter Kirche dem *Ungarischen Lloyd* auf Wunsch des Ministers Joseph Freiherr von Eötvös die Nachricht zugeleitet wurde, war der Journalist des *A Hon* lediglich imstande, über das Gesichtete berichten zu können. Das Blatt fügte noch die bissige Bemerkung hinzu, dass es auf der Welt auch ungarische Blätter existieren. Der *Ungarische Lloyd* bezeichnete die ganze Aufregung des Blattes als Erguss einer blühenden Phantasie, mit der es sicherlich nicht schwer

Die Argumentation hat auch der Rechtsanwalt akzeptiert, vgl. UL Nr. 297 v. 23. Dezember 1869, Beilage: **„Erklärung.**

Zufolge der in der heutigen Nummer des »Ungarischen Lloyd« erschienenen »Entgegnung« des Herrn Dr. Max Falk sehe ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß ich gerne bereit bin, das Verhalten des Herrn Dr. Max Falk im Streite »Um den Mond« auf seine Kombination irriger Umstände – sei diese nun in einem bei der vermittelnden Mission des Herrn Dr. Alexander Dorn unterlaufenen Mißverständnisse oder aber in einer irrigen Auffassung von Ausgleichanträgen, die vor Beginn eines Rechtsstreites gestellt werden, zu suchen – zurückzuführen und den in meiner gestrigen »Erklärung« dargestellten Thatbestand auf diese Weise richtig zu stellen.

Pest, den 22. Dezember 1869.

**Dr. Alexander Ráday.**

41 UL Nr. 296 v. 22. Dezember 1869, S. 2: „Die gefertigten Redaktionen sind bezüglich des zwischen ihnen streitigen Eigenthumsrechtes – die Reproduktion des Jules Verne'schen Romans betreffend – dahin überein gekommen, daß von beiden Seiten auf alle und jede weiteren gerichtlichen Schritte verzichtet wird. »Die Reise um den Mond« wird von morgen ab in beiden Blättern gleichzeitig erscheinen und werden dabei Redaktionen bemüht sein, die Veröffentlichung, so weit es sich mit der Oekonomie des Blattes verträgt, zu beschleunigen.

Pest, 21. Dezember 1869.

Die Redaktion des »Pester Lloyd«

Die Redaktion des »Ungar. Lloyd«."



fallen würde, das ganze Ressort zu füllen.[42] An anderer Stelle nennt das deutsche Blatt den *A Hon* als ein „voll belustigend redigiertes Blatt", das „in seiner heutigen Nummer eine Probe redaktioneller Lächerlichkeit" gibt, „wie sie selbst in den Spalten des »Hon« überraschen muß". Der *A Hon* zweifelt nämlich daran, dass ein Blatt – einem anderen Unternehmen ähnlich – auch verkauft werden kann, wobei er vergisst, dass auch er vor einigen Jahren auf ähnlichem Wege in den Besitz einer Aktiengesellschaft kam, und „daß Jókai ein anderes seiner schmerzgeborenen Kinder, den *»Neuen Freien Lloyd«*, gleichfalls unter den Hammer zu bringen genöthigt war".[43]

Im Nachrichtendienst des zur linken Mitte ausgerichteten *Neuen Freien Lloyd* fanden die Redakteure des *Ungarischen Lloyd* auch manches auszusetzen. Vor allem wurde beanstandet: „Die rechte Hand Jókai's weiß nichts von dem, was die Linke thut, oder, mit anderen Worten, das ungarische weiß nichts von dem, was Jókai's deutsches Blatt schreibt."[44] Auch Jókais deutschsprachige Organ wirft dem *Lloyd* vor, enge Beziehungen zu den Nachrichtenquellen aufrechtzuerhalten. Diesmal ging es um Informationen aus dem Wiener Hof, worauf der *Lloyd* erwiderte, dass einer seiner Mitarbeiter nach Wien gefahren sei. Der Ausklang des Artikels entbehrt auch diesmal nicht der bissigen Ironie:

> (Die linke Hand Jókai's.) Im Gebrauche der linken Hand ist der Mensch wenig geübt, er begeht mit ihr häufig Ungeschicktheiten. […] Jókai journalisirt erst seit etlichen Wochen zweihändig; kein Wunder, daß seine linke Hand, sein deutsches Blatt, mit unnachahmlicher Plumpheit alle Dinge anfasst. […] Daß das deutsche Organ Jókai's nicht gleichen Eifer im Interesse seiner Leser gezeigt hat – vielleicht weil es diese nicht solcher Opfer werth hält – ist nicht unsere Schuld; daß das Blatt noch wenig mit den Gesetzen des Anstandes vertraut ist, fällt Jókai zur Last, der die neuen Redakteure erst im „Hon" hätte erziehen sollen.[45]

Jókai musste sich gegenüber dem *Lloyd* auch deshalb rechtfertigen, warum er im Rahmen deutschsprachiger Veranstaltungen dem deutsch geschriebenen Journal immer wieder Unpatriotismus vorwerfe und es lediglich als „geduldetes" Blatt bezeichne.[46]

Auch mit dem ungarischen *Ellenőr* kam es zu einer kleineren Auseinandersetzung, als es dem *Lloyd* vorgeworfen hat, er „sei auf dem Wege, auf das Niveau der »Styre« hinabzusinken".[47] Mit dem kirchennahen Organ *Magyar Állam* musste der Vorwurf geklärt werden, dass der *Lloyd* keine Subvention vom Klerus erhalte:

42 UL Nr. 27 v. 26. Januar 1868, S. 3.
43 UL Nr. 225 v. 28. September 1872, Beilage.
44 UL Nr. 135 v. 13. Juni 1869, S. 3.
45 UL Nr. 158 (Abendausgabe) v. 14. Juli 1869, S. 3.
46 UL Nr. 227 v. 1. Oktober 1872, S. 3.

# Ungarischer Lloyd

Morgenblatt.

Nr. 137. Budapest, Dienstag, 17. Juni 1873

Herr Kerkapoly und die Suspension der Bankakte.

Berliner Briefe.

Eine Gala-Vorstellung.

Zur Situation.

Seite 2 Budapest, Dienstag Ungarischer Lloyd. 19. August 1873 Nr. 190

Tagesneuigkeiten.

> Der edle Ultramontane bringt nämlich heute die Nachricht, der »Ungarische Lloyd« sei bei einem Mitgliede des hohen Klerus am Subvention eingekommen. Wer die Haltung des »Ungarischen Lloyd« gerade in den kirchlichen Fragen kennt, wird unsere Behauptung, die alberne Verdächtigung des Jesuitenblattes sei dem Irrenhause entsprungen, wahrlich keine allzugewagte nennen dürfen.[48]

Bei den Wiener Blättern versus *Lloyd* ist zuerst der Name des *Wanderers* zu entnehmen. Der Streit entfachte sich aufgrund eines Artikels, der den *Ungarischen Lloyd* in keinem günstigen Lichte darstellte, jedoch nahm er ein glimpfliches Ende.[49] Auch auf einen Beitrag der *Neuen Freien Presse* reflektierte das Blatt, die dem *Lloyd* die Vermittlung der offiziellen Politik vorwarf; der *Lloyd* dagegen bezeichnete den beanstandeten Beitrag als eine unabhängige Meinung.[50] Die Berliner *Börsenzeitung* brachte gegen den *Ungarischen Lloyd* „grobe Schmähungen", aber ausführlich wurde darauf nicht eingegangen.[51] In dem *Bácskaer Bote* ist ein Beitrag – an den Chefredakteur des *Lloyd* adressiert – zu lesen, da dieser eine heftige Attacke und böswillige Behauptungen gegen das einzige, der Deák-Partei gesinnten serbischen Blatt, den *Srbski Narod*, richtete.[52]

## IV. Literatur im Ungarischen Lloyd

Das neue Tageblatt, das sich selbst gerne als politisch-kommerzielles Organ bezeichnete, wollte auch auf dem Terrain der Feuilletons und der Fortsetzungsromane dem *Pester Lloyd* gewachsen sein.[53] Beim letzteren Organ erfolgte diesbezüglich unter der Ägide von Max Falk ein qualitätsmäßiger Wandel.[54] Bezüglich der Feuilletonautoren ist kein gravierender Unterschied zwischen den beiden

47 UL Nr. 134 (Abendausgabe) v. 13. Juni 1873, S. 2. Der Titel *Styre* konnte in keiner Bibliografie ermittelt werden. Vermutlich handelt es sich um das Organ *Styx*.

48 UL Nr. 208 v. 11. September 1873, S. 3.

49 UL Nr. 215 (Abendausgabe) v. 15. September 1868, S. 1.

50 UL Nr. 258 v. 25. Oktober 1870, Beilage.

51 UL Nr. 294 v. 23. Dezember 1873, S. 1.

52 UL Nr. 181 v. 6. August 1873, S. 5.

53 Die Verfasserin vorliegender Studie hat eine ausführliche – allerdings bislang nicht veröffentlichte – Datenbank bezüglich der literarischen Publikationen der zehn Jahrgänge des *Ungarischen Lloyd* erstellt (Hauptgesichtspunkte: Primärliteratur, Feuilletons, kleinere Nachrichten mit literarischen Bezügen). An dieser Stelle soll lediglich eine kurze Bestandaufnahme des erfassten Materials geboten werden.

54 Zur detaillierten Bestandsaufnahme vgl. Ujvári, Hedvig: Die Geschichte des Pester Lloyd zwischen 1854-1875. II. In: Magyar Könyvszemle 117 (2001), H. 3, S. 318-331.



Blättern festzustellen, die bedeutenden journalistischen Kräfte – u.a. Ludwig Hevesi (1843-1910), Sigmund Schlesinger (1832-1918), Adolf Silberstein, Albert Sturm (1851-1909), Jakob Deutsch (1849-1893), Adolf Dux – waren in beiden Organen präsent. Die Morgenausgabe des *Ungarischen Lloyd* brachte besonders in der Anfangsperiode sehr häufig zwei Feuilletons. Der kulturelle Höhepunkt des Blattes lag zwischen 1872 und Oktober 1873, da in dieser Etappe jeden Sonntag die thematische Beilage *Zeitung für Kunst, Theater und Literatur* unter der Redaktion von Adolf Dux und Adolf Silberstein erschien.[55] Ab Juli 1873 kam sie in der Abendausgabe, und ein Vierteljahr später wurde sie eingestellt. Danach bestand der kulturelle Teil lediglich aus dem Feuilleton, dem Fortsetzungsroman sowie den kleineren Nachrichten in der Rubrik „Theater, Kunst und Literatur". Ende 1875 wurden nicht einmal Fortsetzungsromane gedruckt, und unter dem Strich erschien nicht das klassische Feuilleton, sondern lediglich „Kleine Mittheilungen".

Der produktivste Autor des Feuilletons war Adolf Dux. Vor allem erschienen aus seiner Feder Beiträge in den Bereichen Theater, Schauspielwesen und Literatur, aber auch die Rubrik „Tagesneuigkeiten" brachte von ihm kleinere Nachrichten aus dem kulturellen Leben der Stadt. Im Feuilleton der ersten Jahrgänge ist auch Ludwig Hevesi sehr häufig mit seinen *Pester Briefen* präsent. Das Blatt hatte immer einen Wiener Korrespondenten: Zuerst veröffentlichte Sigmund Schlesinger zahlreiche Feuilletons, betitelt Aus Wien, danach erschienen sie unter der Signatur „Salamander" – inklusive die Berichte über die Wiener Weltausstellung 1873, ab 1874 die *Wiener Briefe*. Über die Wiener Weltexposition verfasste auch Albert Sturm Feuilletons mit dem Titel *Weltausstellung*, dann meldete er sich wieder 1875 unter dem Strich mit Darstellungen des hauptstädtischen Lebens und Treibens. Adolf Silberstein veröffentlichte mehrere *Philosophische Briefe*, schrieb über das Theaterwesen, über die ungarische Literatur nach 1848 sowie über die ungarische Volksdichtung, und nicht zuletzt verfasste auch er Beiträge zum Thema hauptstädtisches Leben. Im letzten Themenbereich erschienen auch zahlreiche Artikel mit der Signatur „xy". Neben den Journalisten veröffentlichten auch Gelehrte im Feuilleton des Blattes, u.a. der Maler und Kunstkritiker Gustav Keleti, der Kunsthistoriker Imre Henszlmann, der Orientalist Ármin Vámbéry oder der Unterrichtsexperte Prof. Johann Heinrich Schwicker. Auch praktische Ärzte meldeten sich zu Wort, u.a. über Themen wie die menschliche Haut und Geisteskrankheiten. Aus dem ungarischen literarischen

55 Adolf Silberstein redigierte 1872 das Beiblatt des *Pester Lloyd*, die *Ungarische Illustrirte Zeitung*, die aber am Ende des Jahres eingestellt wurde. Vgl. Ujvári, Hedvig: Ein Beiblatt des Pester Lloyd: Die Ungarische Illustrirte Zeitung. In: Magyar Könyvszemle 121 (2005), H. 1, S. 80-91.

Leben war der Dramatiker und Publizist István Toldy und Mór Jókai im Feuilleton präsent, wobei es beim Letzteren – abgesehen von einer Ausnahme – immer um Übersetzung und Übernahme seiner Werke handelte.[56] Im *Pester Lloyd* dagegen erschien im untersuchten Zeitraum fast jedes Jahr ein eigenständiger Roman von ihm.

Aus dem deutschsprachigen Raum waren wesentlich mehr Literaten – u.a. Ferdinand Kürnberger, Hieronymus Lorm, Karl Emil Franzos, Ada Christen, P. K. Rosegger – im Feuilleton mit Originalbeiträgen oder in Fortsetzungen veröffentlichten Novellen zugegen. Auch Werke von Bacciocco,[57] Emilie Pleskott[58] und nicht zuletzt von Friedrich Spielhagen[59] wurden in mehreren Teilen gedruckt.

Dem *Pester Lloyd* ähnlich erschienen auch im *Ungarischen Lloyd* regelmäßig Fortsetzungsromane aus der Weltliteratur. Aus der französischen Belletristik wurde die Pester Leserschaft neben Jules Vernes zwei Romanen[60] mit Werken von Ernest Feydeau,[61] Paul Féval[62] sowie mit George Sands „Malgré tout"[63] vertraut gemacht, und mehrere Werke erschienen ohne Autorenangabe.[64]

56 Original: Die Keller der österreichischen Nationalbank. In: UL Nr. 261 (Abendausgabe) v. 13. November 1872, S. 1-2. Datiert aus Wien. Auf der ersten Seite des Blattes ist Nr. 263 verzeichnet, aber im Inneren des Blattes stimmt die Nummerierung. Übersetzungen und Übernahmen: Petöfi. In: UL Nr. 1 (Abendausgabe) v. 2. Januar 1873 (Nach dem „Hon".); Was wird aber nach der Auferstehung sein? Erzählung von Moriz Jókai. In: UL Nr. 20 (Abendausgabe) v. 26. Januar 1874, S. 1-2 (Nach dem „Üstökös".); Bei Bismarck. (Nach dem „Hon".) In: UL Nr. 50 (Abendausgabe) v. 3. März 1874, S. 1-2; Ungesprochene Toaste. In: UL Nr. 232 v. 11. Oktober 1875, S. 1. Redaktionelle Mitteilung zu diesem Beitrag: „Diese Causerie von Moriz Jókai ist mitgetheilt in der jüngsten Nummer der – »Neuen Freien Presse«". Aus deutschen Abgeordnetenkreisen. Von M. Jókai. In: UL Nr. 59 (Abendausgabe) v. 13. März 1874, S. 1. Moriz Jókai: Das Andenken der Märtyrer. [Gelegenheitsgedicht zu der am 1. November im Kerepeser Friedhof stattfindenden Enthüllung des Grabmonuments der „neun Märtyrer".] In: UL Nr. 263 v. 30. Oktober 1870, S. 2. (Ohne Quellenangabe.)

57 F. A. Bacciocco: Stille Gewalten. Novelle (1869).

58 Wie ein Stolzes Herz sich rächt. Von Emilie Pleskott (1873), Der Dichter Olaf. Novelle von Emilie Pleskott (1873).

59 „Ultimo". Von Friedrich Spielhagen (1873).

60 Jules Verne: Die Reise zum Mittelpunkt der Erde (1868) sowie Die Reise um den Mond (1869/70).

61 Die Rechte des Herzens. Roman einer jungen Frau. Aus dem Französischen des Ernest Feydeau. (1867/1868.)

62 Chevalier Fortunio. Nach dem Französischen von P. Féval (1870).

63 Die Veröffentlichung wurde mehrmals angekündigt: „In den ersten Tagen des neuen Jahres beginnen wir in unserem Abendblatte mit der Veröffentlichung des neuesten Romans der George Sand: »Malgré tout« in einer von der Verfasserin autorisirten Uebersetzung. Der Name der berühmten Dichterin würde allein hinreichen, um das Interesse der Leser für ihr neuestes Werk wachzurufen; doch wir können hinzufügen, daß »Malgré tout« einer der der spannendsten Künstler-Romane und mit jener hinreißenden Gluth und Schwunghaftigkeit geschrieben ist, durch welche sich die hervorragendsten Meisterwerke der Sand auszeichnen. Wir hegen somit die Ueberzeugung, daß wir mit der sorgfältig ausgeführten Uebertragung dieses Romans unseren Lesern eine interessante Lektüre bieten." In: UL Nr. 303 v. 18. Dezember 1870, S. 2, dann mehrfach wiederholt. 1871 erschienen.

64 Einige Beispiele: Moderner Orcus. Roman nach dem Französischen (1870), Der Preis des Goldes. Pariser Sittenbild aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs. Nach dem Französischen. (1871/1872), Miß Sprühfeuer. Humoreske aus dem Französischen (1875).



Aus der englischen Literatur taucht am meisten der Name von Wilkie (William) Collins[65] auf, und auch von den Schriftstellerinnen Ellen Wood[66] und Mary Elisabeth Braddon[67] erschienen populäre Romane. Weiterhin sind noch Werke von Anthony Trollope,[68] Yates[69] und James Payn[70] zu entnehmen.

## Fazit

Vorliegende Studie hat den Versuch unternommen, den ersten Schritt in der Verortung des politischen Tageblattes *Ungarischen Lloyd* im deutschsprachigen Pressewesens Ungarns zu wagen. Die ganze Studie wurde nach gründlicher Einsichtnahme in das Organ verfasst. Unser Augenmerk richtete sich dabei auf das Zustandekommen des Blattes und darauf, wie es sich neben dem finanziell und journalistisch wohlfundierten *Pester Lloyd* übers Wasser halten konnte. Daneben wurde auch auf das oft prekäre Verhältnis des Blattes zu den anderen Blättern des ungarischen Pressewesens hingewiesen. Die literarische Bestandaufnahme erfolgte ebenfalls im Vergleich zu Max Falks Organ. Das der *Ungarische Lloyd*

65 Der Findling. Von Charles Dickens und Wilkie Collins (1868.) Collins und Dickens arbeiteten zusammen beim Familienblatt Households Words sowie beim Drama A Message from the Sea. Vgl. Wilpert, Gero von: Lexikon der Weltliteratur. Band I. Autoren. Stuttgart: Kröner, 1988, S. 312. Weitere Werke von Collins, die im Blatt erschienen: Eine Ehe in Schottland (1870) und Fräulein und Frau? Roman in zwölf Bildern (1873).

66 Anna Hereford: Das Gespenst auf Schloß Chandos. Nach dem Englischen der Mr. Wood (1869) sowie Um's Leben. Roman aus dem Englischen der Mrs. Wood (1871).

67 Die Lady. Aus dem Englischen der M. E. Braddon (1870).

68 Der Erbfluch. Roman nach dem Englischen des A. Trollope (1871).

69 Herrenloses Gut. Roman nach dem Englischen des Yates (1872).

70 Wie der Vater, so der Sohn. Roman von James Payn. Aus dem Englischen von Dr. Emil Lehmann (1872).

im Schatten des *Pester Lloyd* nur mühsam aufrechterhalten werden konnte, darauf deuten die zahlreichen Änderungen – Format, Beilagen, Besitzerverhätnisse, Druckerei etc. – hin. Das Organ war ein Blatt, das keine Handelsgesellschaft – und dadurch finanzielle Unterstützung – im Hintergrund hatte, so waren die Besitzer gezwungen, lediglich aus den Pränumerationsgebühren, das ca. ein Fünftel des Falk'schen Organs erreichte, sowie aus den Anzeigen ihre Kosten zu bestreiten. Der Kampf dauerte genau zehn Jahre, was die Schlussfolgerung zulässt, dass für den deutschsprachigen Zeitungsmarkt bzw. das deutschsprachige – zum Teil großbürgerliche – Lesepublikum in Ungarn lediglich ein einziges politisches (Qualitäts)tageblatt als tragbar erschien. Es gab aber auch anderweitige Versuche auf dem Terrain der deutschsprachigen Zeitungsgründungen. Die lukrativste Marktnische hat Sigmund Bródy (1840-1906) entdeckt, der seit 1872 das *Neue Pester Journal* vor allem für das kleinbürgerliche Publikum herausgab (1878 gefolgt vom *Neuen Politischen Volksblatt*) und sich in einem Jahrzehnt zu einem der größten Viristen der Hauptstadt emporarbeitete.[71]

[71] Ujvári, Hedvig: Das Neue Pester Journal. Von den Anfängen bis 1878. In: Magyar Könyvszemle 119 (2003), H. 2, S. 241-252 sowie Dies.: Bródy Zsigmond és a Neues Pester Journal [Sigmund Bródy und das Neue Pester Journal]. In: Remény 8 (2005), H. 1, S. 36-39.



*László V. Szabó (Veszprém)*

# „...eine so gespannte Seele wie Nietzsche" Zu Hugo von Hofmannsthals Nietzsche-Rezeption

Nemo aliquid potest cogitare, quam quod diligit.
Lucius Columella

## 1. Forschungsstand und Problemstellung

Bruno Hillebrand, dem man eine ansehnliche Sammlung von Texten zu verdanken hat, die die Auseinandersetzung ganzer Dichtergenerationen mit Nietzsche überzeugend belegte, konstatierte noch im Vorwort des ersten Bandes: „[...] bei Hofmannsthal suchen die Literaturwissenschaftler seit einiger Zeit nach Nietzsche-Einflüssen, die mehr ahnbar als greifbar sind."[1] Bis dann hatte man versucht, etwa die bei Hofmannsthal manifeste „Sprachkrise" oder seinen Lebensbegriff auf Nietzsche zurückzuführen. Die Literaturwissenschaftler hatten und haben es in der Tat nicht leicht, wenn sie nach den Spuren von Nietzsches Philosophie beim Dichter der Wiener Moderne fahnden, da dieser ziemlich sparsam mit Hinweisen auf Nietzsche umging. Der Erforscher des Themas ist – zumindest *prima facie* – auf einzelne Brief- oder Notiz-Stellen angewiesen, die einen Seltenheitswert haben. Bei einem genaueren Hinsehen tun sich allerdings aufschlussreiche Berührungspunkte auf, die die Komplexität von Hofmannsthals Nietzsche-Rezeption erblicken lassen. Wohl gehörte Hofmannsthal nicht zu denjenigen Dichtern, die sich mit Nietzsche lebenslang mit gleicher Intensität beschäftigten; bei aller Vielfalt seiner Reden und Aufsätze verfasste er – abgesehen von ein paar fragmenthaften Notizen – keine einzige selbstständige Schrift über den Philosophen und war sicherlich auch kein exaltierter Nietzsche-Verehrer wie etwa Rudolf Pannwitz. Dennoch verdient dieses Kapitel in der Wirkungsgeschichte Nietzsches, die mit der Geschichte der (Wiener) Moderne aufs engste verbunden ist, mehr Aufmerksamkeit, als ihr gelegentlich geschenkt wird.

Dass man sich bei der Erforschung von Hofmannsthals Nietzsche-Rezeption im Vergleich etwa zu den Nietzsche-Bezügen Thomas Manns oder Hermann Brochs, mit einer Magerkost begnügen muss, dürfte mehrere Gründe haben. Als erster wären Hofmannsthals Reserven gegen Nietzsches übermenschlichen

[1] Hillebrand, Bruno (Hg.): Nietzsche und die deutsche Literatur. Bd. 1. Texte zur Nietzsche-Rezeption 1873-1963. Tübingen: Niemeyer, 1978, S. 22.

Titanismus zu nennen. Er fand beinahe alles bei Nietzsche zu überspannt, zu übertrieben, allzu individualistisch. Insbesondere traf *Also sprach Zarathustra*, der doch viele Nietzsche-Anhänger enthusiasmierte, am wenigsten seinen Geschmack. Trotz der Hochschätzung von Nietzsches Stil,[2] blieb ihm das Buch, das viele Zeitgenossen faszinierte, eher fremd. Bezeichnend hierfür ist sein Bekenntnis in einem Brief an Rudolf Pannwitz vom 8. August 1917:

> Meine geringe Zugänglichkeit in manchem wird Sie überraschen. Was werden Sie sagen, wenn Sie hören, daß ich Nietzsches Zarathustra nie lesen konnte, ihn nach flüchtigem Aufblättern weglegte, weil etwas, ich kann kaum sagen was, und doch ich könnte es sagen: das was mir Pastorlich-affectiert schien, das Arrangierte, das Anreden und Abkanzeln des Lesers, das Coquettieren mit der Schwerverständlichkeit, mir so ganz und klar gegen den Geschmack war – sonderbar genug daß ich, sonst leicht bereit, mich zu corrigieren, gegen dieses Buch immer verhärtet geblieben bin.[3]

Wenn Hofmannsthal Nietzsches Buch noch 1917 „nach flüchtigem Aufblättern" weggelegt hat,[4] so ist kein Wunder, dass daraus kein Buch wie Pannwitz' *Zarathustras andere Versuchung* (1929) entstehen konnte. Das „Affektierte und Arrangierte" in Nietzsches Schreiben haben ihn offenbar von der besonderen

2 Den Stilisten Nietzsche rühmt Hofmannsthal etwa, als er sich 1916 beim Lesen der Schriften Rudolf Borchardts „an Nietzsche, nicht den Aphoristiker, sondern an den großen Stilisten der philologischen Schriften" erinnert (Hofmannsthal, Hugo von: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Hg. v. Bernd Schöller in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a.M.: Fischer, 1979 [im Weiteren zitiert mit dem Sigle HGW], Bd. 9, S. 115), oder wenn er 1922 den sechs Jahre früher verstorbenen Karl Neumann (Orientalist, Übersetzer von buddhistischen heiligen Schriften) zum „Typus des eruditus, nicht dem des freien Denkers und glänzenden, subjektiven Stilisten wie Nietzsche" (ebd., 188) zählt.

3 Schuster, Gerhard (Hg.): Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Pannwitz: Briefwechsel. Frankfurt a.M.: Fischer, 1993 [im Weiteren zitiert mit dem Sigle HP], S. 22. Der Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und Pannwitz erschien erst 1993, weshalb er von manchen Interpreten (z.B. Steffen, Hans: Schopenhauer, Nietzsche und die Dichtung Hofmannsthals. In: Ders. [Hg.]: Nietzsche. Werk und Wirkungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1974, S. 65-90; Hillebrand: Nietzsche und die deutsche Literatur; sogar Meyer, Theo: Nietzsche. Kunstauffassung und Lebensbegriff. Tübingen: Francke, 1993) nicht berücksichtigt werden konnte, obwohl er Hofmannsthals Nietzsche-Bild nuancieren kann.

4 Die Gültigkeit der Behauptung, Hofmannsthal habe Nietzsche *avec passion* gelesen (Le Rider, Jacques: Hugo von Hofmannsthal. Historicisme et modernité. Paris: Presses Universitaires de France, 1995, S. 21), soll man also einschränken, denn diese Leidenschaft lässt sich nicht auf das Lesen von *Also sprach Zarathustra* beziehen.



Bilderwelt des *Also sprach Zarathustra* ferngehalten; die früheren Zarathustra-Notizen sind demnach nur Abdrücke einer flüchtigen Lektüre. Tatsächlich ist Hofmannsthals Nietzsche-Rezeption nicht zu vergleichen mit jener von Rudolf Pannwitz. Er hielt zwar diesen für einen echten Fortsetzer Nietzsches,[5] er selbst konnte aber offenbar viel weniger Interesse für *Zarathustra* aufbringen, als etwa für das Wiener Burgtheater. Pannwitz' Antwort auf den obigen Brief erfolgte übrigens in drei Tagen und zeugt von der Hoffnung seines Schreibers, den er auf Hofmannsthal setzte: „Ihr verhältnis zum Zarathustra ist vollkommen berechtigt und anständig nur eben nicht die letzte stufe." (HP 27) Nietzsche als „ur- und endwesen" sei so überirdisch groß, dass er notgedrungen schwer verständlich bleiben müsse. Er selber habe sich erst in mehreren Stufen Nietzsche genähert. In den weiteren Briefen einer sehr intensiv geführten Korrespondenz versuchte Pannwitz Nietzsches *Zarathustra* und überhaupt seine übermenschliche Größe Hofmannsthal nahe zu legen, doch verhüllte sich dieser oft in Schweigen, wenn es um dieses, für Pannwitz so wichtige Thema ging. Während Pannwitz immer wieder einen exaltierten und zugleich belehrenden Ton anschlug, blieb sein „Lehrling" zurückhaltend: „Sehr merkwürdig", schreibt dieser am 26. Februar 1918, „ist mir immer dies qualvolle Suchen nach Menschen bei Nietzsche gewesen, da die Welt ja voll wundervoller und verstehender Menschen ist (wie Konfutse sehr gut wusste)." (HP 205) Von einem Desinteresse Hofmannsthals an Nietzsche kann man allerdings auch nicht sprechen. Am 6. Dezember 1919 bedankt er sich bei Pannwitz für die drei Nietzsche-Aufsätze, unter denen der „über Nietzsches Religion" für ihn der wichtigste sei (HP 449),[6] dann fragt er im selben Brief, ob Pannwitz Ernst Bertrams Nietzsche-Buch (erschienen im selben Jahr) bereits kenne (HP 455). Aus der Antwort geht hervor, dass Pannwitz es zwar nur flüchtig gesehen habe, dennoch von ihm beeindruckt wurde (HP 470). Zu einer offenen Aussprache über Nietzsche kam es aber nicht; die Korrespondenz wurde nach drei Jahren aus Hofmannsthals Entschluss abgebrochen.[7] Hofmannsthal, der immerhin Pannwitz viel zu danken hatte, gelangte nie zu jener vorbehaltlosen Affinität für Nietzsche, die Pannwitz' Denken und Schaffen charakterisiert.

5 Vgl. Volke, Werner: Hugo von Hofmannsthal in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. 15. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1994, S. 152-155.

6 Hofmannsthal spricht hier von Pannwitz' Aufsatz mit dem Titel *Die Religion Friedrich Nietzsches*, erschienen in den Weimarer Blättern, 19-20/1919, S. 602-606.

7 Die Beziehung wurde nämlich für Hofmannsthal immer lästiger, nicht zuletzt wegen der *Person* von Pannwitz. Zu Hofmannsthals Pannwitz-Rezeption s. noch Ward, Philip: Hofmannsthal and Greek Myth: Expression and Performance. Oxford et al.: Peter Lang, 2002, S. 220-222 und Stern, Martin: Hofmannstahls Pannwitz-Rezeption. In: Rovagnati, Gabriella (Hg.): „der geist ist der könig der elemente". Der Dichter und Philosoph Rudolf Pannwitz. Overath: Bücken & Sulzer, 2006, S. 135-140.

Hofmannsthals gemäßigt kritische Haltung zu Nietzsche wurzelt zum einen in seiner individuellen Veranlagung, zum anderen in der Fin-de-siècle-Stimmung der Wiener Moderne, die nicht gerade kompatibel mit Nietzsches Kult des Willens und seinem rigoros-kämpferischen Ansatz war. Hofmannsthals Verhalten zur Überlieferung und zur Kunst überhaupt war von jenem Nietzsches auch unterschiedlich: War der „Philosoph mit dem Hammer" stets darauf bedacht, mit der europäischen Tradition, insbesondere der platonisch-christlichen, abzurechnen, und eine Umwertung aller Werte – die Kunst inbegriffen – zu bewirken, so sah sich Hofmannsthal gern als Erbe einer altehrwürdigen Tradition und begriff die Poesie als kontemplative Reflexion über Eindrücke, Stimmungen und Empfindungen.[8] Die Poesie als Reflexion und Erkenntnis fand in seinen Augen, wie er selbst einmal bekannte, keinen direkten Übergang zum Leben.[9] Nietzsche hätte ihn wahrscheinlich zu den apollinischen Künstlern gerechnet und seine Kunst im gleichen Atemzug mit dem Attribut „romantisch", oder, was bei ihm dasselbe bedeutete, „nihilistisch" versehen.[10] Denn als ein unverkennbares Kennzeichen der europäischen Décadence hatte er die Entartung der Kunst, ihre Neigung zum Pessimismus und Nihilismus als Symptome einer Abkehr vom dionysischen Imperativ der Lebensbejahung gedeutet.

Die Distinktion zwischen apollinischer und dionysischer Kunst war Hofmannsthal zweifelsohne bekannt, doch ging er dem befehlerischen, gar aggressiven Ton Nietzsches aus dem Weg. Ein dionysischer Künstler, wie von Nietzsche gefordert wurde, war er offenbar nicht, und auch jene schonungslose Überspannung, mit der Nietzsche von der Notwendigkeit einer dionysischen Kunst predigte, blieb ihm fremd. Dennoch lehnte er Nietzsches Dionysos-Mythologie keineswegs ab: Seine Aufzeichnungen und einige seiner Dramen und Fragmente zeugen vielmehr von einer intensiven Auseinandersetzung mit den Mythenkreisen Dionysos-Zagreus bzw. Bacchus. Die folgende Aussage Hillebrands[11] kann man allerdings mit Vorbehalt betrachten: „Sowenig sich Hofmannsthal auch explizit zu Nietzsche äußert, so ist er doch diejenige hervortretende Gestalt aus der jüngeren Generation, die sich am kongenialsten, vielleicht in der offensten Weise, vor der Jahrhundertwende mit Nietzsche auseinandergesetzt hat." Dieser „Kongenialität" versuchte offenbar auch Hans Steffen nachzugehen, als er auf einen Widerspruch beim jungen Hofmannsthal verwies, nämlich dass er auf der einen Seite den „Standpunkt des Lebens" zu vertreten bestrebt war, andererseits aber manche zeitgenössischen Bücher kritisierte, da sie „gar keine Entfernung vom Leben" hatten.[12] Dieses Paradox lässt sich auch an Hofmannsthals Verhältnis zum Ästhetizismus erkennen: Bei aller Sympathie für denselben, sah er auch seine Gefahren ein und versuchte, sich davon zu distanzieren. Dieses Paradox prägt sein ganzes Dichten mit. Die Stellung zwischen der Aufwertung der Kunst als eines ästhetischen Gebildes und der Bejahung des Lebens lässt sich aus dem geistigen Kontext der Jahrhundertwende ableiten, der den verschiedenen Philosophien, v.a. der Lebensphilosophie Nietzsches verpflichtet war (eine implikationsreiche Auseinandersetzung mit Nietzsche erfolgte u.a. bei Musil, Broch oder Bahr).

Hofmannsthals Verhältnis zu Nietzsche blieb aber im Grunde ein distanziertes und kritisches. Nicht dass er Nietzsche schlechtweg verurteilt hätte, wie einige Ideologen seiner Zeit, etwa Paul Ernst oder Curt Grottewitz,[13] doch war er auch kein exaltierter Zarathustra-Nachdichter wie Michael Georg Conrad oder Rudolf Pannwitz, um nur zwei Namen zu nennen. Allerdings wäre es schwer zu bestreiten, dass er ein sehr guter Nietzsche-*Kenner* war, vergleichbar hierin mit Thomas Mann, Hermann Hesse oder Robert Musil, denn er las nicht nur die Werke Nietzsches, sondern auch Bücher *über* ihn[14] nicht weniger als zeitgenössische Autoren, in denen er manche Einflüsse Nietzsches klarsichtig erkannte und diskutierte. Zwar war Nietzsche für Hofmannsthal keine unanfechtbare Bildungsautorität, doch griff er immer wieder zu seiner geistigen Erbschaft, von der Zeit der ersten Gedichte an bis zur berühmten Münchener Rede zwei Jahre vor seinem Tod. Das sind siebenunddreißig Jahre einer mehr oder weniger intensiven Beschäftigung mit Nietzsche, die sich in drei Phasen teilen lassen.

## 2. Die Frühphase – das „Medium" Nietzsche

Hofmannsthals Auseinandersetzung mit Nietzsche beginnt am aller Anfang der Nietzsche-Rezeption im deutschsprachigen Raum überhaupt, parallel etwa mit dem plötzlich erwachten Interesse der Naturalisten für den Lebensphilosophen. Nietzsches Zusammenbruch in Turin 1889, das dramatische Ende seines Schaffens

8 Diese Form intellektueller Anschauung ließe sich allerdings auch als ein Einfluss der Philosophie Schopenhauers deuten, wie auch Steffen meint (Steffen: Schopenhauer, Nietzsche und die Dichtung Hofmannsthals, S. 66).

9 Im Vortrag *Poesie und Leben* (1896) heißt es u.a.: „Es führt von der Poesie kein direkter Weg ins Leben, aus dem Leben keiner in die Poesie." (HGW 8, 16)

10 Zur Verbindung von Romantik und Nihilismus bei Nietzsche s. etwa Nietzsche, Friedrich: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. München: DTV/Berlin: de Gruyter, 1999 [im Weiteren zitiert mit dem Sigle KSA], Bd. 12, S. 127 und 130.

11 Hillebrand: Nietzsche und die deutsche Literatur, S. 25.

12 Steffen: Schopenhauer, Nietzsche und die Dichtung Hofmannsthals, S. 65.

13 Vgl. Meyer: Nietzsche, S. 171f.

14 So etwa Stanislaw Przybyszewskis Buch *Nietzsche und Chopin*, den ersten Band des 1892 verfassten *Zur Psychologie des Individuums*.

hat offensichtlich zu seinem Kult beigetragen. Bereits mit sechzehn Jahren nimmt der „frühreife" Hofmannsthal, der damals bereits seine ersten Gedichte publizierte, Nietzsche wahr, der zu seinen frühesten Lektüren gehört.[15] Das Gedicht *Gedankenspuk* (1890) trägt sogar ein Nietzsche-Motto (sonst ungewöhnlich bei Hofmannsthal): „Könnten wir die Historie loswerden" (HGW 1, 97). Hofmannsthal zitiert offenbar aus Gedächtnis, obwohl nicht präzise genug: Der Name „Friedrich Nietzsche" wird zwar unter dem Zitat angeführt, aber einen Satz in exakt dieser Form hat Nietzsche nicht geschrieben. Dennoch scheint hier eine Paraphrase der zweiten *Unzeitgemäßen Betrachtung* mit dem Titel *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* vorzuliegen, deren Titel das von Nietzsche behandelte Problem deutlich vorwegnimmt: Den Zweck der Auseinandersetzung mit der Geschichte und Tradition überhaupt.[16] Den jungen Hofmannsthal beschäftigt im Gedicht offenbar die Frage, welche Wirkung das angeeignete Bildungsgut auf den „im Innern flammernde[n] Genius" haben kann. Mittels einzelner Bildungselemente aus der Mythologie und der Geschichte der Literatur skizziert er zwei Kräfte, die dem Menschen innewohnen können: Die „strahlende Ahnung der Kunst", die Erkenntnis der Schönheit und Harmonie, repräsentiert durch Charis,[17] schützt die Seele vor der „vernichtungslodernd[en]" und „lebensversengend[en]" Kraft des Hephästos, des feurigen Lebenspathos. Die zwei Pole an sich erinnern an die Dichotomie apollinisch-dionysisch, und überhaupt widerhallt die Wortwahl – „ein Bacchanal von Gespenstern", „ihres gellenden Chors", „es eint sie die Orgie uns zur Qual", „sie tanzen uns zu Tode" – Nietzsches *Geburt der Tragödie*. Auch aus einem anderen Gedicht, *Sünde des Lebens* (1891) hat man bereits Nietzsches Stimme herausgehört,[18] obwohl hier die Verbindung nicht so offen-

15 Sein Interesse für Nietzsche wurde, laut eines späteren Briefes vom 17. Mai 1896 an Schnitzler, von Paul Goldmann, einem Schriftsteller aus dem Wiener Literaturkreis erweckt: „Mir ist eingefallen, wie mir der Goldmann zum ersten Mal von Nietzsche und von Bahr erzählt hat [...]" (Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler: Briefwechsel. Frankfurt a.M.: Fischer, 1983, S. 65). Laut eines von Stoupy (Stoupy, Joëlle: Maître de l'heure. Die Rezeption Paul Bourgets in der deutschsprachigen Literatur um 1890. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 1996 [Analysen und Dokumente 35], S. 121) zitierten – aber in die Briefausgabe von 1935 nicht aufgenommenen – Briefes an Gustav Schwarzkopf hatte Hofmannsthal bereits im August 1890 eine merkwürdige Meinung über Nietzsche, indem er seinen Namen, neben denen von Bourget oder Schopenhauer, mit der Fin de siècle-Stimmung verknüpfte: „[...] alles abgetönt, verschwimmend, mitvibrierend. Wagner und Nietzsche, Böcklin und Brillat-Savarin, Paul Bourget und Schopenhauer und nebenbei auch ein paar andere."

16 Zu Hofmannsthals „Historizismus" vgl. Le Rider: Hugo von Hofmannsthal.

17 Die Chariten (die römischen Grazien) waren die Göttinnen der Schönheit und Anmut, die auch das Kleid der Harmonia webten.

18 Mayer, Matthias: Hugo von Hofmannsthal. Stuttgart, Weimar: Metzler, 1993, S. 16.



sichtlich ist. An Nietzsche klingen jedenfalls der Titel, der rhythmische, formwechselnde Sprachduktus – vergleichbar mit den Dionysos-Dithyramben Nietzsches –, die rhetorischen Fragen „Was ist krank? Was ist gesund?", „Ist das Unrecht denn nicht Recht?" an, und auch der „Lebensreigen", der den späteren Tanz Elektras gleichsam vorwegnimmt, zeugen von der Wirkung Nietzsches.

Diese Gedichte gehören somit zur ersten Phase von Hofmannsthals Nietzsche-Rezeption, die man auf die neunziger Jahre setzen kann, und die durch die Intensität des Nietzsche-Erlebnisses die späteren Phasen übertrifft. Zahlreiche Hinweise auf Nietzsche aus dieser Zeit lassen die Folgerung zu, dass Nietzsche ein unumgängliches geistiges Phänomen für den jungen Hofmannsthal bedeutete. Einige davon sind allerdings ironisch: Mit der Ironie und Selbstironie hat sich Hofmannsthal offenbar vor einem allzu febrilen Pathos schützen wollen. So heißt es in einem Brief an Beer-Hofmann vom 9. Juli 1891: „Gut, also da les' ich gestern ‚Menschliches, Allzumenschliches' und esse Kirschenkuchen dazu. [...] Bitte nehmen Sie einmal Kirschenkuchen in den Mund, und versuchen Sie dann einem *tauben* Feldmarschall-Leutnannt zu explizieren, was Nietzsche ‚für eine Gattung Buch' ist";[19] und in einem anderen an Felix Salten vom 27. Juli 1892: „[...] wir erleben bei 3 Seiten Nietzsche viel mehr als bei allen Abenteuern unseres Lebens, Episoden und Agonien, wir haben Hunde gern [...]" (B I 57). Es ist allerdings nicht verwunderlich, dass sich ein Siebzehnjähriger in seinen Briefen manchmal Spaß erlaubte. Um ein Grad wichtiger sind aber seine Aufzeichnungen, die immerhin Vorbereitungen oder zumindest Begleiterscheinungen eines Schaffensprozesses sind, während die Aufsätze und insbesondere die Dramen – einschließlich der Fragmente – aus dieser Zeit ein wesentlich klareres Nietzsche-Bild konturieren.

Die bereits angeführten Anmerkungen Hofmannsthals belegen, dass er Nietzsches *Unzeitgemäße Betrachtungen, Geburt der Tragödie, Also sprach Zarathustra* und *Menschliches, Allzumenschliches* kannte. Gleichfalls geht aus einer Notiz vom Mai 1891 hervor, dass er sich mit Nietzsches *Jenseits von Gut und Böse* sogar als Übersetzer (!) befasste: „Mit Dubray die Übersetzung von ‚Jenseits von Gut und Böse' begonnen." (HGW 10, 329) Mit der Übersetzung ins Französische kam er allerdings nicht weit, aber sein Privatlehrer Gabriel Dubray, mit dem Hofmannsthal sogar eine Reise nach Südfrankreich im Sommer 1892 unternahm,[20] führte ihn in die Geheimnisse der französischen Sprache ein; Hofmannsthals Vorliebe für die französische Literatur,[21] von der mehrere Essays

19 Hofmannsthal, Hugo von: Briefe 1890-1901. Berlin: S. Fischer, 1935 [im Weiteren zitiert mit dem Sigle B I], S. 20f. Die Lektüre des Nietzsche-Buches wird aber bereits von einer Notiz vom Mai 1891 belegt (HGW 10, 335).

20 Vgl. Volke: Hugo von Hofmannsthal, S. 41.

21 Hofmannsthal schrieb sogar seine Dissertation „Über den Sprachgebrauch der Dichter der Pléjade" (1898).

und Aufsätze zeugen, wurzelt offenbar auch in dieser Freundschaft. Doch auch sein Interesse für Nietzsches Buch wurde damals zweifellos erweckt; Beleg dafür ist eine Notiz nur sechs Tage später: „Im 148. Aphorisma Nietzsches (‚Jenseits von Gut und Böse') liegt der Stoff zu einem Lustspiel: den Nächsten zu einer guten Meinung verführen und dann an diese Meinung gläubig glauben; wer tut es in diesem Kunststück den Weibern gleich?" (HGW 10, 330. Vgl. KSA 5, 99)[22] Die trügerische Arlette in *Gestern* kann dieser Beobachtung entsprechen, zumindest lässt sich aber generell behaupten, dass Nietzsches psychologische Ansichten, samt Freuds Hysteriestudien, zu Hofmannsthals gründlicher Kenntnis der Frauenseele beigetragen haben dürften.

Bezeichnend für Hofmannsthals Nietzsche-Affinität zu dieser Zeit ist auch jene oft zitierte Aufzeichnung vom 6. Juli 1891: „Nietzsche ist die Temperatur, in der sich meine Gedanken kristallisieren." (HGW 10, 335) Diese durchaus positive Äußerung zu Nietzsche, die weniger pathetisch als sachlich klingt, ist eines der bündigsten und überzeugendsten Bekenntnisse Hofmannsthals zum Lebensphilosophen. Sie verrät keine Ironie, sondern drückt vielmehr seinen hohen Respekt für Nietzsche aus. Diese „Kristallisierung" der eigenen Gedanken lässt sich im *Tod des Tizian* oder *Elektra* ebenso nachweisen wie in einigen Gedichten oder Essays. Parallel damit erfolgt auch Nietzsches Platzierung in den Kontext der eigenen Weltanschauung. Dabei war ihm nicht daran gelegen, den Dichter des Zarathustra etwa auf Podest zu erheben und in einem Ausbruch des Pathos zu bewundern, sondern *das Phänomen Nietzsche* so gut wie möglich *zu verstehen*. Betrachten wir die folgende Aufzeichnung vom 15. Oktober 1891 (also gerade an einem Nietzsche-Geburtstag):

> Reaktion gegen die Objektivität. Wenn wir unsre Lehrer und Weisen lange nach historischen, objektiven Gesichtspunkten gewöhnt haben, jeden zur Erkenntnis bestimmter Gruppen, bestimmter Farben, seiner Lokalfarben, so verlangt es uns bisweilen nach einem, dem wir alles entlehnen, alle Farben, die ganze Beleuchtung, alle Formen und Perspektiven, durch dessen Medium wir sogar Dinge scheuen wollen, an den wir uns hingeben, und aufgeben und ausruhen. Nietzsche/Alkibiades. (HGW 10, 338)

Der Name Nietzsches wird hier zum Synonym für eine Reaktion gegen den Anspruch des menschlichen Geistes auf Objektivität. Hofmannsthal war also bereits mit siebzehn Jahren über Nietzsches Kulturkritik im Klaren. Aber der andere, aus dem vorigen abgeleitete Aspekt ist ebenso interessant: Ist jede Autorität infolge der Unmöglichkeit der absoluten Objektivität nur von relativer Bedeutung, so bleibt jedoch der Anspruch eines an einem bestimmten Zeitpunkt

[22] Nietzsche wird hier wortwörtlich zitiert, wenngleich Hofmannsthal die Anführungszeichen vergisst.



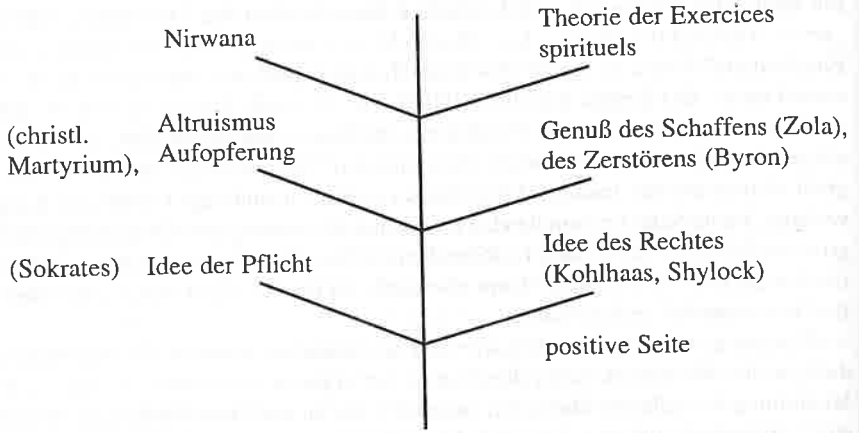
der (Kultur)Geschichte Denkenden auf ein vermittelndes „Medium" seiner Anschauung erhalten. Dieses Medium scheint also Hofmannsthal zu dieser Zeit noch zu benötigen, und er findet es in Nietzsche. Verwirrender wirkt aber der Name des Alkibiades gleich daneben. Man kennt ihn aus der altgriechischen Geschichte als einen Heerführer, der seinem Staat nie treu bleiben konnte, mithin als einen Prototyp des rücksichtslosen und bindungslosen Hybris-Menschen, dessen Erscheinung aber auf Hofmannsthal eine gewisse Faszination ausübte. Im Mai 1892 notierte er seine ersten Ideen zu einem – Fragment gebliebenen – Drama mit dem Titel *Alkibiades* nach Sophokles. Kennzeichen des Titelhelden sollten „seine Rücksichtlosigkeit, ohne Ehrfurcht vor dem aduton [Heiligtum] der Empfindung"[23] sein, während seine Frau Hyparete „sich wie das sterbliche Weib eines Gottes, des jungen Bacchos" (HSW 16, 44) fühlt. Die Notiz vom 6. Juli erhellt uns einigermaßen die Signifikanz der Gestalt des Alkibiades, der in der obigen Aufzeichnung noch neben das „Medium" Nietzsche gestellt wurde: „Es giebt Zeiten wo der Instinct des Geistes zu seiner Erhaltung Verweichlichung verlangt, frauenhafte Launen, kindische Bosheit als Ausweg der Abspannung nach grossen Arbeiten und Krisen (Alkibiades)" (ebd., 47). Als ein solches Sinnbild für den „Instinct des Geistes" kann also auch Alkibiades als eine Art „Medium" für Hofmannsthal gedient haben.

Hofmannsthal zeigte somit ganz früh ein lebhaftes Interesse für Nietzsches dionysische Weltanschauung, die er aber mit eigenen Ansichten ergänzte. Die Vorstellung der höheren Menschen „jenseits von Gut und Böse" bedeutete für ihn eine verführende und zugleich gefährliche Einsicht: „Nietzsches Philosophie verführt wie Poesie: sie individualisiert Allgemeines in willkürlichen historischen Personen." (HGW 10, 338) Dass er sich aber nicht ganz verführen ließ, beweist eine implikationsreiche Bemerkung vom Mai 1893: „Die Grundlage des Ästhetischen ist die Sittlichkeit." (ebd., 362) Damit sollte er sich – in Einklang übrigens mit Thomas Manns späterer Nietzsche-Kritik – von einer Kunst, die der Sittlichkeit, der Moral entbehrt, mithin von einer Ästhetik als Selbstzweck, langsam aber dezidiert distanzieren.

Aber das Jahr 1891 lief noch unter den Auspizien von Nietzsches Philosophie, die mit der Kraft einer Revelation auf Hofmannsthal wirkte. Nietzsche muss ihn sehr intensiv beschäftigt haben, und zwar als ein außergewöhnliches Phänomen, dessen geistige und kulturgeschichtliche Implikationen zu verstehen er sich zum Ziel setzte. Von diesem Verstehenwollen zeugt auch die nächste Aufzeichnung vom 4. Dezember 1891, die Hofmannsthals Position zu Nietzsche in dieser Frühphase seiner Rezeption erhellt:

[23] Hofmannsthal, Hugo von: Sämtliche Werke. Hg. v. Rudolf Hirsch, Clemens Köttelwelsch, Heinz Rölleke, Ernst Zinn. Frankfurt a.M.: Fischer, 1975ff. [im Weiteren zitiert mit dem Sigle HSW], Bd. 16, S. 43.

*Der Wille zur Macht. – (Das künstliche Leben geht aus der Resignation des Strebens zur Beherrschung und Erkenntnis hervor.) Überall Kampf sehen; das Heranfluten der nächsten Ereignisse, éternelle débâcle. Überwindung des Lebens im Durchleben, Durchmachen, Durcharbeiten, Durchschauen, Austasten, Durchzweifeln. Ziel: Harmoniarchie. – [...]
Stufenleiter a: Hamlet, die Helden Turgenjews/Amiel/Claude Larcher/Philippe/Renan, Nietzsche: jeder von ihnen stirbt und wird im nächsten wiedergeboren.
Stufenleiter b:




[...]
a) das eigene Selbst mit falschen Beleuchtungen, verschobenen Perspektiven, unterstrichenen Stellen und übermalten Stellen. ÿ[...]
b) die anderen Menschen: konstruierte Feinde, konstruierte Bewunderer; Akkumulatoren für eigene Gedanken; Partner für erfundene Gespräche. Puppen zur Exposition von Stimmungen. (ebd., 338f.)[24]

Nietzsches Name taucht hier in einem sehr breiten Kontext auf. Allerdings konnte Hofmannsthal 1891 die spätere Kompilation aus Nietzsches Nachlass mit dem Titel *Wille zur Macht* nicht kennen; den Ausdruck verwendete aber der Philosoph auch früher, so etwa in *Jenseits von Gut und Böse*, in dem es an einer Stelle heißt: „Leben selbst ist Wille zur Macht." (KSA 5, 27) Den Begriff Nietzsches deutet

24 Bei Hillebrand (Nietzsche und die deutsche Literatur, S. 90) sieht die Skizze allerdings etwas anders aus, da fungiert nämlich Nietzsches Namen, samt den anderen, in der linken Spalte, während die Bemerkung „jeder von ihnen / stirbt und / wird im nächsten / wiedergeboren" in der rechten. Der Doppelpunkt in der Hofmannsthal-Ausgabe von 1979 leitet somit keine Nietzsche-Paraphrase, sondern Hofmannsthals eigenes Urteil ein.



Hofmannsthal als allgegenwärtigen „Kampf" und „éternelle débâcle", d.h. als „ewigen Untergang" des Bestehenden zugunsten des Neuen, Überwindenden, Willenstärkeren: Eine Bewegung, die sich im ganzen Laufe der Kultur beobachten lässt. Das Leben überwindet sich selbst durch den Willen zur Macht. Aber diese Bewegung des Lebens mündet in „Durchschauen" und „Austasten", das schließlich zur „Harmoniarchie", einer Art Gleichgewicht der Kräfte in der Anschauung und Erkenntnis führt. Selbst das „künstliche Leben" (sprich: das *künstlerische* Leben) ist das Ergebnis dieser ewigen Dynamik, es ist ein Ruhepunkt, an dem die Erkenntnis erst möglich wird. Die dynamischen Kräfte des Lebens erreichen in der künstlerischen Erkenntnis eine Harmonie – so etwa wie bei Goethe, der in den Augen Hofmannsthals geradezu als „der große Harmoniarch" erschien, wie das aus einer anderen Notiz hervorgeht (HGW 10, 337).

Aber zu diesem Ziel der Harmonie und Erkenntnis, will Hofmannsthal sagen, führen mehrere Stufen, die ihrerseits mehrere Repräsentanten (Vorbilder oder „Medien" im oben erwähnten Sinne) haben können. Hier trifft man Nietzsche in einer bunten Gesellschaft, die nicht unbedingt nach seinem eigenen Geschmack gewesen wäre. Einen „Nihilisten" wie Iwan Turgenjew (1818-1883) oder einen Pessimisten wie Henri Frédéric Amiel (1821-1881) hätte er ebenso wenig gern neben sich gesehen als den Religionshistoriker Ernest Renan (1823-1892), mit dessen Ansichten über das Christentum er sich immer wieder kritisch auseinander setzte. Aber offenbar ist an dieser Stelle nicht die Meinung Nietzsches das Entscheidende für Hofmannsthal; sein Anliegen scheint vielmehr zu sein, den *Denkertypus* Nietzsche zu kategorisieren, den man wohl als den Typus des Provozierenden und Umwerfenden bezeichnen könnte. Die Vertreter dieses Typus sind diejenigen, die mit „falschen Beleuchtungen, verschobenen Perspektiven" operieren, während der andere Typus („Stufenleiter B") die Menschen den eigenen Gedanken und Stimmungen oder einer Hauptidee unterordnet. Die Implikationen dieser Stufe lassen sich hier nicht ausführlich behandeln; festzuhalten bleibt, dass Nietzsche nicht nur mit den Helden eines Turgenjew oder Charles-Louis Philippe (1874-1909) in eine Reihe gestellt wird, sondern auch mit Hamlet, was auf den ersten Blick überraschend klingen mag, aber noch der späte Hofmannsthal notierte in einem wortkargen Aperçu vom November 1927: „Nietzsche eine *Figur* fast wie Hamlet" (HGW 10, 591). Den Vergleich hätte Nietzsche, der sich doch in seiner „geistigen Umnachtung" als den „gekreuzigten Dionysos" betrachtete, gewiss ausgehalten; man lese nur die folgende Zeile aus der *Geburt der Tragödie:* „In diesem Sinne hat der dionysische Mensch Ähnlichkeit mit Hamlet: beide haben einmal einen wahren Blick in das Wesen der Dinge getan, sie haben *erkannt*, und es ekelt sie zu handeln." (KSA 1, 56) Hamlet, Amiel, Turgenjew, Nietzsche: Alle waren „Figuren", die „in das Wesen der Dinge", und damit auch in den Abgrund des Daseins geblickt haben. Dieser Blick selbst war für Hofmannsthal zugleich verführend und provozierend, erschütternd und zur Erkenntnis auffordernd.

Es verwundert indessen nicht, dass der junge Hofmannsthal den Namen Nietzsches mit demjenigen von Amiel oder Larcher – dem Pseudonym von Paul Bourget – verknüpft: Es sind seine Lektüren von damals, die ihn zu dieser Assoziation anregten, und die er auch in den Essays aus dieser Zeit bearbeitet. Den Anlass *Zur Physiologie der modernen Liebe* (1891) bot zum Beispiel ein von Paul Bourget (1852-1935) unter dem Namen Claude Larcher herausgegebenen Band von Prosafragmenten. Durch die feinfühlige Analyse dieser Schriften liefert Hofmannsthal eine Art Beitrag zur Diagnose der Moderne, indem er erneut auf Hamlet und Nietzsche Bezug nimmt: Larcher „schreibt mit der Hamletseele", während in den Aphorismen Bourgets „viel Nietzsche steckt." Dass der Moralist Bourget von Nietzsche inspiriert war, erkennt Hofmannsthal unschwer, meint aber, dass die in den Fragmenten ausgedrückte Einfachheit und „Einheit der Seele" in Gegensatz „zur Zweiseelenkrankheit, also Selbsterziehung zum ganzen Menschen, zum Individuum Nietzsches" stehe (HGW 8, 96). Er hebt zugleich die Ironie Bourgets hervor, bei dem man „einer abgebrochenen Gedankenreihe Nietzsches nachspüren und zugleich einen blöden crevé um sein englisches smoking beneiden" (ebd., 98) könne.[25]

Eine solche distanziert-ironische Haltung Nietzsche gegenüber lobt nur der, der selber zu einer ähnlichen Position neigt. Durch die Charakterisierung anderer Dichter, die von Nietzsche beeinflusst wurden, gewährt Hofmannsthal einen Einblick in seine eigene Beziehung zu Nietzsche in dieser frühen Phase. Das ist der Fall auch in einem anderen Essay von 1891, betitelt *Das Tagebuch eines Willenkranken*, in dem Hofmannsthal die *Fragments d'un journal intime* von Henri-Frédéric Amiel, einem stark pessimistischen, von Schopenhauer inspirierten Schweizer, unter die Lupe nimmt. Dieser gehört zwar zu jenem Schriftstellertypus, den Nietzsche als „Nihilisten" abstempelte, aber das hindert Hofmannsthal offenbar nicht daran, einen genaueren Blick auf ihn zu werfen und seinen Pessimismus als ein Kennzeichen der Zeit zu deuten. In vielen Fällen bleibt Nietzsche der Vergleichsmaßstab. Im Essay von demselben Jahr über Maurice Barrès (1862-1923) behandelt Hofmannsthal die zwischen 1888 und 1891 erschienene Trilogie des französischen Schriftstellers, den er bald mit Ignatio des Loyola (dessen – oben in der „Stufe B" angeführten – *Exercices spirituels* Barrès herausgegebene hatte), bald mit Nietzsche vergleicht. In *Un homme libre* gehe es um das Symbol des freien Menschen hinter einer „Maske, die Nietzsche rät" (ebd., 119), während der Roman *Le jardin de Bérénice* zweierlei Grundtöne verrate: einen willenverneinenden wie bei Schopenhauer oder Amiel, und einen aktiven, wie bei Goethe. Im Menschen seien im Allgemeinen beide Empfindungen

[25] Zu einer eingehenden Analyse von Hofmannsthals Bourget-Rezeption vgl. Stoupy: Maître de l'heure, S. 120-171.



beieinander, aber einer wie Nietzsche habe sie überwunden – fügt Hofmannsthal mit einer Geste der Anerkennung hinzu.

Die Aufzeichnungen und Essays von 1891 sind somit Belege von Hofmannsthals frühen Leseerfahrungen, unter denen Nietzsche eine eminente Rolle spielte.[26] Das obige Schema mit den Stufen der Erkenntnis ist auch vor diesem Hintergrund zu deuten. Nietzsche ist ein mit Hamlet, Turgenjew oder Larcher (Bourget) verwandter Typus, der „im nächsten wiedergeboren" wird, d.h. eine immer schon mögliche und stets wiederkehrende Art des Denkens. Es wird hier auf Nietzsches Idee der ewigen Wiederkunft des Gleichen angespielt, doch im Sinne einer Typologisierung: Das „Durchleben, Durchmachen, Durcharbeiten, Durchschauen, Austasten, Durchzweifeln", diese Konstanten der „Stufenleiter A", perpetuieren in einem Typus wie Nietzsche. Durch diese Subsumierung einem Denkertypus gelingt es Hofmannsthal, gerade in einer Zeit, als der Nietzsche-Kult seinen Anfang nahm, den Philosophen in einem objektiven Licht zu sehen. Damit ist aber noch nicht gesagt, dass Nietzsche die gleiche Position in seiner Ästhetik oder Kulturkritik eingenommen hätte wie ein Philippe oder Barrès. Vielmehr lässt sich seine Hinwendung zur Antike und zur Renaissance nicht zuletzt als eine Anregung von Nietzsche – allerdings auch von Burckhardt und Bachofen – verstehen. Sein Verhältnis zur Überlieferung wird von Nietzsche ebenso mitgeprägt wie seine Kritik an der Gegenwart. So schlägt auch der Bericht über *Die Mozart-Zentenarfeier in Salzburg* 1891 deutliche Nietzsche-Töne an, der ja in der zweiten *Unzeitgemäßen Betrachtung* die Kultur als bloße „Dekoration des Lebens" und als „Verstellung und Verhüllung" (KSA 1, 333) zu Gunsten eines dem Leben dienenden Verhältnisses zur Geschichte verwarf.[27] Hofmannsthal übt hier eine Kulturkritik im Sinne Nietzsches: „Ein Zurück zu Mozart ist ebenso unmöglich wie zu den Griechen; uns fördert heute nur Lebendiges, werdend wie wir, ringend, stammelnd, wechselnd wie wir. Gewordenes können wir nicht verstehen; nur den Willen, auch einmal etwas Vollendetes zu werden, kann es uns verleihen." (HGW 8, 517).

Vergangenheit, Geschichte und Überlieferung samt ihren Wahrnehmungsmöglichkeiten in der Gegenwart interessieren Hofmannsthal nicht weniger als das – gleichfalls von Nietzsche in den Vordergrund gestellte – Verhältnis zwischen Wahrheit und Lüge. Nietzsche scheint mit seinem *Jenseits von und Böse* und seiner *Fröhlichen Wissenschaft* bei Hofmannsthals Erstling *Gestern* Pate gestanden zu

[26] Ein selbstständiger Essay über Nietzsche entstand allerdings nicht, obwohl Hofmannsthal „mögliche Essays" über Nietzsche, Rubens, Goethe oder Bahr unter dem Titel „Wille zur Macht" plante (vgl. HGW 10, 352).

[27] Vgl. Gerke, Ernst Otto: Der Essay als Kunstform bei Hugo von Hofmannsthal. Lübeck, Hamburg: Matthiesen, 1970, S. 65f.

haben.[28] Die Worte des Andrea, dieses melancholischen Künstlers des Augenblicks – „Und Lüge wird die Wahrheit, die erstarrt!" (HGW 1, 218), oder: „Wie süß, die Lüge wissend zu genießen, / Bis Lüg und Wahrheit sanft zusammenfließen!" (ebd., 225) – deuten gerade auf jene Verflechtung und Relativierung der Begriffe „Wahrheit" und „Lüge" hin, die von Nietzsche problematisiert wurden.[29] Dieses Ineinandergehen von zwei Begriffen, die in der (christlichen) Überlieferung noch reine Antithesen waren, hatte für die Moderne weitgehende Implikationen, und selbst bei Hofmannsthal reicht es über dieses frühe Stück in die Richtung seines Chandos-Briefes hinaus. In *Gestern* sind Wahrheit und Lüge nichts mehr als sprachliche Erscheinungen eines permanenten Stimmungswechsels. In Zeilen wie: „O goldne Lügen, werdend ohne Grund, / Ein Trieb der Kunst, im unbewussten Mund!" (ebd.) schwingen zudem die berühmten Worte Zarathustras mit: „Die Dichter Lügen zu viel" (KSA 4, 110), was sich zugleich als eine Definition der Kunst jenseits von moralischen Imperativen lesen lässt und den Anspruch auf einen moralfreien Ästhetizismus zu erkennen gibt.

Tatsächlich entgeht in den sehr produktiven Jahren 1891-92 Hofmannsthals Aufmerksamkeit auch Nietzsches *Also sprach Zarathustra* nicht.[30] In einer Aufzeichnung vom 13. Juli 1892 findet sich unter dem Titel „Die neue Technik" neben den Namen von Amiel, Jean Paul und Eichendorff auch die Bemerkung, es gebe „namenlose Stimmungen, die man nur durch ein Bild suggerieren kann: die Stimmung der klaren hohen Berge (Zarathustra) [...]." (HGW 10, 349) In diesem Bild der „hohen Berge", den er mehrmals im Hinblick auf Nietzsche verwendet,[31] scheint Hofmannsthal die suggestive Kraft einer „symbolistischen

28 Man denkt hier generell an Nietzsches Schrift *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* (vgl. etwa Kobel, Erwin: Hugo von Hofmannsthal. Berlin: de Gruyter, 1970, S. 15 oder Meyer: Nietzsche, S. 196), die zwar 1873 entstanden ist, aber erst nach seinem Tod veröffentlicht wurde. Plausibler scheint es also anzunehmen, dass hier andere Werke Nietzsches im Spiel sind, etwa *Jenseits von Gut und Böse*, in dem Nietzsche den menschlichen „Willen zur Wahrheit" hinterfragt und die Vertauschbarkeit von Wahrheit und Unwahrheit entlarvt (KSA 5, 15).

29 Vgl. noch Braegger, Carlpeter: Dem Nichts ein Gesicht geben. Hofmannsthal und die künstlerische Avantgarde. In: Hofmannsthal. Jahrbuch zur europäischen Moderne 3 (1995), S. 319-333, hier S. 325.

30 Das Gleiche gilt auch für Nietzsches *Zur Genealogie der Moral*, wie Hofmannsthals Notizen dazu eindeutig belegen, in denen es u.a. heißt: „Besitz: ein reiner Begriff vom schaffenden Künstler und seinem geheimen Verhältnis zum Leben" (nach Hillebrand: Nietzsche und die deutsche Literatur, S. 82).

31 So spricht er in einem frühen Brief an Schnitzler (13. Juli 1891) von der „hellen Luft der Cordilleren" (HA 7) und bemerkt an einer weiteren Stelle: „In Nietzsche ist die freudige Klarheit der Zerstörung wie in einem hellen Sturm der Kordilleren oder in dem reinen Lodern großer Flammen." (HGW 10, 329)



Technik" zu schätzen. Zarathustra impliziert aber zugleich mehr als ein Symbol, laut einer späteren Aufzeichnung von 1898:

> Zarathustra von Nietzsche.
> Wie entstanden?
> aus dem Bedürfnis das Ereignis in
> jeden Gedanken an sich zu gestalten.
>
> Ein Übergangsproduct [sic] zwischen Denken
> und Bilden. Wirkt wie Embryonen.[32]

Hier vollzieht Hofmannsthal einen Schaffensprozess nach, der einer inneren Bewegung vom Denken zum Bilden entspricht. Er scheint früh erkannt zu haben, was man heute generell annimmt: Dass Nietzsches Zarathustra ein Werk zwischen Denken und Dichten, der Ausdruck einer Philosophie in einer bildhaften, metaphorischen Sprache ist.

Einen ähnlichen Übergang vom Denken zum „Bilden" muss der frühe Hofmannsthal selbst häufig erlebt haben, etwa da, wo er eine Idee Nietzsches in ein Gedicht oder ein Drama übersetzte. Das ist der Fall auch in *Der Tod des Tizian* (1892). Theo Meyer deutet Nietzsches Zarathustra geradezu als eine „Präfiguration des Tizian", und meint, der Wille zum Schaffen und zur „Überwindung der Leere" teile Zarathustra mit Hofmannsthals Titelfigur.[33] Tatsächlich sind bereits in den *Entwurfsblättern zu „Der Tod des Tizian"* (1891) Zitate und Zitatparaphrasen aus Nietzsches *Zarathustra* zu finden,[34] und im Stück selbst klingt Nietzsche unverkennbar nach. Hofmannsthal greift hier die Idee der dionysischen Lebenslust auf, aber verknüpft das dionysische Schaffen mit dem Todesmotiv – das bei Nietzsche noch ein Symptom der Dekadenz war. Dass im *Tod des Tizian* Nietzsche stark präsent ist, kann an sich eine Folge der Lektüre der *Fröhlichen Wissenschaft* sein, worauf diesmal Matthias Mayer hinweist,[35] aber ebenso der *Geburt der Tragödie*. Im Dramenfragment behandelt Hofmannsthal ein häufiges Thema der Jahrhundertwende: das Verhältnis zwischen Leben und Kunst, deren Antinomie aber von Tizian überwunden wird. Er ist derjenige, der „das Leben schafft" (HGW 1, 249), seine Kunst verleiht den Dingen „Seele" und „Sinn", er lehrt seinen Schülern, „die Dinge sehen". Kunst und Schönheit geben dem Leben einen Sinn,

32 Zit. n. Hillebrand: Nietzsche und die deutsche Literatur, S. 116.

33 Meyer: Nietzsche, S. 192.

34 So heißt es u.a.: „Zarathustra ging in das Gebirge u. genoss seines Geistes u. seiner Einsamkeit: / Zarathustra will wieder Mensch werden, der Becher überfließen." (zit. n. Hillebrand: Nietzsche und die deutsche Literatur, S. 78)

35 Mayer: Hugo von Hofmannsthal, S. 34.

den die „da drunten nie verstehen" (ebd., 257) können, sie überwindet die Sinnlosigkeit des Daseins, mithin den Nihilismus, wie er noch von Nietzsche als Diagnose der Moderne entlarvt wurde. Tizian, der „dem Leben Leben gab" (ebd., 258) verkörpert jenen schaffenden „höheren Menschen", der den Anforderungen Nietzsches entspricht. Sein Schaffen ist Notwendigkeit, denn ohne seine Kunst, ohne *die* Kunst überhaupt hätte das Leben keinen Sinn: „[...] und unser Leben hätte keinen Sinn". Das Leben selbst wird durch ihn zur Kunst, während die echte Kunst – nicht aber die dilettantische Verehrung des wahren Künstlers – ihrerseits zum eigentlichen, schaffenden Leben wird und sogar den Tod überwindet. Das Stück legt Zeugnis von der Auseinandersetzung Hofmannsthals mit der Beschaffenheit und dem Sinn der Kunst, mit den Möglichkeiten und Grenzen des Ästhetizismus ab. Von der Idee einer „Kunst um der Kunst willen" hält er sich somit fern, denn die Kunst steht bei ihm nicht weniger als bei Nietzsche im Dienste des Lebens. Deutlich klingt hier der Philosoph nach, der noch in der Vorrede zur *Geburt der Tragödie* die Kunst als „die eigentlich *metaphysische* Tätigkeit des Menschen" (KSA 1, 17) bezeichnete und später einer lebensbejahenden, „dionysischen" Kunst den Vorrang gab.

Hofmannsthals Schaffen in den neunziger Jahren stand im Zeichen Nietzsches; nicht zuletzt unter seiner Einwirkung griff er auch zu antiken- und Renaissance-Stoffen.[36] Eine lakonische Notiz vom 20. März 1892 stellt Nietzsches Bild der Antike neben jene von Goethe und Chénier, offenbar um ihre Verschiedenheit hervorzuheben.[37] Griff noch Goethe auf antike Stoffe zurück, um sie in den Dienst eines humanistischen Bildungsideals zu stellen, und blieb Chénier den antiken Meistern ganz form- und gehaltgetreu *(Poésie antiques, Élégies)*, so verwarf Nietzsche jedes „antiquarische" Verhältnis zur Geschichte, um die antike Tradition im Sinne einer Lebens- und Daseinsbezogenheit voluntativ umzuwerten. Während Hofmannsthal gegen Goethes Verständnis der Tragödie prinzipielle Einwände formulierte,[38] stand ihm die Nietzsche'sche Variante der Bindung an die antike Überlieferung zweifelsohne am nächsten. Besonders Nietzsches Dionysos-Begriff übte eine nachhaltige Wirkung auf ihn aus, und zwar selbst bei der Konzipierung von Stücken, in denen das Thema Tod im Vordergrund steht, wie in *Der Tod des Tizian*, *Alkestis* oder *Der Tor und der Tod*. Die Worte des Todes zu Claudio: „Aus des Dionysos, der Venus Sippe, / Ein großer Gott der Seele steht vor dir" (HGW 1,

36 Vgl. Koch, Hans-Albrecht: Hugo von Hofmannsthal. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989 (Erträge der Forschung 265), S. 53 und Mayer: Hugo von Hofmannsthal, S. 48f.

37 Die Notiz lautet einfach: „Die Griechen Goethes. Die Griechen von Nietzsche. Die Griechen von Chénier." (HGW 10, 344)

38 Vgl. Günther, Timo: Vom Tod der Tragödie zur Geburt des Tragischen. Hugo von Hofmannsthals Elektra. In: DVjs 79 (2005), H.1, S. 96-130, hier 101ff.



288), hat man bereits zu Recht mit Nietzsches Auslegung des Dionysos-Mythos in Verbindung gesetzt. In der Tat lässt sich in diesem berühmten und oft diskutierten Dramolett von einem dionysischen Todesbegriff sprechen, den Hofmannsthal offenbar Nietzsche (z.T. auch Schopenhauer) entlehnte.[39] Ähnliche Bezugspunkte zur *Geburt der Tragödie* weisen aber auch die Fragmente *Bacchen nach Euripides* bzw. *Bacchantinen* auf, die Hofmannsthal ab 1892 immer wieder in die Hände nahm, und in denen er einen orgiastischen Bacchus-Kult in Theben in Kontraststellung zu einem überzeugten Rationalismus (des Königs Pentheus) in Szene setzte. Das apollinische *principium individuationis*, das hier vor allem als rationelle Beharrlichkeit auf Ordnung und Logik erscheint, stößt auf die dionysische Auflösung von Ordnung, die chaotisch-irrationale Flut des Lebens.[40] Dieses – wie es noch in *Gestern* hieß – „Bacchanal dämonischer Gewalten" (HGW 1, 235), das die dionysischen Tiefen des Daseins ahnen lässt, der „tragische Grundmythos"[41] beschäftigte Hofmannsthal immer wieder, viel mehr als etwa Nietzsches Moralkritik oder übermenschliche Vision.

Das hinderte ihn aber nicht daran, den Philosophen Nietzsche zu den „Deutsche[n] mit einem großen Verhältnis zur Welt" neben Paracelsus, Hutten und Hamann zu zählen (HGW 10, 403), ihn gelegentlich zu zitieren, oder sich auf ihn in den Betrachtungen über die Zeitgenossen zu berufen.[42] Selbst die berühmte „Sprachkrise" tat seinem Verhältnis zu Nietzsche keinen Abbruch, wenngleich, *quantitativ* betrachtet, die Nietzsche-Hinweise nach 1900 zurückgehen.

39 Es wurde bereits von Alewyn erkannt, dass sich in *Der Tor und der Tod* das heidnische Mysterium des Dionysos mit christlicher Mystik vermengt (Alewyn, Richard: Über Hugo von Hofmannsthal. 4. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1967, S. 75f.). Aber auch in der späteren Forschung erhält sich die Meinung, dass *Der Tod des Tizian* und *Der Tor und der Tod* einen dionysischen Todesbegriff thematisieren (etwa Pestalozzi, Karl: Wandlungen des erhöhten Augenblicks bei Hofmannsthal. In: Pestalozzi, Karl; Stern, Martin [Hg.]: Basler Hofmannsthal-Beiträge. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1991, S. 129-138, hier 130f. und Mayer: Hugo von Hofmannsthal, S. 49).

40 Hofmannsthal skizzierte seine diesbezüglichen Intentionen in einer Aufzeichnung vom 21. Juni 1892: „Bacchos. Tragödie (nach Euripides ‚Bacchai'). Der König. Er hat den heiter gesitteten Kult des Dionysos eingeführt (Pentheus). Die Königin, den Naturdämonen nahe verwandt; [...] aus einem Geschlecht von königlichen Priestern des Dionysos-Sabazios-Zagreus. [...] Kern ihres Lebens ist das Unlogische." (HGW 10, 345 bzw. HSW 16, 48) In den *Bacchantinnen* erscheint Dionysos geradezu „mit blondem, epheudurchflochtenem Haar" und in „weiblichen Gewand" (HSW 16, 52).

41 In einer Notiz vom 23. April heißt es 1893: „Der tragische Grundmythos: die in Individuen zerstückelte Welt sehnt sich nach Einheit, Dionysos Zagreus will wiedergeboren werden." (HGW 10, 359) Und dann, am 20. Januar 1895: „Was suchen wir in den Menschen: Vereinigung der zerrissenen Stücke des Dionysos Zagreus, ein teilweise Sterben ohne Schmerz." (ebd., 395)

### 3. Dionysos und Elektra – Nietzsche-Rezeption nach der „Sprachkrise"

Das wohl am häufigsten diskutierte Werk Hofmannsthals, den *Brief des Lord Chandos* (1902) betrachtet die heutige Forschung weniger als Ausdruck einer Sprachkrise im Sinne einer Schaffenskrise, als einen Versuch, „außergewöhnliche Erfahrungen in einer neuen Weise mitteilbar zu machen".[43] Hofmannsthals Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Grenzen der Sprache bildet zwar keinen Tiefpunkt in seinem Schaffen, dennoch einen Übergang zu einer neuen ästhetischen Ausdrucksweise. Dass die Sprache mit den Dingen nicht identisch ist, hatte auch Nietzsche erkannt, und es ist fragwürdig, ob das Problem der Auflösung der Sprache, wie es im „Brief" artikuliert wird, ohne das Vorhandensein desselben bei Nietzsche vorstellbar wäre. Hinter dem Nicht-Mehr-Sprechen-Können des Chandos ist die von Nietzsche immer wieder angedeutete Erkenntnis der Insuffizienz der Sprache zu vermuten. Die Erfahrung der Leere als des Verlusts der Sprache, aus dem aber eine neue Sprache der „stummen Dinge" erwächst, entspricht jener Feststellung Nietzsches, nach der die Sprache als ein durch die Gewohnheit gegebenes Ausdrucksmittel nicht „der adäquate Ausdruck aller Realitäten" sei (KSA 1, 878). Damit wäre jenem Teil der Hofmannsthal-Forschung zuzustimmen, der den Chandos-Brief in den breiteren Kontext einer Rezeptionsgeschichte von Nietzsches (allerdings auch Mauthners) Philosophie platziert.[44]

Das erste Drama, das Hofmannsthal nach dem Chandos-Brief verfasste, zeugt gewiss von keiner Krise, vielmehr von einer Meisterschaft der dichterischen Sprache. In *Elektra* gelang Hofmannsthal ein Gegenentwurf zum Griechenlandbild Winckelmanns und Goethes unter dem Einfluss von Friedrich Nietzsche, Johann Bachofen sowie Erwin Rohde (Nietzsches Freund, der ehemals Die *Geburt der Tragödie* in Schutz genommen hatte). Bezüglich der Einwirkung Nietzsches ist vor allem an die *Geburt der Tragödie* zu denken. Unlängst hat Timo Günther nachgewiesen, dass das Stück, dessen Stoff bei Euripides und Sophokles gleichermaßen vorliegt, auch als „eine Tragödie vom Ende der Tragödie"[45] zu lesen ist. Hofmannsthal behandelt jenen „Zustand der Individuation", den Nietzsche vor allem bei Euripides beobachtete. War für Nietzsche der Chor das eigentliche Element der Tragödie, insofern er dionysische Kollektiverlebnisse zur Sprache brachte, so bedeutet die Auflösung der Einheit des Chors bei Euripides den „Tod der Tragödie",[46] den Nietzsche als den „Selbstmord" der griechischen Tragödie betrachtet hatte. Diesen Auflösungsprozess rekonstruiert Hofmannsthal mit seinem *Elektra:* Der Chor, der noch bei Schiller „die Poesie hervorbringen" musste, zerfällt hier gleich am Anfang in namenlose Individuen, in Vertraute und Mägde der Klytämnestra.

Das entscheidende Handlungsmotiv Elektras ist ihre Unfähigkeit, die schmerzvolle Vergangenheit (den Mord ihres Vaters) zu vergessen:

> Vergessen? Was! Bin ich ein Tier? vergessen?
> [...] das Vieh vergisst, [...]
> ich bin kein Vieh, *ich kann nicht vergessen!* (HGW 2, 195)

Das Nichtvergessenkönnen als innigste Bindung an die Vergangenheit, das den Menschen vom Tier unterscheidet, und aus dem Elektras Tragödie eigentlich erwächst, wurde bereits von Nietzsche diagnostiziert.[47] Der sich schnell verflüchtigende Augenblick erscheint als ein Gespenst: Bei Hofmannsthal ist es die Gestalt des getöteten Agamemnon, die Klytämnestra auch im Traum erscheint, wiewohl diese der Vergangenheit zu entrinnen gedenkt. Die Vergangenheit bleibt aber unentrinnbar, sie verbleibt in der „Brust" (HGW 2, 197) des Individuums, ob es sie vergessen will oder nicht. Elektra wird ihre durch den Meuchelmord des Vaters verursachten Schmerzen erst los, als die Rache vollzogen wird. Sie reagiert darauf mit einem Freudentaumel, dem halbbewussten Reigen einer Wahnsinnigen. Die Musik, die aus ihr selber kommt, der „namenlose Tanz", in dem sie „die Last des Glücks" trägt (ebd., 233), enthalten ein orgiastisches Element, das an den Dionysos-Kult erinnert. Der Begriff des Individuums löst sich gleichsam im dionysischen Urgrund des Daseins auf. Selbst die Gestalt des Wahnsinnigen (hierin mag Elektra allerdings an Ödipus erinnern) als einer „Form der erreichten Vollkommenheit" (HGW 10, 608), die gerufen sei, „den ganzen Reigen als wiedergeborener Dionysos anzuführen",[48] klingt an Nietzsche an, den Hofmannsthal seinerseits – wie oben erwähnt – mit der Gestalt des Hamlet ver-

[42] Etwa in *Ein neues Wiener Buch* (1896) zitiert Hofmannsthal einen Satz Nietzsches über Sokrates: „Es konnte niemand sagen, warum Sokrates lehre, er selbst ausgenommen. Wohin er kam, da erzeugte er das Gefühl von Unwissenheit, er erbitterte die Menschen und machte sie nach dem Wissen gierig." (HGW 8, 226)

[43] Mayer: Hugo von Hofmannsthal, S. 116.

[44] Vgl. etwa Mayer: Hugo von Hofmannsthal, S. 116; Meyer: Nietzsche, S. 196; Le Rider: Hugo von Hofmannsthal, S. 81.

[45] Günther: Vom Tod der Tragödie zur Geburt des Tragischen, S. 119.

[46] Ebd., S. 118.

[47] „Er [der Mensch] wunderte sich aber auch über sich selbst, das Vergessen nicht lernen zu können und immerfort am Vergangenen zu hängen: mag er noch so weit, noch so schnell laufen, die Kette läuft mit. Es ist ein Wunder: der Augenblick, im Husch da, im Husch vorüber, vorher ein Nichts, nachher ein Nichts, kommt doch noch als Gespenst wieder und stört die Ruhe eines späteren Augenblicks. [...] Dann sagt der Mensch ‚ich erinnere mich' und beneidet das Tier, welches sofort vergisst [...]." (KSA 1, 248f.)

[48] Kobel: Hugo von Hofmannsthal, S. 86.

glich. Noch aufschlussreicher ist aber die Absicht der Auflösung des Individualbegriffs, die vom Dichter, seinem eigenen Bekenntnis zufolge, in allen seinen antiken Dramen verfolgt wurde: „Meine antiken Stoffe haben es alle mit der Auflösung des Individualbegriffs zu tun. In der ‚Elektra' wird das Individuum in der empirischen Weise aufgelöst, indem eben der Inhalt seines Lebens es von innen her zersprengt, wie das sich zu Eis umbildende Wasser einen irdenen Krug." (HGW 10, 461)

Er „dramatisierte" gleichsam damit, in *Elektra* ebenso wie in *Alkestis*,[49] in *Ödipus und die Sphinx* – „weggewischt die Grenze [...] zwischen Tod und Leben" (HGW 2, 394) – oder eben im *Semiramis*-Fragment, Nietzsches Begriff des Dionysos. Wenn es über Elektra heißt, „du bist wie außer dir" (ebd., 215), so bedeutet das zugleich, dass das Individuum seine Grenzen, sprich: das apollinische *principium individuationis*, überschritten hat.

So gesehen ist Hofmannsthals Elektra eine Art Variation zur Deutung des Dionysos-Mythos in Nietzsches *Geburt der Tragödie*. Aber noch einem Aspekt bezüglich der Nietzsche-Rezeption Hofmannsthals soll hier Erwähnung geschehen, auf den kein anderer als der Zeitgenosse Christian Morgenstern in seinem kleinen Essay zu dieser Tragödie aufmerksam gemacht hat. Nachdem er seine „Schwärmerei" für Hofmannsthals frühe Dichtungen und „feinen Geist" bekennt, versucht Morgenstern die Motive der Entstehung eines solchen schockierenden Dramas zu erklären. Sich in die Lage Hofmannsthals versetzend, in dem „der Wille zur Macht hungrig wird", deutet er Hofmannsthals Entscheidung für den Stoff des *Elektra* als Auflehnung gegen ein auf Winckelmann oder Goethe zurückgehendes Bild über die Griechen, die schon immer „als Vorbilder edler Heiterkeit, stiller Einfalt und schlichter Größe"[50] angesehen wurden. Hofmannsthal wollte tun, so Morgenstern, „was Nietzsche getan hat, als er den Dionysos entschleierte", nämlich „Einfaches *auf*lösen, Starres *er*lösen", und den Griechen als Menschen, oder sogar als Tier vor Augen zu führen. Damit wurde endlich wieder das ungebändigte Chaos gezeigt, vor dem sich der moderne Mensch scheut. Nicht so aber „Hofmannsthal, der Aristokrat", der „das Wort vom Pathos der Distanz [auch ein Lieblingswort Nietzsches] zu den seinigen gemacht hat."[51] Morgensterns Lobrede an Hofmannsthal diagnostiziert genau diese neuartige

[49] Ward verweist z.B. mit Recht darauf, dass der unmittelbare Hintergrund zur Bearbeitung des Euripides-Stoffes Hofmannsthals Besuch einer Vorlesung des Alfred von Berger über „Die Schönheit in der Kunst" war, in der der Professor für Ästhetik und spätere Dramaturg am Burgtheater Nietzsches *Geburt der Tragödie* behandelte (Ward: Hofmannsthal and Greek Myth, S. 63).

[50] Morgenstern, Christian: Elektra. In: Ders.: Ausgewählte Werke. Bd. 2. Leipzig, Weimar: Gustav Kiepenhauer, 1985, S. 163-166, hier 164.

[51] Ebd., S. 166.



Bindung an die Antike, die sich von der Goethes unterscheidet und Nietzsches Anspruch auf eine Selbstdeutung des modernen Subjekts im Spiegel der Überlieferung entgegenkommt.

Allerdings erkannte später Hofmannsthal selbst, dass sich in jeder Auffassung der Antike die Selbstbetrachtung der Moderne, wenn auch in unterschiedlicher Form, kundtut, bei den Deutschen sogar mehr als bei anderen Nationen:

> Betrachtet man die Wielandsche Auffassung der Antike und die Nietzschesche nebeneinander, ebenso die von Winckelmann und Jakob Burckhardt, so erkennt man, daß wir etwa noch mehr als die andern Nationen die Antike als einen magischen Spiegel behandeln, aus dem wir unsere eigene Gestalt in fremder gereinigter Erscheinung zu empfangen hoffen. (HGW 10, 265)[52]

In diesem „magischen Spiegel" der Antike betrachtete sich auch der Dichter selbst, in Elektra nicht weniger als in *Ödipus und die Sphinx* oder in der Operndichtung *Ariadne auf Naxos* (1912). Auf eine Verbindung zwischen Elektra und Ariadne deutet sogar eine Notiz aus *Ad me ipsum* hin: „Die Wiedergeburt eines neuen genießen aus der Höhle der Schmerzen. Ariadne-Elektra." (ebd., 610) Die „Höhle der Schmerzen": Das ist das Reich des Dionysos-Bacchus, aus dem auch die Möglichkeit der Verwandlung ins wahre Selbst erwächst. Bacchus unterscheidet sich von Hermes gerade dadurch, dass er kein Todesbote ist, sondern den Weg der Befreiung und Selbstwerdung zeigt, nach der sich das von den Spannungen der Gegenwart geplagte Individuum (Ariadne) sehnt. Durch die Zusammenarbeit mit Richard Strauß konnte Hofmannsthal seiner dionysischen Tragödie, die ja bereits für Nietzsche „aus dem Geiste der Musik" geboren wurde, musikalischen Nachdruck verleihen. *Ariadne auf Naxos* widerhallt noch von der Ferne die Stimme Nietzsches, die aber in dieser mittleren Phase seiner Rezeption, unter der wir, ohne scharfe Grenzen ziehen zu wollen, das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts meinen, von Hofmannsthal nicht mehr so stark vernommen wurde, als früher.

[52] Interessant wäre indes zu fragen, wen genau Hofmannsthal unter „wir" im Gegensatz zu „anderen Nationen" versteht, vor allem wenn man eine ironisierende Bemerkung in seinem Essay *Österreich im Spiegel seiner Dichtung* (1916) liest: „Denke ich an Männer wie Kant, Hölderlin Nietzsche, so ist der geistige Aufschwung ohnegleichen vor meinem Auge und ich könnte an der Höhe des Fluges die Deutschheit und das Aufgeflogensein vom deutschen Geistesboden erkenne, nicht aber das Gefieder. Ein österreichischer Vogel fliegt nicht so hoch, daß man nicht das Gefieder erkennen könnte." (HGW 9, 16) Aber eine Frage wie: Inwiefern war für Hofmannsthal das Österreichische deutsch? kann hier aus Raumgründen nicht beantwortet werden.

Dennoch ist eine Spurensuche nach wie vor nicht vergeblich. Denn Nietzsche bleibt auch jetzt ein Name, mit dessen Hilfe Hofmannsthal eigene Probleme und auch jene der Gegenwart deuten kann. Die folgenden Zeilen vom 29. Juni 1902, die gleichfalls von Nietzsches *Geburt der Tragödie* inspiriert wurden, lassen sich geradezu als eine Zeitdiagnose lesen: „Es gibt keine andere Kunstperiode, in der sich die sogenannte Bildung und die eigentliche Kunst so befremdet und abgeneigt gegenüber gestanden hätten, als wir das in der Gegenwart mit Augen sehen. (Nietzsche, ‚Geburt der Tragödie')" (HGW 10, 437). Eine Notiz vom 24 Januar 1904 in Venedig, wo auch Nietzsche (allerdings auch Wagner) gern verkehrte, lässt ebenfalls den Philosophen in Erinnerung rufen: „[...] falsch: alle billigen Antithesen wie ‚Kunst' und ‚Leben'" (ebd., 451). Eine Aufzeichnung vom März 1907 zeugt ihrerseits vom einem besonderen Respekt für „das ganze Wesen" Nietzsches: „Wir ertragen keine minder komplizierte Botschaft mehr als die eines ganzen Wesens. Die auch auf geistigem Gebiet: Beethoven, Nietzsche. Die ganzen Hieroglyphen wollen wir lesen." (ebd., 490) Dann, am 10. Dezember 1911, gerade als er seinen *Jedermann* beendet hat, notiert Hofmannsthal in Anlehnung an Nietzsche eine Zeile, in der die ganze Problematik der künstlerischen Existenz zum Vorschein kommt: „Anstößig ist alles Produktive. Nietzsche, ‚Unzeitgemäße Betrachtungen I.', Talent als Existenzbedingung: Preisgegebenheit, Isolierung, Verzweiflung." (ebd., 510) Das alles sind zwar nur verstreute Bemerkungen zu und über Nietzsche, dennoch lassen sie auf ein Fortleben seiner Philosophie bei Hofmannsthal schließen. Und das trotz der Tatsache, dass Hofmannsthal, in der oben erwähnten Korrespondenz mit Pannwitz – die ja auch auf diese Periode fällt – wenig Positives über Nietzsche äußert. Pannwitz' allzu große Nietzsche-Begeisterung wird Hofmannsthal angewidert haben, doch auch danach, dass er sich von Pannwitz und George getrennt hatte,[53] kehrte er Nietzsche nicht den Rücken.

## 4. Die „Suchenden" – Nietzsche in der Spätphase

In den zwanziger Jahren, den letzten seines Lebens, verfasste Hofmannsthal u.a. das Stück *Der Turm*, die Operdichtungen *Die Ägyptische Helena* und *Arabella*. Auf den ersten Blick scheint sein Schaffen nicht mehr mit Nietzsche zu tun zu haben. Betrachtet man aber seine Aufzeichnungen und Aphorismen aus diesen Jahren, und insbesondere die Münchener Rede von 1927, so darf man dennoch von einer Spätphase seiner Nietzsche-Rezeption sprechen, wenn sie auch den

[53] Auffällig ist aber, dass Hofmannsthal in seiner Korrespondenz mit Stefan George (vgl. Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. 2. Aufl. Düsseldorf, München: Helmut Küpper, 1953) kein einziges Mal Nietzsche erwähnt.



früheren an Intensität und Bedeutung unterliegt. In diesem letzten Jahrzehnt, als der Expressionismus in vollem Aufschwung begriffen war, schrieb Hofmannsthal seine Aphorismensammlung *Buch der Freunde* (1921) sowie weitere Aufzeichnungen, die dann ab 1930 mit dem Titel *Ad me ipsum* herausgegeben wurden. Einige davon, die auf Nietzsche rekurrieren, wurden bereits oben zitiert; sie belegen an sich Hofmannsthals Auseinadersetzung mit dem Philosophen in dieser Spätphase. Allerdings teilt Hofmannsthal die Begeisterung der Expressionisten für Nietzsche ebenso wenig wie jene von Pannwitz, denn ihm ist nach wie vor nicht daran gelegen, den *Zarathustra* oder den *Ecce homo* als Idealbild seinen Lesern vorzuhalten. Auch die *Geburt der Tragödie* scheint nicht mehr im Vordergrund seines Interesses zu stehen. Dennoch beschäftigen ihn noch einige Nietzsche-Reminiszenzen. Im *Buch der Freunde*, in dem er gelegentlich einige Denker wortwörtlich zitiert (etwa Pannwitz, Kierkegaard, Schopenhauer), verzichtet er zwar darauf – wie er früher zu tun pflegte –, Nietzsche-Zitate heranzuziehen, dennoch widerhallen einige Notizen die Ideen des früheren „Mediums": „Zu jedem Höheren ist Zusammensetzung gefordert. Der *höhere Mensch* [Herv. von L.V.Sz.] ist die Vereinigung mehrerer Menschen, das höhere Dichterwerk verlangt, um hervorgebracht zu werden, mehrere Dichter in einem." (HGW 10, 260) Die Beschwörung der Idee der „höheren Menschen" scheint in einem rätselhaften Bezug zu weiteren Aphorismen zu stehen, solchen, wie: „Es ist eine unangenehme, aber notwendige Kunst, die gemeinen Menschen durch Kälte von sich abzuhalten" (ebd., 245), oder: „Wirklichkeit ist die fable convenue der Philister." (ebd., 247). Ein fernes Echo dieser Philosophie ist hier ebenso unverkennbar, wie in seinem letzten großen Essay.

*Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation* (1927) ist eine Art Vermächtnis Hofmannsthals nicht nur bezüglich seiner Wünsche nach der Einheit des deutschen Geistes im Medium Sprache und Literatur, sondern auch seiner definitiven Stellungnahme zum Phänomen Nietzsche. Hofmannsthal, der hervorragende Kenner und Interpret der französischen Literatur sieht darin eine „geglaubte Ganzheit des Daseins" (ebd., 27) und stellt sie einer deutschen Literatur gegenüber, in der eine offenkundige Diskrepanz zwischen den „durchaus Vereinzelten" und dem Bildungsphilister herrsche. Die Deutschen seien eine „Nation der Einzelnen" (ebd., 31), deren Besten nur Träger einer „produktiven Anarchie" sind. Diese Vereinzelten und Einsamen, die durch eine Kluft von dem Rest der Gesellschaft getrennt sind, werden von Hofmannsthal, in Anlehnung an Nietzsche, „Suchende"[54] genannt. Ihr Suchen manifestiere sich in jedem gesprochenen Wort,

[54] Die entsprechende Stelle bei Nietzsche lautet: „Denn er *sucht*, dieser deutsche Geist! und ihr hasst ihn deshalb, weil er sucht, und weil er euch nicht glauben will, dass ihr schon gefunden habt, wonach er sucht. Wie ist es nur möglich, dass ein solcher Typus,

im „hahlen Heranwehen eines ewig Morgigen" (ebd., 32): Nietzsches *Morgenröte* klingt hier ebenso an wie Pannwitz' Hoffnung auf die künftige Erneuerung des Menschen. Sie heben Anspruch auf geistige Führerschaft und Lehrerschaft, doch können sie das Alleinsein nicht auf die Dauer ertragen: Sie brauchen auch eine Bindung, und zwar in einem höheren, kosmischen Sinne. Hofmannsthal nennt Nietzsche im weiteren Teil des Essays nicht mehr beim Namen, denn für ihn ist nicht die Person des Philosophen das Entscheidende, sondern eben das Phänomen, das Nietzsche repräsentiert, die Rolle, die er innerhalb der deutschen Kultur einnimmt. Es geht erneut um den *Typus* Nietzsche, etwa so, wie in der oben behandelten Aufzeichnung aus der Jugend. Der „nie entspannte Wille", das „Überschwellen geistiger Erkenntnis", das „Überspannen der Kräfte" (ebd., 34) deuten auf einen deutschen Dichtertypus hin, dem allerdings nicht nur „eine so gespannte Seele wie Nietzsche" (ebd., 30), sondern auch Stefan George, Rudolf Pannwitz oder auch andere angehören.[55] Diese „Nietzsche-Deutschen"[56] werden von Hofmannsthal allesamt der „Hybris des Herrschenwollens" und des „Kultus des Gemütes" angeklagt. Noch nie war er so kritisch gegenüber Nietzsche – und doch schlägt diese Kritik nicht einmal jetzt in ein vernichtendes Urteil um, sondern ist vielmehr auf Verständnis bedacht, und zwar auch dann, wenn er ihn mit den Romantikern vergleicht. Im Unterschied zur Generation von Dichtern um 1800 und ihrem „verantwortungslosen Wesen" sehnen sich nämlich die einsamen Suchenden der späteren Zeit sogar in ihrem Willen zur Freiheit nach einer Bindung, da „das Leben lebbar nur wird durch gültige Bindungen." (HGW 10, 39) Hofmannsthal erfordert einen „synthesesuchende[n] Geist", der „die Ganzheit des Lebens" erkennt,[57] und die Klüfte, die ihn von den anderen trennten, überbrückt. Diese Brücke ist aber in seinen Augen bereits gegeben, und zwar in der

wie der des Bildungsphilisters, entstehen und, falls er entstand, zu der Macht eines obersten Richters über alle deutschen Kulturprobleme heranwachsen konnte; wie ist dies möglich, nachdem an uns eine Reihe von grossen heroischen Gestalten vorübergegangen ist, die in allen ihren Bewegungen, ihrem ganzen Gesichtsausdrucke, ihrer fragenden Stimme, ihrem flammenden Auge nur eins verrieten: *dass sie Suchende waren*, und dass sie eben das inbrünstig und mit ernster Beharrlichkeit suchten, was der Bildungsphilister zu besitzen wähnt: die ächte, ursprüngliche deutsche Kultur." (KSA 1, 167. Herv. von Nietzsche. Vgl. noch die Idee „wir Europäer" im 8. Stück von *Jenseits von Gut und Böse*. KSA 5, 180)

55 Vgl. Mayer: Hugo von Hofmannsthal, S. 164.

56 Alewyn: Über Hugo von Hofmannsthal, S. 11.

57 Interessanterweise erinnert dieser Anspruch Hofmannsthals bereits durch seine Wortwahl an Rudolf Pannwitz und sein synthetisches Denken, sodass hier eine späte Nachwirkung des ehemaligen Briefpartners zu spüren ist, obwohl um 1927 die Akten Pannwitz für Hofmannsthal abgeschlossen zu sein scheinen.



gemeinsamen Sprache, die für eine einheitliche, „neue deutsche Wirklichkeit" (ebd., 41) bürgen könne. Das „große Pathos" der Distanz, die Philosophie der Verachtung à la Nietzsche können mithin durch die Erkenntnis der „Ganzheit des Lebens" überwunden werden – so ließe sich etwa Hofmannsthals letzte Antwort auf die Herausforderung Nietzsches resümieren.

Die – wie es noch 1929 in einer kleinen Schrift über Rudolf Kassner heißt – „gefährliche dynamische Übersteigerung des späteren Nietzsche" (ebd., 143), hat Hofmannsthal damit hinter sich gelassen. Bei all seiner Anerkennung für eine monumentale Philosophie blieb er nicht immer ihr treuer Adept. Er selbst hatte einmal, mit präziser Selbstkenntnis, die Diskontinuität in seinem eigenen Verhältnis zu Nietzsche bekannt.[58] Zuneigung und Hochachtung mischen sich mit Abneigung und Distanzhaltung in seiner Nietzsche-Rezeption – einer Wirkungsgeschichte, die aber stets parallel mit seinem ganzen Schaffen lief.

58 Hofmannsthal meint Nietzsche, wenn er in einem Brief an Raoul Richter vom 7. Juli 1903, über dessen Nietzsche-Buch reflektierend (Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Fünfzehn Vorlesungen gehalten an der Universität zu Leipzig. Erste Ausgabe Leipzig, 1903), schreibt: „[...] denn ich wüßte nichts, was mir nützlicher sein könnte als im Zusammenhang über eine geistige Erscheinung belehrt zu werden, die mehrmals, besonders im frühen Entwicklungsalter, imponierend und aufregend in mein Leben getreten ist, ohne daß diese Eindrücke in mir eine rechte Kontinuität gefunden hätten." (B II 117f.)

*Rita Nagy (Eger)*

# Ein Familienschicksal in den Turbulenzen zweier Weltkriege. Ernst und Hans von Dohnányi

Wie war die Entfesselung eines Weltbrandes möglich, in dem über vierzig Millionen Menschen sterben mussten und der mit der Zerreißung Deutschlands und Europas und mit der militärischen Vorherrschaft Russlands auf dem Kontinent endete? In den fünfzig Jahren seit dem Ende des Zweiten Krieges haben sich unzählige Autoren mit der jüngsten Vergangenheit Deutschlands auseinandergesetzt. Es ist eine Literatur von Tausenden von Titeln entstanden, die darstellen wollte, was in Deutschland von innen heraus zunächst gegen die zerstörerische Politik des nationalsozialistischen Regimes und ihre Folgen, schließlich auf die völlige Beseitigung des Regimes hin getan wurde.

Die vorliegende Arbeit fokussiert auf die Rolle zweier Dohnányis im Zweiten Weltkrieg, die in den meisten Veröffentlichungen über den Widerstand zwar erwähnt werden, aber die Charakteristik beider hervorragenden Persönlichkeiten in Hinblick auf die Zwischenkriegszeit und den Zweiten Weltkrieg nicht eingehend dargestellt wird. Vater und Sohn waren Opfer der Tyrannei. Der Jurist Hans von Dohnanyi, der seit Kriegsausbruch in der Abwehr tätig war, wurde im April 1945 in dem Konzentrationslager Sachsenhausen ermordet. Sein Vater, der große Komponist Ernst (Ernő) von Dohnányi musste 1944 aus Ungarn, kurz darauf aus ganz Europa fliehen und starb als Emigrant in den USA.

Der Aufsatz stützt sich u.a. auf die Forschungsergebnisse des Historikers und Journalisten Jochen Thies. Er hat in seiner Familiengeschichte ein bewegendes Porträt der Weltbürger-Familie von Dohnányi verfasst.[1] Das Porträt geht über drei Generationen und stellt eine Familie zwischen Kunst und Politik dar. Es beginnt mit Ernő (Ernst) von Dohnányi, dem neben Béla Bartók bedeutendsten ungarischen Komponisten aus Pressburg (Pozsony), der zugleich ein hervorragender Pianist und Dirigent war. Thies' Familienbiografie stellt den Komponistensohn Hans von Dohnanyi in den Mittelpunkt, einen Juristen, der von den Nazis als Widerstandskämpfer hingerichtet wurde. Schließlich werden dessen beide Söhne dargestellt, der einstige Erste Bürgermeister von Hamburg Klaus von Dohnanyi und der Musiker Christoph von Dohnányi.

1 Thies, Jochen: Die Dohnanyis. Eine Familienbiografie. Berlin: Propyläen, 2004.



Auf der Basis jahrelanger Recherchen von Jochen Thies und von anderen bedeutenden Forschern, Historikern und Experten des Zweiten Weltkrieges – von denen einige zugleich auch Schicksalsgefährte und Verwandte der Familie Dohnányi waren – wird im vorliegenden Beitrag in erster Linie die Tragik zweier historischer Persönlichkeiten des turbulenten 20. Jahrhunderts untersucht.[2]

Bei den biografischen Nachforschungen gelten neben Thies' Familienbiografie drei weitere Lebensschilderungen jeweiliger Dohnányi Beiträge als Grundlage. So muss an erster Stelle der Berliner Historiker Winfried Meyer erwähnt werden, der in seinem Werk *Unternehmen Sieben* eine Rettungsaktion Hans von Dohnanyis für bedrohte Berliner Juden im Jahre 1942 schildert.[3] Gemeinsam mit Winfried Meyer trat Jochen Thies den schwersten Gang bei seinen Recherchen im Sommer 2003 an.[4] W. Meyer führte J. Thies zum ehemaligen Konzentrationslager Sachsenhausen, in dem Hans von Dohnanyi die letzten Tage seines Lebens verbringen musste, und wo das SS-Standesgericht Anfang April 1945 das Todesurteil gegen Hans von Dohnányi verkündet hatte. Die verdienstvolle Doppelbiografie von Marikje Smid über Christine und Hans von Dohnanyi betrachtet selbst der Historiker Thies als Basis für seine Dohnanyi-Studie, die den Widerständler und seine Frau wahrhaft und populär darzustellen versucht.[5] Obwohl Hans von Dohnanyi im deutschen Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur eine zentrale Rolle spielte, wurde er bis vor kurzem in der Widerstandsliteratur nur am Rande erwähnt. Er war gewisser Weise eingeklemmt zwischen den umfangreichen Bonhoeffer- Canaris- und Oster-Forschungen. Erst in den 90er Jahren bahnte sich hinsichtlich der Bedeutung Dohnanyis ein Wandel an, was den Untersuchungen Winfried Meyers zu verdanken ist. Das wichtigste Werk über die Familiengeschichte der Dohnányis, in erster Linie aber über Ernst

2 Siehe dazu u.a. Thies: Die Dohnanyis; Steinbach, Peter; Tuchel, Johannes (Hg.): Widerstand in Deutschland 1933-1945. Ein historisches Lesebuch. München: Beck, 1997; Roon, Ger van: Widerstand im Dritten Reich. Ein Überblick. München: Beck, 1987; Knopp, Guido: Sie wollten Hitler töten. München: Bertelsmann, 2004; Steinbach, Peter; Tuchel, Johannes (Hg.): Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945. Berlin: Lukas, 2004; Hoffmann, Peter: Widerstand Staatsstreich Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler. München: Piper, 1985; Bethge, Eberhard: Dietrich Bonhoeffer. Theologe, Christ, Zeitgenosse. Eine Biographie. München: Kaiser, 2005.

3 Meyer, Winfried: Unternehmen Sieben. Eine Rettungsaktion für vom Holocaust Bedrohte aus dem Amt Ausland/Abehr im Oberkommando der Wehrmacht. Frankfurt a.M.: Hain, 1993.

4 Thies: Die Dohnanyis, 10.

5 Smid, Marikje: Hans von Dohnanyi – Christine Bonhoeffer. Eine Ehe im Widerstand gegen Hitler. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2002.

von Dohnányi bildet die erste grundlegende Biografie von seinem ehemaligen Schüler, dem international bekannten Pianisten Bálint Vázsonyi.[6]

Die Familienbiografie der Dohnanyis umfasst das Kapitel der europäischen Geschichte der vergangenen eineinhalb Jahrhunderte mit Brennpunkten in Budapest und Wien der k.u.k. Monarchie, in Berlin des späten Kaiserreichs und der Weimarer Republik, wiederum in Budapest der zwanziger und dreißiger Jahre, erneut in Berlin des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges, schließlich mit einem amerikanischen Nachkriegskapitel und der Gegenwart in der Bonner Republik und in Hamburg.[7]

Die Chronik der Dohnanyis verzeichnet Erfolge in der Musikwelt und im politischen Leben. Sie ist aber auch eine Geschichte ungeheurer persönlicher Verluste und der Trauer. Im Schicksal der Familie spiegeln sich beispielhaft die Wechselfälle der europäischen, vor allem deutschen und ungarischen Geschichte des 20. Jahrhunderts; darüber hinaus das Schicksal der Familien Dohnányi-Kunwald und Dohnanyi-Bonhoeffer. Denn in der Jugendzeit der drei Hans-Kinder Barbara, Klaus und Christoph von Dohnányi war auch der Bonhoeffer'sche Einfluss bestimmend.[8]

Die Biografie der Dohnanyis ist eine Geschichte von Weltbürgern. Ernst und sein Enkelsohn Christoph von Dohnányi wurden durch die Musik zu Weltreisenden.[9] Seinem Sohn Hans von Dohnanyi, dem Widerständler gegen das NS-Regime aus tiefster sittlicher Überzeugung, war es nicht vergönnt, seine Weltoffenheit zu erproben. Die immer engeren Fesseln, die die Nationalsozialisten der deutschen Gesellschaft anlegten, bedeuteten für ihn schließlich Haft und brutale Ermordung. Sein älterer Sohn Klaus schuf sich, kaum waren diese Fesseln gesprengt, schon als Student die Grundlagen für ein politisches Leben weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Die dramatischen politischen Begleitumstände,

6 Die Biografie in ungarischer Sprache durfte Vázsonyi erst im Jahre 1971 in Ungarn veröffentlichen. Das Buch erschien im Herbst 2002 in zweiter Auflage unter dem Titel Bálint Vázsonyi: Dohnányi Ernõ. Budapest: Nap Kiadó, 2002.

7 In der Hansestadt lebt der Politiker Klaus von Dohnanyi seit den achtziger Jahren, hierher ist sein Bruder, der Musiker Christoph im Laufe des Jahres 2004 zurückgekehrt. Beide empfinden Verantwortung für das deutsche Kulturleben, beide engagieren sich für Deutschland. Siehe dazu Thies: Die Dohnanyis, S. 219-389.

8 Siehe dazu Bethge, Eberhard (Hg.): Dietrich Bonhoeffer. Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Gütersloh: Kaiser, 1994; Bethge: Dietrich Bonhoeffer. Theologe, Christ, Zeitgenosse.

9 Es gibt zwei Schreibweisen und zwei Aussprachen dieses klangvollen Namens. Barbara und Klaus von Dohnanyi haben die in den zwanziger Jahren durch ihren Vater Hans von Dohnanyi erfolgte Eindeutschung beibehalten, Christoph schreibt sich wie sein ungarischer Großvater Ernst von Dohnányi mit Akzent auf dem a.



die Ernst von Dohnányis Lebensweg prägten, machten ihn, wie später seinen Sohn Hans und seine Enkel Klaus und Christoph, nicht nur zum Europäer, sondern zum Weltbürger.

Ernő (Ernst) von Dohnányi, 1877 in Pozsony/Pressburg geboren und 1908 in Berlin zum Professor ernannt, kehrte im Ersten Weltkrieg nach Budapest zurück und wanderte nach dem Zweiten Weltkrieg in die USA aus, wo er 1960 in New York starb.[10] Er war die einflussreichste Musikpersönlichkeit in Ungarn der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und hat das ungarische Musikleben geprägt wie kein anderer. Der in der ganzen Welt als Nachfolger Liszts gefeierte Klaviervirtuose war 25 Jahre lang Chefdirigent der Budapester Philharmoniker und Präsident der Philharmonischen Gesellschaft. Er war Jahrzehnte lang Professor und auch Direktor der Franz-Liszt-Musikakademie in Budapest, zu seinen Schülern zählten u. a. Béla Bartók, György Cziffra, Antal Daróti, Annie Fischer, György Solti. Dohnányi wurde Musikdirektor beim Ungarischen Rundfunk und gründete in den vierziger Jahren das Ungarische Radio-Symphonieorchester (heute Budapester Symphoniker). Sein Œuvre mit dem Werkverzeichnis der 48 Opusnummern ist relativ schmal, was sich aus den vielfältigen Aktivitäten des Musikgenies erklären. Eine besondere Freundschaft verband Ernő Dohnányi mit Béla Bartók. Dieser kam 1892 im Alter von 11 Jahren nach Pozsony/Pressburg, wo Dohnányis Vater sein Mathematik- und Physiklehrer am Gymnasium wurde. Bartók war häufiger Gast im Hause Dohnányi, und der vier Jahre ältere Ernő war für ihn Vorbild und Inspiration zugleich. Auch wenn die beiden kompositorisch völlig unterschiedliche Wege gingen, der gegenseitige Respekt und die Freundschaft blieben bis zu Bartóks Tod im Jahre 1945 bestehen.[11]

Der Zweite Weltkrieg brachte ungerechte Ächtung sowohl von Dohnányis Person als auch seinem Werk. Die Tatsache, dass er während des Regimes unter Reichsverweser Miklós Horthy (1920-40) Leiter fast aller bedeutender Musikinstitutionen Budapests war und dass er 1944 kurz vor der Einnahme der Hauptstadt durch sowjetische Truppen ins nationalsozialistisch besetzte Österreich geflohen war, hat ihm den Ruf eingebracht, ein Nazi-Sympathisant gewesen zu sein. Dohnanyi hat jedoch nicht nur nicht sympathisiert mit den Nazis, er hat auch zeit seines Lebens jüdische Studenten und Kollegen aktiv unterstützt und geschützt.

10 Siehe dazu Ernst von Dohnányis Briefe an seine Eltern, Schwester und Freunde, die in der Handschriftensammlung bzw. Musiksammlung der Ungarischen Széchényi-Nationalbibliothek (OSZK) Budapest aufbewahrt sind. Die ungarische Zeitschrift *Muzsika* veröffentlichte 2002 vierzig Briefe aus der umfangreichen Korrespondenz, die Dohnányi während der Jahre 1944 bis 1958 führte (Muzsika 45 [2002], Nr. 8-11). Vgl. auch die ausführliche Schilderung über den Lebensweg und Charakter Dohnanyis von seinem ehemaligen Schüler: Vázsonyi: Dohnányi.

11 S. ausführlicher bei Vázsonyi: Dohnányi.

Ernst von Dohnányis Widerstand äußerte sich darin, dass er, wie sein Sohn Hans, Freunden und Bekannten zur Ausreise verhalf, dass er Petitionen unterzeichnete und Ehrenerklärungen für Bedrängte abgab, und vielen Musikern das Leben rettete. Als Reaktion auf die politischen Ereignisse legte er zuerst die Leitung der Liszt-Akademie nieder, später kündigte auch seine Klavierprofessur. Er konnte alle jüdischen Mitglieder der Budapester Philharmoniker bis 1944 halten und dann, anstatt der Aufforderung nachzukommen, diese zu entlassen, reichte er seinen Rücktritt ein. Obwohl sich Dohnányi durch seinen Einsatz für jüdische und politisch missliebige Musiker selbst in Gefahr befand, solange er in Ungarn war, half er entschlossen. Am deutlichsten zeigt das Schicksal zahlreicher Nachwuchsmusiker, die nach dem Einmarsch der Deutschen in Budapest im Frühjahr 1944 bei Dohnányi Beistand suchten, wie weit er in der Unterstützung von Verfolgten ging. Er bewahrte eine Reihe jüdischer Musiker vor dem Abtransport und holte wiederholt Kollegen aus den Todeszügen heraus, anschließend half er den Bedrängten auch finanziell.[12]

Dennoch war Dohnányi nach dem Zweiten Weltkrieg massiven politischen Anfeindungen ausgesetzt. Es wurde ihm unterstellt, Künstler an die Gestapo ausgeliefert zu haben. Obwohl sich viele, auch jüdische Persönlichkeiten für ihn einsetzten, gab es leider auch viele, die alles unternahmen, um den Einfluss von Dohnányis überragender Persönlichkeit auszulöschen: er wurde 1949 von der sozialistischen Regierung Ungarns auf die Schwarze Liste der Kriegsverbrecher gesetzt. Hinter allen Vorwürfen stand erkennbar die Absicht eine Rückkehr Dohnányis ins ungarische Musikleben für immer zu verhindern. Jochen Thies nach spricht vieles dafür, dass Dohnányi gleich in dreifacher Hinsicht den Neid seiner Generationsgenossen im ungarischen Musikleben herausforderte: Seine Persönlichkeit, ein Freund der Frauen und ein Publikumsliebling, seine Erfolge als virtuoser Pianist in Budapest, Wien, Berlin, London und New York, und der Komponist, dessen Gesamtwerk als das Bedeutendste in Ungarn schien. Dohnanyi, aus dem wohlhabenden Bürgertum stammend, das die geistige Elite und die politische Mitte in Ungarn stellte, war mit seiner Welterfahrenheit Patriot, aber kein Chauvinist. Er lehnte die autoritären, diktatorischen Staatsdoktrinen, so auch die kommunistische Lehre ab.[13]

Dohnányi wanderte von Österreich über Frankreich nach Argentinien aus und ließ sich 1949 in den USA nieder, wo er eine Professur an der Florida State University in Tallahasse annahm. Die Gerüchte und Verleumdungen bezüglich seiner angeblich politischen Einstellung haben ihn überallhin verfolgt und seine

[12] Über die Einzelheiten Dohnanyis Rettungsaktionen siehe ausführlicher Thies: Die Dohnanyis, S. 74-82.

[13] Thies: Die Dohnanyis, S. 86-87.



Karriere als Pianist, Dirigent und Komponist zerstört. Erst 1968, acht Jahre nach seinem Tod und dreiundzwanzig Jahre nach seiner Ausbürgerung, wurde er von der Schwarzen Liste gestrichen. Es hat eine jahrzehntelange, mühsame Rehabilitierung angefangen. Ernst von Dohnányi war in Ungarn und Europa so gut wie vergessen. Vor allem in Ungarn hat mit der friedlichen Revolution in Osteuropa die Erinnerung an ihn eingesetzt. Sie geht einher mit der Wiederentdeckung seines musikalischen Œuvres, das zuvor eher in den Vereinigten Staaten von Amerika gepflegt wurde, wo Ernst von Dohnányi am Ende seines Lebens letzte Zuflucht fand. Der große Komponist erhielt 1989 posthum den Kossuth-Preis zugesprochen, die höchste Auszeichnung Ungarns. Im Januar 2002 hat das Ernő Dohnányi Archiv des Musikwissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften seine Arbeit aufgenommen. Anlässlich Dohnányis 125. Geburtstags im Jahre 2002 gab es in Tallahassee in Florida ein großes Festival, das mit der Serie der Gedenkveranstaltungen in Budapest fortgesetzt wurde.[14]

Das schrecklichste Schicksal der Dohnanyi Familie erlitt Johann Georg von Dohnanyi, genannt Hans von Dohnanyi, ein sensibler und mutiger Verschwörer, der sehr früh unter höchstem Risiko gegen die Nazi-Herrschaft konspirierte. Er wurde als erster Sohn des weltberühmten Musikers und seiner ersten Ehefrau, der ungarischen Pianistin Elza Kunwald in Wien geboren. Wien und Budapest bildeten den Hintergrund seiner frühkindlichen Prägungen, aber die entscheidenden Erfahrungen seiner Kindheit und Jugend und auch sein Studium wie auch ein wichtiger Teil der Berufsjahre waren mit Berlin verbunden. Sein Vater hatte an der Musikhochschule in Berlin unterrichtet, und wurde dort 1908 zum Professor ernannt. Ernst von Dohnányi trennte sich von seiner Familie als Hans erst elf, seine Schwester Grete zehn Jahre alt waren, und ein Jahr nach Kriegsbeginn, Ende 1915 verließ er Berlin und zog mit seiner Lebensgefährtin Elsa Calafrés nach Budapest. Die Trennung der Eltern und das Bewusstsein um die Nützlichkeit von Außenkontakten führten dazu, dass Hans von Dohnanyi beherzt und mutig unter seinen Mitschülern aus den großbürgerlichen Kreisen Berlins Freundschaften suchte und fand. Hans von Dohnanyi hatte im Frühjahr 1920 das Studium der Rechtswissenschaften und der Nationalökonomie an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin aufgenommen. Er studierte auch deswegen sehr zielgerichtet, weil er Christine Bonhoeffer, das fünfte Kind Karl Bonhoeffers, des berühmten Professors für Psychiatrie und Nervenheilkunde an der Friedrich-Wilhelm-Universität so bald wie möglich heiraten wollte. Die Korrespondenz zwischen Hans und Christine zeigt ein sehr lebendiges Bild über die große Liebe und die Beziehung zweier außergewöhnlicher Persönlichkeiten.[15] Wie sein Vater Ernst hatte Hans sich früh für die Ehe entschieden und bekam schon in den jungen Jahren Kinder: Bärbel, Klaus und Christoph.

[14] Ebd., S. 110-113.

Kurz darauf, dass Hans von Dohnanyi 1924 seine Erste Juristische Staatsprüfung bestanden hatte, heiratete er Christine Bonhoeffer. Er arbeitete unermüdlich, hart und zielstrebig und mit der Unterstützung seiner Frau brachte ihn seine Karriere in immer verantwortungsvollere und einflussreichere Positionen.[16] Er erhielt eine Anstellung am Institut für Auswärtige Politik (IAP) in Hamburg – ein Institut für Friedensforschung – wo er in vier Jahren vom wissenschaftlichen Hilfsarbeiter zum zweiten Assistenten aufrückte. Zusätzlich zur Arbeit am IAP begann Dohnanyi 1925 mit der Referendarausbildung im hamburgischen Justizdienst. Nach seiner Zweiten Juristischen Staatsprüfung wechselte Dohnanyi nach Berlin ins Reichsjustizministerium, wo er auch Leiter des Ministerbüros wurde, einige Jahre später erhielt er eine Planstelle als Staatsanwalt in Hamburg. Anfang 1933 wurde Dohnanyi an das Reichsgericht in Leipzig entsendet, wo er als Hilfsreferent des Präsidenten tätig war. Noch im selben Jahr wurde er ans Reichsjustizministerium in Berlin zurückberufen, wo er nächstes Jahr zum Leiter des Ministerbüros ernannt wurde.[17] Zum zuständigen Minister Franz Gürtner entwickelte er bald ein enges Vertrauensverhältnis. Ihre enge Zusammenarbeit bedeutete nicht, dass der liberale Dohnanyi mit den politischen Vorstellungen des hochkonservativen Reichsjustizministers konform ging. Dohnanyis Berufsethos im autoritären Staat der Nationalsozialisten, das er bis zu seinem Tod befolgte, beschrieb er seiner Frau gegenüber so: „Die einzige Rechtfertigung für einen Mann seiner Gesinnung, eine verantwortliche Stellung im Staatsdienst zu bekleiden, müsse er darin sehen, einerseits den nationalsozialistischen Wahnsinn zu sabotieren, andererseits den Geschädigten durch seine Machtmittel zu helfen."[18]

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten, und dann die Ereignisse des Jahres 1933, die politischen Verfolgungen, die Ausnahmegesetzen und die Prozesse machten deutlich, wohin der Kurs der neuen Regierung führte. Durch die Schicksale von Weggefährten und Freunden, denen Dohnanyi nicht helfen konnte, wurde ihm immer deutlicher, was in Deutschland in den kommenden Jahren zu erwarten war. Dohnanyi war sich über die Gefahren für seine jüdischen Freunde und Kollegen völlig im Klaren. Er riet ihnen dringend, auszuwandern. Er tat alles, was in seiner Macht stand, um ihnen zur Emigration zu verhelfen, gab Ratschläge, vermittelte Kontakte und ging bereits in den dreißiger Jahren beträchtliche Risiken

15 Die Korrespondenz stellt Jochen Thies im Kapitel *Eine folgenreiche Begegnung: die Bonhoeffers in seiner Familiengeschichte* (Thies: Die Dohnanyis, S. 124-139). Grundlegend für diesen Abschnitt: Smid: Hans von Dohnanyi. Dort das Porträt über Hans von Dohnanyi von Peter Steinbach, S. 15-24.

16 Smid: Hans von Dohnanyi, S. 83-111.

17 Zum Berufsweg Hans von Dohnanyis siehe Thies: Die Dohnanyis, S. 139-180.

18 Zit. n. Smid: Hans von Dohnanyi, S. 172.



ein. Eine wichtige Stütze für Dohnanyi war schon zu dieser Zeit neben Christine ihr Bruder Dietrich Bonhoeffer, der Theologe.[19]

Von 1933 an entwickelte sich Dohnanyi zu einem entschlossenen Gegenspieler Hitlers. Im Rahmen seiner Möglichkeiten zielte er mit seinem Handeln darauf ab, den Diktator aus dem Zentrum der politischen Macht zu entfernen. Seine grundsätzliche Haltung zu Hitler und dessen Partei stand von Beginn an fest. Hans von Dohnanyi engagierte sich zwar in keiner politischen Partei, aber er war ein hochpolitischer, scharf denkender und präzise analysierender Mann. Aufgrund der beruflichen Tätigkeiten, die er bereits während des Studiums ausgeübt hatte, gehörte er längst zu einer kleinen Gruppe von Fachleuten für internationale Beziehungen. Der konsequente, prozessartige Weg, den Dohnanyi bis zur aktiven Beteiligung an der Ausschaltung des Diktators verfolgte, begann bereits 1934. Als Leiter des Ministerbüros hatte er ein Diensttagebuch zu führen – an sich ein normaler administrativer Vorgang. Dohnanyi aber sorgte bewusst dafür, dass alle Rechtsbrüche und Verbrechen des Regimes minutiös festgehalten wurden. Er dokumentierte akribisch alle Schandtaten, Morden und Judenverfolgungen der nationalsozialistischen Diktatoren für die Nachwelt, um seine Eintragungen und die Schriftstücke, die er sammelte, nach Hitlers Entmachtung gemeinsam mit anderen Regimegegnern vorweisen zu können. Die Zukunft war in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Regierung nicht endgültig entschieden, viele hofften, dass Hitler bald verschwindet. Als Dohnanyi im Herbst 1938 aus dem Ministerium ausschied, nahm er auszugsweise Abschriften und eine karteimäßige Erschließung des Diensttagebuchs, die er heimlich angefertigt hatte, mit. Das Diensttagebuch wurde von einem Mitarbeiter im Ministerialstab noch einige Zeit weitergeführt. Im Aktenbestand der Behörde überdauerte es den Zweiten Weltkrieg, bei den Nürnberger Prozessen diente es den Amerikanern als wichtigstes Beweismittel.[20]

Anhand seiner eingehenden Untersuchungen charakterisiert der Historiker J. Thies Dohnanyis Verhalten in der Hitler-Ära folgendermaßen: „Wer sich offen gegen das Regime stellte, war verloren. Dohnanyi sah sich in ein Geflecht verschiedener Verpflichtungen eingebunden. Er trug Verantwortung für seine fünfköpfige Familie [...]. Er fühlte sich auch für diejenigen verantwortlich, die sich nur durch Auswanderung vor der Verfolgung retten konnten. Ihnen zu helfen, wo und wie er konnte, hielt er für seine moralische Pflicht. Für seine alten Hamburger Freunde tat er viel, er warnte sie und gab ihnen wichtige Informationen

19 Vgl. Bethge, Eberhard: Dietrich Bonhoeffer. Eine Biographie. München: Kaiser, 1989.

20 Wentker, Hermann: Umsturzversuche 1938-1943. In: Steinbach, Peter; Tuchel, Johannes (Hg.): Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945. Berlin: Lukas, 2004, S. 477-479; Knopp: Sie wollten Hitler töten, S. 49.

weiter. [...] Er hielt die Verbindung zu denen, die sich in Not befanden. Wann immer ihn Verwandte und Freunde um Hilfe baten, half er. [...] Dohnanyi sah sich zunehmend in der Mitverantwortung für alle diejenigen, die eine Chance besaßen, Hitler von der Macht zu verdrängen, und die diese Chance nutzen wollten. Durch Emigration hätte er sich dieser Verantwortung entzogen und, seinem eigenen Gewissen zufolge, andere im Stich gelassen."[21]

Von Beginn des Dritten Reiches geriet Dohnanyi wegen fehlender und unklarer Familienpapiere auch selbst mehrmals unter Druck, nämlich die genaue Herkunft seines Großvaters mütterlicherseits war nicht eindeutig zu klären.

Dohnanyis Bereitsein, auf seinem Posten auszuhalten, wuchs, als die nationalsozialistische Diktatur die Nürnberger Rassengesetze verabschiedete und verschärft gegen die Kirche vorging. Er sah sich nun in seiner Verantwortung auch für seinen Schwager Dietrich Bonhoeffer und die Arbeit in der Evangelischen Kirche stärker gefordert.[22] Dohnanyi nutzte die Zeit in Leipzig, um erste Kontakte zu vertrauenswürdigen Persönlichkeiten im Staatsapparat, in der Partei sogar in der SS zu knüpfen, so gelang es ihm das von ihm aufgebaute zivile Oppositionsnetzwerk durch militärische Verbindungen zu ergänzen. Sie wurden später zentrale Figuren in der Konspiration. Oberst Hans Oster von der Abwehrabteilung des Reichskriegsministeriums, General a. D. Ludwig Beck und Admiral Canaris waren u. a. diejenigen, die als unmittelbare Kollegen an den Vorbereitungen der Pläne für eine Absetzung Hitlers teilnahmen.[23]

Viele Verschwörer, Generaloberst, Ludwig Beck zumal, waren der Überzeugung, man müsse Hitler lebend fangen und vor Gericht stellen, damit seine Verbrechen dem ganzen Volke offenbar würden. Der an der Verschwörung beteiligte Reichsgerichtsrat Hans von Dohnanyi und Hans Oster wollten Hitler nach dessen Verhaftung durch ein Ärztegremium für geisteskrank erklären lassen. Der Vorsitzende des Gremiums war in Gestalt des Schwiegervaters Dohnanyis, des Psychiaters Professor Karl Bonhoeffer, schon gefunden, und Dohnanyi betrieb zugleich die Vorbereitung eines Prozesses gegen Hitler, für welchen er schon seit 1933 in einer besonders angelegten geheimen Kartei Material sammelte.[24]

Als Ende Oktober 1939 immer deutlicher wurde, dass Hitler im Westen die militärische Initiative ergreifen und den Durchmarsch durch Belgien und Holland

21 Zit. n. Thies: Die Dohnanyis, S. 164-165.

22 Dietrich Bonhoeffer war führend in der bekennenden Kirche, Theologe mit freien Auffassungen, 1933-1935 Pastor der deutschen evangelischen Gemeinde in London, in den Widerstand gegangen v.a. wegen der Judenverfolgung, durch Dohnanyis Bemühungen für die Abwehr beansprucht und vom Frontdienst freigestellt, seit Sommer 1940 mit Reisen im Dienst der Verschwörung beauftragt.

23 Grundlegend für diesen Abschnitt: Meyer: Unternehmen Sieben.

24 Wentker: Umsturzversuche 1938-1943, S. 475.



befehlen wollte, steigerte sich die Aktivität der Opposition ins Fieberhafte. Dr. Klaus Bonhoeffer, Dr. Otto John und Dr. Hans von Dohnanyi hatten nach dem Polenfeldzug ihre Verbindungen aufgenommen. Dohnanyi, bis 1938 Persönlicher Referent des Reichsministers der Justiz, Gürtner, dann Reichsgerichtsrat am Reichsgericht in Leipzig, seit 25. August 1939 Sonderführer (Rang eines Majors) im OKW Oberkommando der Wehrmacht / Amt Ausland / Abwehr unter Admiral Canaris bzw. Oberst Oster tätig, spielte bei der Herstellung dieser Verbindungen wegen seiner zentralen Stellung eine Schlüsselrolle.

Dohnanyi und Oster hatten schon seit Jahren ständig Material und Belege über die Verbrechen der Partei, der SS und der nationalsozialistischen Staatsführung, über die Korruption in den Parteiorganisationen, über Kriminelle und sittenwidrige Vorgänge in der Hitler-Jugend und in der SA, über Schiebungen, Übergriffe, Brutalitäten und Vergewaltigungen, Gefangenmisshandlungen, Polengreuel und Judenpogrome zusammengetragen und systematisch geordnet. Dieses Material sollte nicht nur dazu dienen, den Generalen die Augen zu öffnen, sondern auch später für die gerichtlichen Verfahren gegen die Schuldigen und zur Aufklärung des Volkes über seine Führer herangezogen werden.[25] Dohnanyi bereitete auch Aufrufe vor, zur Unterrichtung der Öffentlichkeit, Beck und Oster begutachteten und redigierten sie.[26]

Nach mehreren misslungenen Attentatversuchen musste die Opposition, so tätig sie seit dem Herbst 1942 war, eine nicht abreißende Reihe von Rückschlägen erleiden. Durch Verhaftungen, Verhöre und direkten Angriff von Himmlers Reichssicherheitshauptamt gegen das Amt Ausland/Abwehr im OKW entstand großer Schaden für die Opposition.

Bei den Nachforschungen im Umkreis der Abwehr wurde eine weitere Unternehmung entdeckt: In Hilfsaktionen für Juden hatte Dohnanyi auf Weisung von Canaris Vermögens- und Devisentransaktionen von bedeutendem Umfang vorgenommen, eine Anzahl Juden in die Schweiz bringen und ihnen dort einen Teil des Gegenwertes ihrer in Deutschland in der Verwaltung von Treuhändern verbliebenen Vermögen auszahlen lassen.[27] Dohnanyi und damit seine Vorgesetzten Oster und Canaris kamen in eine prekäre Lage. Dohnanyi hatte als jüdischer Mischling zweiten Grades gegolten, als er noch Referent beim Reichsminister der Justiz gewesen war. Hitler hatte am 14. Oktober 1936 entschieden, dass Dohnanyi im Beamtenverhältnis bleiben könne und als deutschblütig zu behandeln sei, nur durfte er nicht in die Partei aufgenommen werden. Am 11. März 1940 wurde

25 Ebd., S. 477-479.

26 Bethge, Eberhard: Dietrich Bonhoeffer und die Juden. In: Feil, Ernst; Tödt, Ilse (Hg.): Konsequenzen. München: Kaiser, 1980, S. 171-214.

27 Siehe dazu Roon: Widerstand im Dritten Reich, S. 36.

berichtigt, er habe doch keine jüdische Abstammung.[28] Nun hatte er 1941-1942 unter Osters und Canaris`Aufsicht Juden als „Agenten" ins Ausland gebracht und damit der „Sonderbehandlung", der Ermordung, entzogen.

Anfang April 1943 erschien der Oberstkriegsgerichtsrat Dr. Manfred Roeder bei Canaris und unterrichtete ihn über die Einleitung der Untersuchung. Dann ging er zu Oster und ersuchte ihn, bei der Verhaftung Dohnanyis dabei zu sein. Oster übernahm sofort alle Verantwortung für das, was Dohnanyi zur Last gelegt wurde, was aber gar nichts nützte, weil seinem Untergebenen nicht eigentlich dienstliche Verfehlungen, sondern die Erlangung persönlicher Vorteile durch Missbrauch seiner Dienststellung vorgeworfen wurde. Auf dem Schreibtisch Dohnanyis lagen einige Zettel, die Dohnanyi verschwinden lassen wollte. Sie betrafen Aufträge für Dr. Josef Müllers und Bonhoeffers geplante Reise nach Rom.[29] Die Panne mit den Zetteln machte viele Vorsicht zunichte, und es dauerte Monate, bis die Aufmerksamkeit der Gestapo wieder einigermaßen eingeschläfert werden konnte.

Am selben Tage wie Dohnanyi wurden Dr. Müller, Dietrich Bonhoeffer und seine Schwester Frau von Dohnanyi verhaftet, Oster wurde kaltgestellt. Der Schlag, den die Opposition erlitten hatte, war so vernichtend oder doch so gefährlich, dass vorläufig an weitere Aktionen nicht zu denken war.[30] Die Untersuchungen der Gestapo gegen Oster, Dohnanyi, Bonhoeffer und Müller zogen nicht schon damals weitere Kreise. Die Beschuldigten schwiegen und konnten die Gestapo lange Zeit irreführen.

Im September 1944 glückte aber den Gestapo-Ermittlern ein fataler Aktenfund: Das gesamte von Hans von Dohnanyi versteckte Material der Umsturzpläne von Beck, Oster und Halder aus den späten dreißiger Jahren tauchte plötzlich in einem Tresor des Oberkommandos des Heeres in Zossen auf. Es enthielt verräterische Adressenlisten, Protokolle, Einsatzpläne und Notizen. So war Hans von Dohnanyi besonders gefährdet, da er schon beim Umsturzversuch maßgebliche Rolle gespielt hatte. Dohnanyi war wie Bonhoeffer bereits 1943 verhaftet worden unter anderem deshalb, weil er jüdische Familien vor der Deportation bewahrt hatte. Nachdem im Panzerschrank des Oberkommandos des Heeres in Zossen die umfangreichen Materialien über den Umsturzversuch von 1938 entdeckt worden waren, spitzte sich die Situation für Dohnanyi dramatisch zu. Einen Monat vor Kriegsende entdeckten die Schergen des Regimes unglückseligerweise auch die verschwundenen Tagebücher von Admiral Canaris und Notizen über Frontreisen zu verschiedenen Kommandeuren die für den Umsturz gewonnen werden sollten.

28 Thies: Die Dohnanyis, S. 166-168.
29 Ebd., S. 196-197.
30 Wentker: Umsturzversuche, S. 483.



Nachdem die Beweise der Verschwörung auf dem Tisch lagen, befahl Hitler in rasender Wut die Hinrichtung von Wilhelm Canaris, Hans Oster, Hans von Dohnanyi, Dietrich Bonhoeffer und anderen.[31]

Am Abend des 8. April in Flossenbürg bei Weiden in der Oberpfalz wurden Canaris Oster, Heeresrichter Dr. Sack, Hautmann Dr. Strünck, Hauptmann Gehre und Dr. Dietrich Bonhoeffer zum Tode verurteilt und in der Frühe des 9. April 1945 wurden die Verurteilten im Lager Flossenbürg nackt gehängt. Dr. Hans von Dohnanyi wurde am 6. April in den Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Er hatte sich einer von seiner Frau eingeschmuggelten Speise eine schwere Infektion beigebracht und deshalb bis dahin im Staatskrankenhaus der Polizei gelegen hatte. Der dortige Arzt gab ihm vor seinem Abtransport nach Sachsenhausen nochmals schwere Drogen, um ihn verhandlungsunfähig zu machen und so am Leben zu erhalten. Trotzdem machte man dem halb besinnungslosen Dohnanyi, kurzerhand und flüchtig den standgerichtlichen Prozess. Soweit man weiß, ist Dohnanyi am 9. April hingerichtet worden.[32]

> Ein junger Mann von ungewöhnlicher Herkunft, aus einem ungarischen Elternhaus stammend, Sohn eines weltberühmten Musikers, gehörte zu denen, die schon vor 1933 ahnten, was auf Deutschland zukommen würde, sollten die Nationalsozialisten an die Macht kommen: Hans von Dohnanyi. [...] Aufgrund jüngster Forschungsergebnisse und der längst fälligen Ehrung durch Yad Vashem muss man Dohnanyi ins Zentrum des Widerstands rücken [...]. [E]r war die treibende Kraft und das Verbindungsglied zwischen bürgerlichen, gemäßigt linken und militärischen Widerstandsgruppen.[33]

31 Über den Untergang der Opposition und die Hinrichtungen der Widerständler siehe die folg. Studien: Hoffmann, Peter: Widerstand Staatsstreich Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler. München: Piper, 1985, S. 652; Hett, Ulrike; Tuchel, Johannes: Die Reaktionen des NS-Staates auf den 20. Juli 1944. In: Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur, S. 533; Bethge: Bonhoeffer, S. 1040-42; Thies: Die Dohnanyis, S. 204-207.
32 Steinbach, Peter; Tuchel, Johannes: Georg Elser und das Attentat vom 8. November 1939. In: Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur, S. 349, 533; Knopp: Sie wollten Hitler töten, S. 10.
33 Zit. n. Thies: Die Dohnanyis, S. 114-115.

*Guido Naschert (München)*

# Wider eine halbierte Lyrik. Überlegungen zu den Desideraten und Möglichkeiten eines textwissenschaftlichen Umgangs mit SongPoesie*

Die junge deutschsprachige Lyrik erlebt trotz Nischendasein eine Phase der Vitalität. Anthologien wie Björn Kuhligks und Jan Wagners *Lyrik von JETZT* (2003), der Peter-Huchel-Preis 2006 für Uljana Wolf (geb. 1979) oder die Sonderausgabe Nr. 17 der Zeitschrift *BELLA triste* (2007), die der deutschsprachigen Gegenwartslyrik gewidmet ist, belegen eine Vielzahl neuer poetischer Stimmen jenseits der 1990er-Jahre-Lyrik, jenseits von Thomas Kling, Bert Papenfuß(-Gorek) oder Durs Grünbein. Dass die jungen Autoren keineswegs nur im ‚Parlando-Stil' des Alltags und der Medien sprechen, wie es in Hermann Kortes Lyrikgeschichte über die aktuellsten Entwicklungen heißt,[1] sondern nach wie vor auch sprachphilosophisch durchdachte Tonlagen angeschlagen werden können, zeigen beispielsweise die Gedichte der in Wien lebenden Lyrikerin Anja Utler (geb. 1973).[2] So erfreulich diese neue Vitalität und ihre öffentliche Resonanz sind, sie als repräsentativ für die Gegenwartslyrik zu bezeichnen, wäre nur die halbe Wahrheit. Neben den ‚jungen' Gedichten ist seit den neunziger Jahre ebenso sehr eine neue Lust an den verschiedenen Formen des deutschen Songs zu beobachten; sie hat aber noch keinen Eingang in die Lyrikgeschichte gefunden, obschon Lyrik in ihren Anfängen Gesang war, und ältere Liedtexte wie selbstverständlich zum Gegenstand der Literaturgeschichte gerechnet werden.

Während die ‚junge Lyrik' vorwiegend einen begrenzten akademischen Adressatenkreis erreicht, sind viele Liedtexte fest im öffentlichen Bewusstsein verankert und werden von einem breiten Publikum kollektiv erinnert. Trotz dieser

* Ein besonderer Dank für Diskussionen gilt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Blockseminars Deutsche Lieder und Songs seit 1968 (Justus-Liebig-Universität Gießen, Sommersemester 2004) sowie des gemeinsam mit Frieder von Ammon veranstalteten Seminars Lyrik der Gegenwart (Ludwig-Maximilians-Universität München, Sommersemester 2007). Darüber hinaus bin ich Eric Achermann (Münster), Jörg Schönert (Hamburg), Frieder von Ammon und Hannah Schelter (München) für Anregungen, Literaturhinweise und Korrekturen dankbar.

1 Vgl. Hermann Korte: Deutschsprachige Lyrik seit 1945. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler, 2004, S. 288f.

2 Vgl. Anja Utler: brinnen. Wien: Edition Korrespondenzen, 2006.



Verbreitung ist die schulische und wissenschaftliche Beschäftigung eine Ausnahme geblieben. Nach einer ersten Konjunktur in den 1970er Jahren, die vor allem Protestsongs Eingang in die ‚Kritischen Lesebücher' des Deutschunterrichts verschafft hat, kann sich allerdings ein neues Interesse an deutschsprachigen Liedtexten und Liedern heute aus verschiedenen Richtungen begründen: Bestimmte Liedtraditionen sind inzwischen zu klarer konturierten historischen Gegenständen geworden (dies gilt für die Liedermacher-,[3] Punk- und Neue deutsche Welle im Westen[4] ebenso wie für die Musik in der DDR[5]); darüber hinaus haben die Texte des Hip-Hop und Alternative Pop (z.B. der sog. ‚Hamburger Schule'[6]) seit den 1990er Jahren einen neuen Ton in der musikalischen Öffentlichkeit etabliert, dessen Auswirkungen bis hinein in die Prosa-Literatur erkennbar werden; ferner hat die damit vor allem angesprochene Popprosa in letzter Zeit intensivere Aufmerksamkeit erfahren.[7] Zur Popliteratur, dies sei hier unterstrichen, zählt aber

3 Siehe aus der älteren Forschung Degener, Friedrich: Formtypen der deutschen Ballade im 20. Jahrhundert. Diss. Göttingen 1961; Ruttkowski, Wolfgang: Das literarische Chanson in Deutschland. Bern: Francke, 1966; Zimmermann, Hans Dieter (Hg.): Lechzend nach Tyrannenblut. Ballade, Bänkelsang und Song. Berlin: Mann, 1972; Riha, Karl: Moritat, Bänkelsong, Protestballade. Kabarett-Lyrik und engagiertes Lied in Deutschland. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Fischer-Athenäum-Taschebuch-Verl., 1979; Rösler, Walter: Das Chanson im deutschen Kabarett 1901-1933. Berlin: Henschelverlag, 1980; Rothschild, Thomas: Liedermacher. 23 Porträts. Frankfurt a.M.: Fischer, 1980; Schmidt, Felix: Das Chanson. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Fischer, 1982; Hippen, Reinhard: Das Kabarett-Chanson. Typen-Themen-Temperamente. Zürich: pendo-Verlag, 1986; Kirchenwitz, Lutz: Folk, Chanson und Liedermacher in der DDR. Chronisten, Krieger, Kaisergeburtstagssänger. Berlin: Dietz, 1993; Mattern, Ralf: Verbotene Lieder! Verlorene Lieder? Texte aus der DDR 1984-1989. Norderstedt: R. Mattern, 2001.

4 Döpfner, M. O. C.; Garms, Thomas: Neue deutsche Welle. Kunst oder Moder? Eine sachliche Polemik für und wider die neudeutsche Popmusik. Berlin: Ullstein, 1984; Hein, Peter Ulrich (Hg.): Künstliche Paradiese der Jugend. Zur Geschichte und Gegenwart ästhetischer Subkultur. Münster: Lit, 1984; Longerich, Winfried: Da Da Da. Zur Standortbestimmung der Neuen Deutsche Welle. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges. 1989; Marcus, Greil: Lipstick Traces. Von Dada bis Punk. Kulturelle Avantgarden und ihre Wege aus dem 20.Jahrhundert. Hamburg: Rowohlt, 1992; Biehn, Heiner: Innovative Tendenzen in der Neuen Deutschen Welle. MA-Arbeit, Uni Köln 1998; Teipel, Jürgen: Verschwende deine Jugend. Ein Doku-Roman über den deutschen Punk und New Wave. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001; Zill, Didi: Neue deutsche Welle. Fotografien. Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf, 2003.

5 Vgl. Rauhut, Michael: Rock in der DDR. 1964 bis 1989. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2002.

6 Twickel, Christoph (Hg.): Läden, Schuppen, Kaschemmen. Eine Hamburger Popkulturgeschichte. Hamburg: Ed. Nautilus, 2003.

vor allem die SongPoesie.[8] Prosa versteht sich häufig als *Pop*literatur, Autoren verstehen sich oft als *Pop*literaten durch Bezugnahmen auf Musik und Musiker; und schließlich wird die Gegenwartsliteratur zunehmend von Formen des Cross-Over gekennzeichnet, die sich um akademische Berührungsängste oder Textordnungen wenig kümmern. Um einige Beispiele zu nennen: Der Berliner Autor Jan Böttcher ist zugleich Songwriter der Band Herr Nilsson, die Lyrikerin Nora Gomringer beteiligt sich ebenso wie ihre Kollegin, die Rapperin Nina Sonnenberg an Poetry Slams. Und alle drei sind in ihren jeweiligen Zusammenhängen auf der Suche nach ‚guten Texten', stehen also für alternative Weisen eines künstlerischen Anspruchs, der mit akademischen Maßstäben einer ‚hochliterarischen Tradition' nur unzureichend erfasst würde. Die kämpferischen Abgrenzungen - wie sie etwa Thomas Kling formulierte: „Was darf das Gedicht dieser Jahre keinesfalls sein? Ich meine laut: Rezeptions- und Unterhaltungsindustrie."[9] - sind zudem seltener geworden und dies nicht etwa deswegen, weil ästhetische oder intellektuelle Vorbehalte[10] einfach verschwunden wären; sondern weil die Gattung ‚Song' nach eigenen Maßstäben beurteilt werden muss.

Songtexte sind eben keine Gedichte, weswegen unter anderem Rainald Goetz' provokative, nur in ihrem Zusammenhang nachvollziehbare Bemerkung ihr Ziel im Grunde verfehlt: „Als wäre es nicht wirklich eine Frage, was es für das Gedicht im altemphatischen Sinn heißt," schreibt er in seiner Erzählung *Dekonspiratione*, „dass heute jeder Kim von Echt auf seine Art genauso wichtige Gedichte schreibt wie wir auf unsere, oder Claudia Jung auf ihre, Jochen Distelmeyer auf seine, oder Eißfeldt und seine Beginner, oder eben die Fantastische Vier."[11] So sehr es sich hier bei den genannten Liedern um Lyrik handelt, so wenig allerdings um Gedichte.

7 Vgl. Ernst, Thomas: Popliteratur. Hamburg: Rotbuch, 2001; Baßler, Moritz: Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten. München: Beck, 2002; Neumann-Braun, Klaus; Schmidt, Axel; Mai, Manfred (Hg.): Popvisionen. Links in die Zukunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003; Schumacher, Eckhard: Gerade eben jetzt. Schreibweisen der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003.

8 Um so erstaunlicher ist es daher, dass sie auch in neueren Textsammlungen zum Pop ausgeblendet bleibt, vgl. z.B. die ansonsten lesenswerte Anthologie Gleba, Kerstin; Schumacher, Eckhard (Hg.): Pop seit 1964. Köln: Kiepenhauer & Witsch, 2007.

9 Thomas Kling: Itinerar. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997, S. 51.

10 Ross, Andrew: No Respect. Intellectuals and Popular Culture. New York 1989. S. außerdem zur neuesten Popmusik die lesenwerte Kritik von Dath, Dietmar: Die wo so singen tun, wie sie der Schnabel gewachst hat. Was war der junge Lindenberg vor dem Tore dagegen doch für ein Orpheus: Deutsche Poplyrik kämpft zwischen Legasthenie und Quote um Sinn und Verstand. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 34 (10. Februar 2005), S. 37.

11 Goetz, Rainald: Dekonspiratione. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2002, S. 180f.



## Einige Schwierigkeiten der Gattungsdefinition

Wie bekommt die Textwissenschaft Germanistik diesen Gegenstand überhaupt adäquat zu fassen? Mit Blick auf die terminologische Diskussion kann zunächst nicht von einem allgemeinen Liedbegriff ausgegangen werden. Das *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* unterscheidet neuerdings drei Liedbegriffe. Unter Absehung von *Lied*$_1$/*Kunstlied* als lyrisch-musikalischer Gattung, die in der Regel durch eine Sing- und eine Klavierstimme gebildet wird,[12] und *Lied*$_3$, dem neuzeitlichen Strophengedicht nach dem Muster gesungener Lyrik,[13] geht es im Folgenden vor allem um Beispiele für *Lied*$_2$ als „Sammelbegriff für singbare oder als singbar intendierte lyrische (meist strophische) Texte vorwiegend kleineren Umfangs."[14] Dabei muss die Frage, in wie weit ein deutschsprachiges Lied als Song[15] bezeichnet werden kann, d.h. als an afro- bzw. anglo-amerikanischen Vorbildern orientiertes Lied, als besonders diskussionsbedürftig gelten.[16]

Ein primär textwissenschaftlicher, am Gedicht orientierter Zugriff, könnte nun etwa den Unterschied von Gedichten und Liedern (Lied$_1$, Lied$_2$, Song) durch eine veränderte Form ‚materialer Selbstreferentialität' markieren, die sich mit Blick auf die Intermedialität der Textmerkmale folgendermaßen bestimmen ließe:[17]

(1) Reduzierung sprachlicher Selbstreferenz und Kohärenz bei gleichzeitiger Steigerung intermedialer Referenzen und Korrelationen,

(2) Reduzierung ästhetischer bzw. poetologischer Selbstreferentialität,

(3) Tendenz zur Sangbarkeit der Sprache (während die Musikalität nicht - wie beim Gedicht - aus der Sprache allein erzeugt werden muss), damit verbunden ist die

12 Vgl. Cloot, Julia: [Art.] Kunstlied. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 3 (2003), Sp. 363-366.

13 Vgl. Meier, Andreas: [Art.] Lied3. In: ebd., Sp. 423-426.

14 Vgl. Brunner, Horst: [Art.] Lied2. In: ebd., Sp. 420-423.

15 Vgl. Burdorf, Dieter: [Art.] Song. In: ebd., Sp. 452-454.

16 Moritz Baßler behauptet etwa, dass der Hintergrund eines deutschen Songs „zum allergrößten Teil ein anglo-amerikanischer" sei und es daher bei seiner Analyse eines „Sprachwechsel[s] vom deutschen Text zum englischsprachigen Kontext" notwendig bedürfe. Baßler, Moritz: „Watch out for the American subtitles!" Zur Analyse deutschsprachiger Popmusik vor angelsächsischem Paradigma, in: Pop-Literatur. Text+Kritik Sonderband. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. München 2003, S. 281. Dass dies für einen Großteil der Song-Produktion zutrifft, steht außer Zweifel.

17 Die Merkmalliste orientiert sich an neueren Gedicht-Definitionen, vgl. z.B. Müller-Zettelmann, Eva: Lyrik und Metalyrik. Theorie einer Gattung und ihrer Selbstbespiegelung anhand von Beispielen aus der englisch- und deutschsprachigen Dichtkunst. Heidelberg: Winter, 2000.

(4) Tendenz zu einer stärker musikalisch als sprachlich bedingten Prosodie,
(5) Tendenz zu syntaktischer Überstrukturierung durch Serialität (u.a. Wiederholungen, Refrains) bei gleichzeitiger
(6) Tendenz zur semantischen Anpassung an Alltagssprache und Dialekt, sowie die
(7) Tendenz zu kurzen, expliziten Aussagen (‚Hook'/‚Botschaft'), was eine Dominanz der Mitteilungsfunktion einschließt.

Eine derartige, sehr technisch anmutende Tendenzangabe, wie sie in der neueren Gattungsdiskussion häufiger anzutreffen ist, hätte sich nun ihrerseits an die verschiedenen Liedtexttypen anzupassen - das Spezifische des Songs würde dennoch nicht in Erscheinung treten. Weder die besondere Performanz, noch der kulturhistorische Kontextbezug, noch musikalische Besonderheiten (wie etwa die Instrumentalisierung, die Takt- und Beat-Regulierung[18]) würden so im Einzelnen erfasst. Der Text allein gibt in der Regel zu wenig Anhaltspunkte, um die generelle Rede vom ‚Popsong' zu überprüfen und zu einer befriedigenden Gattungsbestimmung zu kommen; auch im deutschsprachigen Pop finden sich im Übrigen Liedtexte, die sprachlich nicht kontextfrei als Beispiele kultureller Amerikanisierung identifizierbar sind. Der afro-/angloamerikanische Bezug erscheint dann weniger durch den Text als vielmehr durch die musikalische Komposition, die Sänger-Imago, die Programmatik oder Vermarktung hergestellt zu werden. Außerdem sollte die Möglichkeit offen bleiben, einer heuristischen Annahme der Song-Interpretation im Einzelfall zu widersprechen: Nicht alle Texte sind notwendig übersetzt, gecovert oder geklaut.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich im Allgemeinen durch das Ausbleiben eines eingehenderen Nachdenkens über SongPoetik seitens der Künstler.[19] In der Regel liest oder hört man, die Songs seien ‚aus dem Bauch heraus' entstanden und Produkte einer erhöhten Authentizität. Oder es werden möglichst alltägliche Geschichten erzählt, die die subkulturelle ‚Kunstlosigkeit' und „alltagpoetische[] Aktualität"[20] des Songs unterstreichen sollen,[21] und eher zur Image-Profilierung des Künstlers beitragen, als zu einem genaueren Verständnis seiner Song-

18 Vgl. die überraschend einfache, aber sehr bedenkenswerte Song-Definition Eric Achermanns, die das beatregulierte Lied mit dem Song gleichsetzt, in: Achermann, Eric; Naschert, Guido: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes. Bielefeld, Heft 2 (2005): ‚Songs', S. 211: „Wo kein Beat ist, da ist kein Song."

19 Die Liedermacher bilden hier Ausnahmen, vgl. Wolf Biermann: Wie man Verse macht und Lieder. Eine Poetik in acht Gängen. 2. Aufl. Köln: Kiepenhauer & Witsch, 1997.

20 Goetz: Dekonspiratione, S. 181.

21 Vgl. die grundlegende Studie von Jean-Martin Büttner: Sänger, Songs und triebhafte Rede. Rock als Erzählweise. Basel, Frankfurt a.M.: Stroemfeld, 1997.



Komposition. Außerdem wird häufig bewusst gegen einen akademischen Diskurs formuliert. Dies alles eingerechnet hat sich dennoch seit den Tagen eines Bob Dylan[22] die Wahrnehmung einer spezifischen Song-Poetry eingebürgert, die durchaus in ihren sprachlichen wie musikalischen Verfahren jeweils unterschiedliche poetologische Implikationen besitzt und mal mehr mal weniger die Nähe zum Gedicht sucht.

## Faulstich ohne Folgen

Ein Blick auf einzelne grundlegende Forschungen zeigt darüber hinaus, wie groß die analytischen Desiderate in den Textwissenschaften geblieben sind. Zwei anglistische Arbeiten der späten 1970er Jahre sind hier noch immer als Pioniertexte zu erwähnen[23]: Während die nach wie vor lesenwerte Studie Peter Urbans[24] auf musikalische Analysen weitgehend verzichtete und textnah einzelne Songs mit thematischen Erläuterungen und sozialgeschichtlichen Hintergründen versah, lieferte Werner Faulstich[25] die bis heute umfassendste intermediale Einführung, die zudem alle Akteure des literarischen Feldes zu berücksichtigen versuchte. Auf einen musikgeschichtlichen Überblick - der zu aktualisieren ist -, folgt eine lesenwerte Einführung in die Musik- und Textsprache sowie die Problemfelder der Produktion, Vermittlung und Rezeption. Faulstichs zu Recht als „grundlegend" betitelte Arbeit hat bis heute jedoch im Rahmen der Germanistik so gut wie keine Resonanzen gefunden. Ein Nachdenken über Songs und Lieder hat daher nach wie vor im Ausgang von dieser Studie anzusetzen, selbst wenn man ihren Pop-Begriff nicht mehr teilen kann, der Songs als „moderne Massenlyrik" betrachtet.[26]

22 Vgl. Goldstein, Richard: The Poetry of Rock. New York: Bantam Books, 1969, sowie neuerdings Detering, Heinrich: Bob Dylan. Stuttgart: Reclam, 2007.

23 Einschlägig sind zudem die Studien des Musikwissenschaftlers Peter Wicke, vgl. z.B. Wicke, Peter: Vom Umgang mit Popmusik. Berlin: Volk und Wissen, 1993; ders.: Von Mozart zu Madonna. Eine Kulturgeschichte der Popmusik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001.

24 Urban, Peter: Rollende Worte - die Poesie des Rock. Von der Straßenballade zum Pop-Song. Eine wissenschaftliche Analyse der Pop-Song-Texte. Frankfurt a.M.: Fischer, 1979.

25 Faulstich, Werner: Rock-Pop-Beat-Folk. Grundlagen der Textmusik Analyse. Tübingen: Narr, 1978 .

26 Ebd., S. 62ff. Inzwischen stehen dazu für die wichtigsten Musikrichtungen eine Reihe von Hilfsmittel und neueren Lexika zur Verfügung: Graf, Christian: Lexikon der Singer & Songwriter. Vom Protestsong zum Neofolk. Berlin: Lexikon, 2001; Kemper, Peter (Hg.): Rock-Klassiker. 3 Bde. Stuttgart: Reclam, 2003; Krekow, Sebastian; Steiner, Jens; Taupitz, Mathias (Hg.): Das neue HipHop-Lexikon. Aktualisierte und erw.

Im angelsächsischen Raum sieht dies anders aus. Ein Forschungsüberblick kann an dieser Stelle nicht gegeben werden (vgl. dazu die im Folgenden erwähnten Titel), allerdings sollte man die Arbeiten von Simon Frith[27] hervorheben. Sowohl der Sammelband *On Record* (1990) wie auch die Monografie *Performing Rites* (1996) sind inzwischen Standardwerke, die gerade zu Fragen der Song-Performanz zentrale Gesichtspunkte wie die Stimme eingehender erörtern als dies etwa bei Faulstich der Fall war. Daneben ist auf die Bücher des amerikanischen Popgeschichtlers Greil Marcus hinzuweisen.[28] Schließlich sei der Sammelband von Richard Middleton *Reading pop. Approaches to textual analysis in popular music* (2000) genannt, der in seinen Beiträgen eine Reihe analytischer Modelle populärer Musik durchspielt und vor allem auch das musikwissenschaftliche Instrumentarium ausgiebig berücksichtigt.

Gerade an diesem Punkt aber dürfte sich das Schicksal der Songs und Lieder in einer Textwissenschaft wie der Germanistik entscheiden und sich auch die Frage beantworten, wieso es zu dieser Anschlusslücke seit den späten 1970er Jahren kommen konnte. Hierbei sind nicht nur ästhetische Vorbehalte Ausschlag gebend gewesen, die SongPoesie unter einen generellen Trivialitätsverdacht stellen oder als Kommerzpoesie abwerten. Zugespitzt muss vielmehr gefragt werden: Wie viel musikwissenschaftliches Wissen ist dem Textwissenschaftler (selbst wenn er sich als Medien-Kultur-Germanist definiert hat) überhaupt zuzumuten? Und welche Fragen *kann* auch ein schlimmstenfalls unmusikalischer Literaturwissenschaftler ohne größeren Aufwand stellen und beantworten, um dem Song oder Lied gerecht zu werden, und welche *sollte* er? An Einführungen in die Grundlagen des Songwriting fehlt es nicht,[29] ebenso wenig an eindringlichen

Neuausgabe. Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf, 2003; Rupprecht, Siegfried P.: Chanson-Lexikon. Zwischen Kunst, Revolution und Show – Die Lieder und Interpreten der tausend Gefühle. Berlin: Lexikon-Imprint-Verl., 1999; insgesamt einschlägig: Wicke, Peter; Ziegenrücker, Kai-Erik und Wieland: Handbuch der populären Musik. 3. überarb. und erw. Aufl. Mainz: Schott, 1997.

27 Frith, Simon; Goodwin, Andrew (Hg.): On Record. Rock, Pop, And The Written Word. London, New York 1990; Frith, Simon: Performing Rites. Evaluating Popular Music. Oxford: Oxford UP, 1996.

28 Marcus, Greil: basement blues. Bob Dylan und das alte, unheimliche Amerika. Hamburg 1998; Ders.: Mystery Train. Rock'n Roll und amerikanische Kultur. Berlin: Ullstein, 1999.

29 S. zur musikalischen Technik z.B. Pattison, Pat: Songwriting. Essential Guide to Lyric Form and Structure. Tools and Techniques for Writing Better Lyrics. Boston: Berklee Press, 1991; Fritsch, Markus; Lonardoni, Andreas; Kellert, Peter: Harmonielehre und Songwriting. 3. völlig revidierte Aufl. Bergisch-Gladbach: Leu-Verl., 2003.



Darstellungen des Verhältnisses von Musik und Sprache[30]; sie gehen nur weit über das allgemein Voraussetzbare hinaus und bleiben daher ein Gegenstand des praktizierenden Musikers oder wissenschaftlichen Experten.

Bevor zu diesen Fragen einige Vorschläge gemacht werden sollen, lässt sich festhalten: Gerade weil Liedtexte Teile eines komplexen intermedialen Ganzen sind, sollte man ihnen nicht mit an Gedichten orientierten Wertmaßstäben begegnen. Dennoch kann die textwissenschaftliche Beschäftigung durchaus die sprachliche Seite im Vordergrund belassen, ohne sich auf eine rein gedichtanalytische Behandlung, die auch kulturgeschichtliche Kontexte oder Fragen der ‚Identitätspolitik' einbeziehen mag, beschränken zu können.

## Zur Kanonisierung deutschsprachiger SongPoesie

Neben einer zureichenden Gattungsbestimmung und der Frage nach dem angemessenen analytischen Instrumentarium ist ein ebenso großes Desiderat das Fehlen einer philologischen Grundlage. Eine repräsentativ konzipierte Sammlung von Liedtexten, die im Schulunterricht und in universitären Seminaren eingesetzt werden kann, ist wegen der besonderen Rechtesituation der Liedtexte nur sehr aufwendig zu erstellen; und dennoch wird dieses Projekt früher oder später in Angriff genommen werden müssen, um die SongPoesie literaturgeschichtlich ins gleiche Recht zu setzen.

Liedtexte stehen heute zwar in kaum zu überschauendem Maße zur Verfügung. Internetdatenbanken wie *Songtext.net* bieten derzeit ca. 2,14 Mio., *GoLyr.de* ca. 420.000 und *Songfire.de* ebenfalls über 220.000 Texte an, um einige wichtige Anbieter im deutschsprachigen Raum zu nennen. Unter juristischen, editorischen und didaktischen Gesichtspunkten genügen diese Online-Archive allerdings nur geringsten Ansprüchen. So setzt beispielsweise lediglich die verschwindend kleine und unerhebliche Datenbank *LyricsOnline.de* auf legale, d.h. auf genehmigte Textfassungen.[31] Die schnell von den Nutzern massenweise abgeschriebenen Textversionen sind in der Regel philologisch mangelhaft und entbehren in der Regel jeglicher Informationen zur Entstehungszeit, zum Texter oder zur Erstveröffentlichung. So imposant das Internetangebot also scheint, so eingeschränkt ist seine Zielsetzung und Leistung.

Es besteht daher ein dringender Bedarf nach Anthologien, welche die Möglichkeiten des traditionellen Mediums Buch oder auch des Internets nutzen.[32] Sie

30 Vgl. die am Kunstlied orientierte Darstellung bei Dürr, Walter: Sprache und Musik. Geschichte - Gattungen - Analysemodelle. Kassel et al.: Bärenreiter, 1994.

31 URL: http://www.lyricsonline.de/lyrics/index.php (Zugriffsdatum: 25.03.2007).

hätten überhaupt erst einen Überblick über die populäre Liedproduktion zu verschaffen, könnten gleichzeitig die Konfrontation der Musikrichtungen durch eine gemeinsame Präsentation gewährleisten und auch weniger bekannte Bereiche der Popmusik (Ostrock, Gothic etc.) berücksichtigen. Dadurch würden unterschiedliche Liedtext-Konzepte und Songmodelle exemplarisch verdeutlicht und die liedlyrische Gattungsvielfalt dargestellt. Eine zeitliche Eingrenzung ließe sich durch das Entstehen einer alternativen Musikkultur Mitte der 60er Jahre (Stichwort: Burg Waldeck) begründen. Daneben fehlt es an mehrsprachigen Anthologien, die den kulturellen Transport der Songs nachzeichnen. Ferner sind multimediale Song-Präsentationen wünschenswert, die Text, Notation und musikalische Aufführung umfassen und erste Hinweise zur Analyse geben. Für die RapTexte liegt ein derartiges Studienbuch seit kurzem vor.[33] Gleichzeitig handelt es sich um ein ideales Anwendungsfeld für Webprojekte.

Beim schwierigen, aber unumgänglichen Problem der Kanonisierungskriterien[34] könnten folgende Aspekte leitend sein: Erstens müsste musik- bzw. popgeschichtlich argumentiert werden. Einzelne *Musikrichtungen* (wie die Liedermacher in Ost und West, Punk und NDW, Hip-Hop, Soul, Deutschrock/-pop, Ostrock) sollten in ihrem Verhältnis zueinander einigermaßen plausibel ausgewählt werden. Dabei kommt es ebenso auf Lieder an, die aufgrund ihrer *situativen Bedeutung* eng an historische Ereignisse geknüpft sind, wie auf solche, deren *kommerzieller Erfolg* nicht übergangen werden, auch wenn sie sprachlich wenig abwerfen. Zweitens müsste die Auswahl Aspekte der *Gattungsvielfalt* und der *formalen Komplexität* (Überstrukturierungen, Rhythmus, Intonation) berücksichtigen und zudem den vorhandenen liedlyrischen ‚Dialog' *(Intertextualität)* erkennbar werden lassen. Drittens sind inhaltliche Problemfelder relevant: Welche Lieder sind *thematisch* besonders ausgefallen, brisant oder diskussionswürdig? Welche wurden zensiert?

32 Vgl. an bisherigen Anthologien, die diesen Bedarf nur begrenzt abdecken können: Balladen, Blues & Rock-Legenden. Rock und Song-Poesie Ost. [Schlüchtern] o.J.; Buhmann, Heide; Haeseler, Hanspeter; Brandhors, Ralf (Hg.): Magische Momente. Liederbuch der Rock- und Songpoesie. Schlüchtern: Buhmann u. Haeseler, 1989; Stanley, Lawrence A. (Hg.): Rap. The Lyrics. The World To Raps's Greatest Hits. New York: Penguin, 1992; Schweikart, Ralf (Hg.): Explicit Lyrics: Songtexte und Gedichte. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 1999; Verlan, Sascha (Hg.): Rap-Texte. Für die Sekundarstufe. Stuttgart: Reclam, 2002.

33 Vgl. Buhmann, Heide; Haeseler, Hanspeter (Hg.): HipHop XXL. Fette Reime und Fette Beats in Deutschland. Schlüchtern: Buhmann u. Haeseler, 2003.

34 Eine Auseinandersetzung mit allgemeinen Fragen der Kanon-Problematik wird an dieser Stelle übergangen, s. dazu etwa Winko, Simone: Literarische Wertung und Kanonbildung. In: Arnold, Heinz Ludwig; Detering, Heinrich (Hg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München: dtv, 1997, S. 585-600.



In welchen Liedern werden Fragen der ‚Identitätspolitik' und *Gruppenidentität* besonders exemplarisch verhandelt? Schließlich: Welche Lieder haben einen verhältnismäßig großen *Bekanntheitsgrad* erworben und dürfen als Teil des kollektiven Gedächtnisses betrachtet werden? Dass jeder unweigerlich dabei in Grauzonen des Sozialen vorstößt, die er - aus welchen individuellen oder lebensweltlichen Gründen auch immer - nur ungern in einen Kanon überführen mag, ist sicher eine Schwierigkeit, zugleich aber auch ein besonderer Reiz dieses Gegenstandsbereiches.

Diese Überlegungen möchten als Anregungen verstanden werden und wollen Problemstellungen verdeutlichen, vor die man sich in diesem Kanonisierungsfeld gestellt sieht. Früher oder später braucht es einen derartigen Querschnitt durch die SongPoesie. Song-Anthologien könnten im Verbund mit Romanen wie *Keiner weiss mehr, Soloalbum* oder *Faserland* zugleich ein gattungsübergreifendes Verständnis von Popliteratur vermitteln oder aber Schülern und Studenten, deren Zugang zur Lyrik stärker als früher durch die SongPoesie geprägt ist, die besonderen Unterschiede zwischen Gedichten *(poetry)* und Liedern *(lyrics)* begreiflich machen.

## SongPoesie lesen?

Die Schwierigkeiten der Gattungsbestimmung sind keineswegs rein akademischer Natur, sondern betreffen unsere Umgangsformen mit Liedtexten unmittelbar. Wenn man das Lied und den Song nicht über den Text allein definieren kann, wozu dann ihre Texte lesen? Wenn doch die Lektüre des Textes den Song gar nicht erfasst? Vor dem Hintergrund dieser Problematik hat Moritz Baßler jüngst den zu Grunde zu legenden Textbegriff mit der Song-Performanz gleichgesetzt: „Der Text des Popsongs ist seine Aufnahme, und nur diese."[35] Durch eine derartige Zuspitzung des Problems wird nun aber einerseits eine sinnvolle analytische Unterscheidung eingeebnet und zugleich das Lesen und die eigene Rezitation des Liedtextes als Verständniszugang unnötig depotenziert. Gerade durch die Konzentration der Leser auf das sprachliche Element eines Liedes können aber dessen besonderen lyrische Qualitäten - wie etwa eine Nähe zum Gedicht - analysiert und in ihrer inhaltlichen Bedeutung abgewogen werden. Zudem wird durch das *Lesen* und *Sprechen* eine vom *Hören* und *Singen* abweichende Texterfah rung eröffnet, welche die unterschiedlichen Codierungen und die Wechselverhältnisse zwischen Text, Stimme, Musik und Performance allererst untereinander zu diskutieren erlaubt.

35 Baßler: „Watch out for the American subtitles!", S. 280.

Ich möchte später dafür plädieren, gerade die Analyse der Stimme ins Zentrum der textwissenschaftlichen Songanalyse zu stellen, weil dadurch zugleich allgemeine Fragen lyrischer Prosodie und Performanz betreffen werden. Zunächst seien aber all jene etablierten Fragekomplexe in Erinnerung gerufen, über die ein textwissenschaftlicher Zugang ohnehin verfügt:

1. *Der thematische Zugang:* Welche Themen und Motive liegen dem Liedtext, den Texten der CD bzw. dem liedlyrischen Œuvre des Interpreten zu Grunde? Als Beispiele lassen sich nennen: Liebe, Musik, Protest, Geschlechterbeziehungen und -identitäten, Sexualität, Drogen, Gewalt, Politik, Religion, Freiheit. Lassen sich standardisierte Klischees im Text festmachen? Wie geht der Song z.B. mit der ‚romantischen Ideologie' des Schlagers um? Übernimmt er sie oder bricht er sie etwa durch ‚Aggression', Parodie oder Ironie? Behandelt der Text tabuisierte Themen? Wenn ja, geht er offen oder versteckt mit ihnen um? Welche Situationen, Handlungen, Argumente kommen zur Sprache? Von welchen Personen ist die Rede? Gibt es ein ‚lyrisches Ich' oder wird das Geschehen erzählt (Ballade)? Wenn Letzteres zutrifft: Besitzt der Song ein erkennbares narratives Muster? Erzählt er eine Geschichte? Lassen sich Kategorien der Narratologie erhellend einbeziehen?[36] Wie ist die Redesituation gestaltet? Ich-Du, Ich-Wir, Wir-Ihr etc. Grenzt der Song die eigene Adressatengruppe von anderen Gruppen ab? Und mit Hilfe welcher Oppositionen geschieht das?

2. *Der rhetorische Zugang:* Welche Sprache (Hochdeutsch, Ungangs-, Szenesprache, Fremdsprachen) wird in dem Song gesprochen? Durch welche rhetorischen Tropen und Figuren wird der Liedtext gegenüber der Alltagssprache überstrukturiert? Welche Zeitformen liegen vor? Werden bestimmte Metaphern, Symbole oder Allegorien verwendet? Gibt es hermetische (rätselhafte) Textstrategien? Zielt der Liedtext auf etwas Unsagbares? Welche rhetorischen Formen sind besonders aussagekräftig? Weist der Song bestimmte Anspielungen oder Zitate auf? (Intertextualität) Lassen sich innerhalb eines Œuvres unterschiedliche Entwicklungsstufen in der Gestaltung der Lieder voneinander abgrenzen?

3. *Der strukturanalytische Zugang (Song-Schemata):* Welches Aufbauschema lässt sich für den Songtext erstellen? Stimmt er mit konventionellen Aufbaumustern überein oder weicht er bewusst von diesen ab? Ist die Strophenform eher als geschlossen oder als offen zu betrachten? D. h. erwartet der Zuhörer das Ende einer Strophe aufgrund eines bestimmten Strukturzwangs (z.B. Reimschema) oder überrascht es ihn, da die Strophe abrupt abbricht? Wie platziert der Text die Hookline oder die Refrainzeile?

[36] Olsson, Ulf: The Greatest Story Ever Told. Some Remarks on the Voice of Narratology. In: Wahlin, Claes (Hg.): Perspectives on Narratology. Papers from the Stockholm Symposium on Narratology. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 1996, S. 81-94.



4. *Der gattungstheoretische Zugang:* Welche liedlyrischen Gattungen kommen auf einer CD, in einem Œuvre vor? Lässt sich das Lied in afro-/angloamerikanische (Song), französische (Chanson) oder andere Liedtraditionen einreihen? Welche lyrik- bzw. musikgeschichtlichen Kontextualisierungen ergeben sich dadurch?

5. *Der prosodische Zugang:* Welches metrische Schema liegt vor?[37] Wie werden die Worte akzentuiert? Wie wird der Text rhythmisch präsentiert und welche Zeilen werden durch den Rhythmus besonders hervorgehoben? Gibt es Varianzen in der Lautstärke, der Betonung und der Sprechmelodie? Wo liegen Pausen? Wie ist das Verhältnis von Stimme und Atem? Liegt eine syllabische Deklamation vor (eine Eins-zu-Eins-Entsprechung von Silbe und Note) oder nicht? Wie ist das Sprechtempo beschaffen und semantisiert? etc. Gerade für diesen Bereich sind auch die Übergänge zwischen der Rap-Musik[38] und dem PoetrySlam von besonderem Aufschluss.

Hier nicht weiter auszubreiten sind die weiterführenden Kontextualisierungen, die sich aus der jeweiligen Analyse eines Songs ergeben. Seien dies nun stärker sozial- bzw. funktionsgeschichtliche Erläuterungen oder die Hinzunahme von Politik-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, sei dies nun ein dezidiert intermediales Weiterfragen oder eines der Cultural Studies. Die Songanalyse also solche ist keiner literaturtheoretischen Ausrichtung verpflichtet, sondern kann im Ausgang vom textwissenschaftlichen Grundlagenwissen entfaltet werden und dieses zugleich um wichtige und häufig vernachlässigte Aspekte erweitern.

## Für eine stärkere Analyse der Stimme

Ein zentraler Aspekt ist hier die besondere pragmatische und semantische Funktion, die die Stimme des Sängers im Lied und Song einnimmt. Werner Faulstich hatte

[37] Vgl. etwa zu Sechshebern im HipHop neuerdings Noel, Patrizia: Integrating quantitative meter in non-quantitative metrical systems: the rise and fall of the German hexameter: Metrica 1 (2006). URL: http://www.mezura.eu.

[38] Hip-Hop: Bayer, Klaus: Rap-Texte, in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 4 (2004), S. 450-459; Dufresne, David: Rap Revolution. Geschichte, Gruppen, Bewegungen. Mit einem Update von Günther Jacob. Zürich: Atlantis Musikbuch., 1997; Jacob, Günther: Agit-Prop. Schwarze Musik und weiße Hörer. Berlin 1993; Karrer, Wolfgang; Kerkhoff, Ingrid (Hg.): Rap im Fadenkreuz. Berlin: Argument-Verl., 1996; Krekow, Sebastian; Steiner, Jens: Bei uns geht einiges. Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf, 2000; Robitzky, Niels: Von Swipe zu Storm. Breakdance in Deutschland. Hamburg: Backspin, 2000; Toop, David: Rap Attack. African Jive bis Global HipHop. St. Andrä-Wördern: Hannibal-Verl., 1992; Verlan, Sascha; Loh, Hannes: 20 Jahre Hip-Hop in Deutschland. Höfen: Hannibal-Verl., 2000; Verlan, Sascha; Loh, Hannes: Hip-Hop-Raplyriker und Reimkrieger. Mühlheim an der Ruhr 2000.

bereits in seiner Einführung zentrale semantisierende Kategorien der Stimmanalyse für die Textwissenschaften erläutert, die aber ebenso wenig wie die SongPoesie selbst Eingang in unsere Einführungsliteratur gefunden haben.[39] Analyseaspekte sind nach Faulstich die Tonlage, das Timbre (die individuelle Klangfarbe und ihre Semantik), die Phrasierung (Satzaufteilung), die Artikulation (Tongestaltung), die Dynamik (Lautstärkevarianzen), die Agogik (Tempovarianzen) und die Ornamentik (individuelle gesangstechnischen Verzierungen).[40]

Jeder dieser Aspekte trägt zur Bedeutungskonstitution des Textes seitens des Sängers bei. So ist es nicht allein die Thematik oder sprachliche Gestaltung, die einem Song wie *Bleib zuhause im Sommer* (1997) des Hamburger SongBarden Bernd Begemann eine generationenspezifische Semantik verleiht, sondern wesentlich die Semantisierung der Stimme.[41] Begemann ist zudem ein Meister des Rollenspiels, der in seinen Songs Psychogramme des Alltags entwirft, an deren je unterschiedlichen Stimmlagen man die Fragen der Prosodie in ihrer Breite entfalten kann. Doch muss sich diese Analyse keineswegs ausschließlich in eine musikwissenschaftliche Richtung bewegen.[42] Genauso gut sind hier die Grundlagen der Rezitationskunst und Sprecherziehung anschlussfähig,[43] was auch durch praktische Übungen im eigenen Vortrag unterstützt werden kann, die dem Schüler und Studenten die Vielfalt eines semantisierenden Umgangs mit der eigenen Stimme erkennen helfen.

Letztere Bemerkungen verstehen sich als Plädoyer für ein Tableau von Analyseaspekten auf einer mittleren Beschreibungsebene, die weder eine harte musikwissenschaftliche Analyse noch reine Intuition darstellen. Die beiderseitige Analyse des Songs wird wohl dauerhaft Sache einiger Experten oder interdisziplinärer Seminarveranstaltungen bleiben. Der Textwissenschaftler aber muss von der sprachlichen Seite des Songs seine Kompetenzen einbringen können und sie doch noch erheblich um die Wahrnehmung musikalischer Strukturen erweitern.

39 Lediglich Dieter Burdorfs: Einführung in die Gedichtanalyse. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler, 1997 bildet hier eine Ausnahme. Doch auch sein Kapitel über Lieder ist bestenfalls ein erster Schritt.

40 Vgl. Faulstich: Rock–Pop–Beat–Folk, S. 51f. S. weiterführend Frith: On Record.

41 Bernd Begemann: Bleib' zuhause im Sommer, in: Jetzt bist du in Talkshows (CD). Rothenburg Records 1997, Tr. 2. Siehe zu Begemanns Performanz auch den Dokumentarfilm Bastian Günther: Bleib zuhause im Sommer. Ein Film mit Bernd Begemann. DFFB/ZDF 2004.

42 Vgl. Reinders, Ank: Atlas der Gesangskunst. 2. Aufl. Kassel et al.: Bärenreiter, 2000.

43 Vgl. Jesch, Jörg: Grundlagen der Sprecherziehung. 2. Aufl. Berlin, New York: de Gruyter, 1973; Egon Aderhold: Sprecherziehung des Schauspielers. Grundlagen und Methoden. 5. Aufl. Berlin: Henschel, 1998.

# Sprachwissenschaft

*Katalin Horváth (Budapest)*

# Eine kontrastive Analyse der grammatischen Ausdrucksmittel der Modalität im Deutschen und Ungarischen

## 0. Einleitung

In der vorliegenden Arbeit[1] werden die grammatischen Ausdrucksmittel der Modalität (mit Ausnahme der Verbmodi) im Deutschen und Ungarischen kontrastiv analysiert. Dabei werden, über ihre deskriptive und kontrastive Erfassung hinaus, zwei Ziele verfolgt: Einerseits sollen auf Grund von vorliegenden Untersuchungen einige (theoretische) Problemstellen aufgezeigt und Entscheidungen für die vorliegende Analyse getroffen werden, andererseits sollen Hypothesen bzw. Fragestellungen für eine geplante Korpusuntersuchung formuliert werden.

## 1. Theoretische Grundlegung

### 1.1. Modalität

Der Begriff *Modalität* wird in der Fachliteratur unterschiedlich definiert.[2] Eine auf der logischen Tradition basierende Herangehensweise scheitert daran, dass sie nur die Arten der Modalität erfasst, denen ein Wahrheitswert zugeschrieben

[1] Der Aufsatz wurde mit der Unterstützung der Ungarischen Förderungsfonds wissenschaftlicher Forschung (OTKA, Projektnummer: T049738) angefertigt. Er fügt sich in die Untersuchung der Satzmodi ergänzend ein, indem die epistemische Modalität im Sinne von H. Molnár (1997: 300) als ergänzender modaler Wert den durch den Satzmodus obligatorisch realisierten modalen Wert eines Satzes modifiziert bzw. gerade Sätze mit deontischen Modalverben eine wichtige Rolle bei indirekten Aufforderungen und Bitten spielen.

[2] Vgl. Kiefer (1986: 36), Kiefer (2005: 9ff.). Am problematischsten sind Begriffsbestimmungen, bei denen die Bedeutungen einer morpho-syntaktisch definierten Klasse von Wörtern – hauptsächlich der Modalverben – einer Einzelsprache zugrunde gelegt werden und Modalität mit der Summe dieser Bedeutungen gleichgesetzt wird, denn der so gewonnene Begriff lässt sich nicht ohne Weiteres auf andere Sprachen übertragen bzw. alle Verwendungen dieser Wörter *ab ovo* als modal betrachtet werden. Implizit liegt diese Möglichkeit in Arbeiten vor, in denen z.B. die Modalverben des

werden kann. Ausgeklammert bleibt also notwendigerweise die sog. subjektiv epistemische Modalität, die eine Proposition als Annahme, Vermutung des Sprechers darstellt und sich nicht mit den Begriffen der logischen Notwendigkeit bzw. Kompatibilität beschreiben lässt – aber in natürlichen Sprachen gerade eine wichtige Rolle spielt.[3]

Im Gegensatz dazu ergibt die Gleichsetzung der Modalität mit dem Ausdruck von Sprechereinstellungen einen zu weiten Begriff, der sogar nach Ausklammerung der faktiven Prädikate nicht nur Absichten und Wünsche (oft als volitive oder buletische Modalität angeführt), sondern auch z.B. Angst als eine modale Kategorie enthalten müsste.

Hier wollen wir mit Kratzer (1981) und van der Auwera/Plungian (1998) von der Auffassung ausgehen, dass Modalität eine konzeptuelle, semantische Domäne bezeichnet, die mit Möglichkeit bzw. Notwendigkeit zusammenhängt,[4] ohne den Begriff auf logische Möglichkeit und Notwendigkeit zu beschränken.

### 1.2. Die Arten der Modalität

Die semantische Domäne der Modalität ist weiter zu differenzieren je nach der Art der jeweiligen Möglichkeit oder Notwendigkeit. Die einzelnen Arten der Modalität werden in der Fachliteratur z.T. anders angesetzt. Ich möchte hier auf drei solche Stellen hinweisen.

Deutschen untersucht werden, ohne einen expliziten Modalitätsbegriff zugrunde zu legen bzw. in denen bei der Analyse der Ausdrucksmittel auch solche Elemente oder Verwendungen mit einbezogen werden, die dem angenommenen Modalitätsbegriff nicht entsprechen.

3 Eine gerade umgekehrte Position vertreten, jeweils aus anderen Überlegungen, H. Molnár (1968 und 1997) und Öhlschläger (1986). H. Molnár (1968: 16ff. und 1997: 297ff.) argumentiert dafür, Modalität als den Ausdruck des Verhältnisses des Sprechers zur Realität zu erfassen und legt dar, dass weder *Péter be akar menni a szobába* 'Peter will in das Zimmer gehen' noch *Péter magas szeretne lenni* 'Peter möchte groß werden', d.h. weder *akar* 'wollen' noch *szeretne* 'möchte' Modalität ausdrückten, denn aus der Perspektive des Sprechers geht es weiterhin um Fakten, die er darstellt. Öhlschläger (1986: 379) gelangt zu der Schlussfolgerung, dass nur epistemische Äußerungen modal seien, nicht aber Modifikationen mit nicht-epistemischen Modalverben und modalen Infinitiven.

4 Kratzer (1981: 39): „Modality has to do with necessity and possibility", van der Auwera/Plungian (1998: 80): „semantic domains that involve possibility and necessity as paradigmatic variants". Damit meinen wir also nicht, eine neue Definition von Modalität zu geben. Wir wollen uns aber an diese Definition halten und die Analyse vor diesem Hintergrund ausführen.



Erstens wurde Fähigkeit – die in beiden hier untersuchten Sprachen mit denselben Mitteln ausgedrückt werden kann wie Möglichkeit – oft als modal aufgefasst. In neueren Arbeiten setzt sich aber die Auffassung durch, dass Fähigkeit eine nicht- bzw. prämodale Kategorie ist.[5]

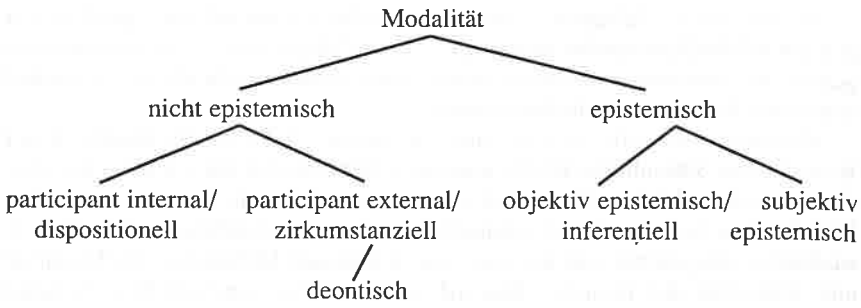
Zweitens wird eine volitive oder buletische Modalität als Ausdruck der Wünsche des Satzsubjekts häufig angesetzt, zumindest in der Fachliteratur über die deutschen Modalverben, während sie in Arbeiten zu den englischen Modalverben nicht erscheint, vermutlich weil keines von diesen solche Inhalte ausdrückt. Ausgehend von der hier angenommenen Definition von Modalität und angesichts der Tatsache, dass sich *wollen, mögen* und *möchten* in dieser Verwendung stark von den Modalverben unterscheiden (s. Kap. 2.1.), bleibt sie hier ausgeklammert.

Schließlich muss kurz das Verhältnis von Modalität und Evidentialität angesprochen werden. In seiner typologischen Untersuchung nennt Willett (1988) *reported* und *inferring evidence* als die zwei Arten der indirekten Evidentialität. Bei Ersterem wird auf eine andere Quelle als der Sprecher hingewiesen, wie das bei *wollen* (Verweis auf Satzsubjekt) und *sollen* (Verweis auf Dritte) in ihrer quotativen Verwendung vorliegt. Dies wird zwar öfters als epistemisch bezeichnet,[6] drückt jedoch keine Faktizitätseinschätzung des Sprechers aus, so dass wir Quotativität aus dem Bereich der Modalität ausschließen. Anders verhält es sich mit Inferenzen, die als Basis für die Faktizitätsbewertung eines Sachverhaltes durch den Sprecher dienen und somit in den Bereich der epistemischen Modalität gehören.[7]

Im Sinne der oben angenommenen Auffassung von Modalität werden hier mit van der Auwera/Plungian (1998: 80f.) folgende Arten der Modalität angesetzt:

5 Vgl. van der Auwera/Plungian (1998: 80), Kiefer (1988) und Kiefer (2005: 96ff.) mit dem Hinweis, dass sich die Frage, ob Fähigkeit ein modaler Begriff sei, gar nicht erst stellt in Bezug auf Sprachen, in denen Fähigkeit und Möglichkeit unterschiedlich ausgedrückt werden (z.B. franz. *savoir* und *pouvoir*).

6 Palmer (1986: 51f.) geht davon aus, dass Evidentialität, sowohl die inferentielle wie auch die quotative, in den Bereich der epistemischen Modalität gehört. Diewald (1999: 86f.) betrachtet die objektiv epistemische (d.h. inferentielle) Modalität als nicht-deiktisch (nicht sprecherorigobezogen) mit weitem, propositionalem Skopus. Die quotativen Modalverben werden aber – mit einem Hinweis auf Palmer – als deiktisch eingestuft (Diewald 1999: 17f.), obwohl sie keine „sprecherbasierte Faktizitätsbewertung" (so die Funktion der deiktischen Modalverben, s. Diewald 1999: 14), sondern nur eine Verschiebung der Origo vom jeweiligen Sprecher markieren. Vater (2004: 13) betont zwar, dass die quotative Funktion von *wollen* und *sollen* nicht mit einer epistemischen gleichzusetzen ist, führt aber auf der folgenden Seite als Abgrenzungskriterium der klassischen Modalverben und *nicht brauchen* an, dass nur sie „deontische [nicht epistemische] und epistemische Modalität" ausdrücken.




## 2. Die Ausdrucksmittel der Modalität im Deutschen und Ungarischen

Was die Ausdrucksmöglichkeiten der Modalität angeht, so stehen in beiden Sprachen verschiedene und z.T. unterschiedliche Mittel zur Verfügung. Hier sollen die grammatischen Ausdrucksmittel erfasst werden. Im Deutschen sind dies die zentralen und peripheren Modalverben, sowie modale Infinitivkonstruktionen. Im Gegensatz zum Deutschen ist es in der ungarischen Grammatikografie nicht üblich, Modalverben als eine Klasse anzusetzen. Die in Frage kommenden Elemente werden wegen morphologischer, syntaktischer und z.T. semantisch-funktionaler Unterschiede nicht einheitlich klassifiziert. Jedoch verfügt das Ungarische über *kell* 'muss, soll', *muszáj* 'muss', *lehet* 'kann sein'[8] und *szabad* 'darf',[9] die einen mit Personalendungen versehenen Infinitiv verlangen, sowie

[7] Seit Lyons (1977: 797ff.) wird von vielen Forschern ein Unterschied zwischen objektiv und subjektiv epistemischer Modalität angenommen, d.h. zwischen einerseits Behauptungen, dass ein Sachverhalt auf Grund von logischen Schlussfolgerungen möglicherweise oder notwendigerweise wahr ist, und andererseits Einschätzungen des Sprechers bezüglich der Faktizität eines Sachverhaltes. In der Untersuchung von Nuyts (2001: 27) werden Modalität und Evidentialität als zwei, zwar eng verwandte, jedoch distinkte Domänen betrachtet und *(inter)subjectivity* als einer der funktionalen Faktoren bei der Wahl zwischen den verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten der epistemischen Modalität herangezogen. Van der Auwera/Plungian (1998: 85f.) betrachten die inferentielle Evidentialität als einen Überlappungsbereich zwischen Evidentialität und Modalität, und setzen sie gleich mit der epistemischen Notwendigkeit.

[8] Die mit dem Potentialitätssuffix gebildete Form des Verbs wird im Bedeutungswörterbuch (Juhász et al. 1972: 835f.) auch getrennt lemmatisiert.

[9] Dies wird von Lengyel (2000: 257) als Adjektiv eingestuft, s. aber Kálmán C. et al (1989). *Szabad* verfügt im Gegensatz etwa zu *tilos* 'verboten' über ein defektives verbales Paradigma, vgl. die Formen *szabadott, szabadna, szabadjon*. Dagegen wären die angeführten Elemente nach Kenesei (2000: 108ff.) keine Hilfsverben.



über tud 'kann', das selbst konjugiert wird und mit einem nicht-konjugierten Infinitiv steht. Kiefer (2005: 32) führt d.W. *lesz* 'wird sein' auch an.[10] Im Ungarischen ist auch das Potentialitätssuffix *-hat/-het* ein zentraler modaler Marker.[11]

### 2.1. Die Kategorie *Modalverb* im Deutschen: Kern und Peripherie

Eine Kategorie *Modalverb* wird in den Grammatiken vieler europäischer Sprachen – so des Ungarischen – nicht angenommen. Die in Frage kommenden Elemente werden entweder den Hilfsverben oder den Vollverben zugeordnet.[12]

In Grammatiken des Deutschen bzw. in der Fachliteratur umfasst die extensional definierte Klasse der Modalverben traditionell die sechs Verben *dürfen, können, mögen* (und *möchte*), *müssen, sollen* und *wollen*. Sie werden vorwiegend auf Grund ihres morpho-syntaktischen Verhaltens als eine Gruppe aufgefasst, obwohl bzw. auch wenn immer wieder auf verschiedene Unterschiede zwischen ihnen hingewiesen wird.[13]

Als einziges klassenkonstituierendes Merkmal der Modalverben wird in der Fachliteratur ihre Polyfunktionalität im modalen Bereich (nicht epistemische und epistemische Verwendung) genannt.[14] In Kap. 1.2. wurde schon darauf hingewiesen, dass sich im „epistemischen" Bereich zwei Gruppen voneinander abheben lassen, nämlich *können, müssen, dürfen* und *mögen* einerseits und wollen und

[10] Mit dem Beispiel – *Nem tudod, hol a könyvem? – Ott lesz az asztalon.* S. auch die Problematik der Kategorisierung von *werden* in Kap. 2.1. Kiefer (2005: 32) führt zwar auch *szeretne*, nicht aber *szeret* und *akar* unter den "Modalverben" des Ungarischen an – diese bleiben hier jedoch wegen ihrer volitiven Bedeutung unberücksichtigt.

[11] Kiefer (1981: 161) weist darauf hin, dass das Ungarische über kein entsprechendes Suffix für Notwendigkeit verfügt. Dass es im Ungarischen genau ein Suffix für epistemische Modalität gibt, ist eine Bestätigung des Befundes von Bybee (1985: 180), nach dem „there are no languages in the sample [of 50] that have more than one inflectional epistemic mood".

[12] Leiss (2000: 65f.) führt dies darauf zurück, dass diese Sprachen nur einen gering ausgeprägten Bestand an Modalverben aufweisen, bei denen die epistemische Lesart (noch) nicht grammatikalisiert ist.

[13] In syntaktischer Hinsicht sind *können* in der hier ausgeklammerten Fähigkeitsbedeutung, *mögen* in der Bedeutung 'etwas gerne tun', *möchte* und *wollen* problematisch – alle sind im Gegensatz zu den übrigen keine Anhebungs- sondern Kontrollverben (Maché 2004).

[14] Vater (2004: 13) mit Hinweis auf Reis (2001). Für die lexikalischen Ausdrucksmittel gilt aber grundsätzlich, dass sie entweder epistemisch oder nicht-epistemisch sind, es scheint in dieser Hinsicht keine Polyfunktionalität vorzuliegen.

sollen andererseits, da letztere über eine quotative Bedeutung verfügen.[15] Polyfunktional ist aber negiertes *brauchen*, das neben seiner nicht modalen Vollverbbedeutung zirkumstanzielle, deontische und epistemische Nicht-Notwendigkeit ausdrücken kann. *Werden* ist im modalen Bereich natürlich nicht polyfunktional, seine epistemische Bedeutung ist aber das Ergebnis eines anderen Grammatikalisierungswegs.[16]

Somit erweisen sich *können, müssen* und *dürfen* als zentrale Modalverben. Bei *nicht brauchen* ist seine zunehmende Verwendung mit dem reinen Infinitv möglicherweise ein Indiz für seine Integration in diese Kategorie. Die übrigen Modalverben – nämlich *sollen, mögen* und man kann *werden* durchaus auch hierhin rechnen – sind aber im modalen Bereich nicht als polyfunktional zu betrachten.

Die Bedeutung der Modalverben wird unterschiedlich erfasst. Entweder wird aus einer Bedeutung ausgegangen, und von verschiedenen Lesarten oder

15 Dadurch erweist sich *wollen* als ein absoluter Problemfall, was seine Einordnung als Modalverb angeht. Es wird nämlich sehr oft als Vollverb verwendet und kann einen *dass*-Nebensatz regieren. Dasselbe gilt auch für *möchte*. Kratzer (1981: 40) lässt *wollen* in ihrer Aufzählung der Modalverben auch unerwähnt, was mit ihrer Auffassung von Modalität (s. Fn. 4) zusammenhängen dürfte.

16 Weinrich (1993: 297) gibt zwar gemeinsame funktionale Charakteristika der Modalverben an, gelangt aber immerhin zur traditionellen Klasse der sechs Modalverben, ergänzt durch negiertes *brauchen*, lässt aber *werden* unerwähnt. Beide bleiben z.B. in Diewald (1993 und 1999) ausgeklammert, was wiederum damit zusammenhängen dürfte, dass sie sich unabhängig von bzw. vor der Abgrenzung der zu untersuchenden Elemente mit dem Begriff *Modalität* nicht auseinandersetzt. Sie untersucht die sechs Modalverben im Deutschen, die „seit dem Althochdeutschen eine epistemische Bedeutungsvariante entwickelt [haben]" (1993: 218). Dies ist der einzige Hinweis dafür, was sie für das konstitutive Merkmal dieser und genau dieser Klasse halten könnte. *Werden* wird außer Acht gelassen, „da es zwar häufig epistemisch interpretiert werden kann, ansonsten aber ein Auxiliar zur Tempusbildung ist und keinen der deontischen Variante der anderen Modalverben vergleichbaren Gebrauch (und letztlich keine modale Semantik[!]) aufweist. ... Modalisierende Verben wie *(nicht) brauchen, haben zu, sein* zu bleiben unberücksichtigt" (1993: 218, Fn. 2). Dies gilt auch für Diewald (1999), obwohl sie gegen Öhlschlägers Auffassung argumentiert, dass nämlich negiertes *brauchen* keine epistemische (deiktische) Verwendung habe (Diewald 1999: 50, Fn. 3). Für die Herausbildung von epistemischen Markern aus Futurmarkern vgl. über *werden, lesz* und engl. *will* hinaus die typologisch untermauerte semantic map in van der Auwera/Plungian (1998: 96, Fig. 12). Demgegenüber betrachtet Engel (1991/19992: 486ff.) *werden* nicht als Futurmarker, weil es sich nur selten auf eine Zeitrelation bezieht, und weil er überhaupt davon ausgeht, dass „für die deutsche Sprache überhaupt kein Tempussystem anzunehmen ist" (Engel 1991/1992: 495).



Verwendungsweisen gesprochen,[17] oder es werden mindestens zwei, miteinander zusammenhängende Bedeutungen bzw. Modalverben angenommen.[18]

Eines bleibt aber auf jeden Fall festzuhalten: Abgesehen von Ausdrucksmitteln, die auf eine Modalitätsart festgelegt sind, sollte die jeweilige Art der Modalität eigentlich nicht als die jeweilige Bedeutung des modalen Markers verstanden werden, da die modale Interpretation von verschiedenen kontextuellen Faktoren abhängt, so dass die Äußerung als solche, nicht aber etwa ein Modalverb selbst, eine dispositionelle, zirkumstanzielle, deontische oder epistemische Möglichkeit oder Notwendigkeit ausdrückt.[19]

## 3. Die Analyse

Zunächst sollen die grammatischen Ausdrucksmittel der Modalität im Deutschen und Ungarischen beschrieben und in einem zweiten Schritt der Analyse einander kontrastiv gegenübergestellt werden.

### 3.1. Die Ausdrucksmittel des Deutschen

Nach den oben skizzierten Überlegungen bleiben für unsere Analyse die (Modal-, Halbmodal- bzw. Modalitäts-) Verben *dürfen, können, mögen, müssen, sollen; nicht brauchen; werden; haben, sein*, eventuell *bleiben, stehen;* sowie *scheinen*, eventuell *drohen zu* + Infinitiv, und die (auch Modalpassiv genannte) Konstruktion *gehören* + Partizip II übrig.

Den zentralen Bereich bilden *dürfen, können, müssen* und *nicht brauchen*, die sowohl nicht epistemisch als auch epistemisch verwendet werden können.

17 So z.B. Duden (2005: 563) oder Zifonun et al. (1997: 1267), die das Konzept des Redehintergrundes heranziehen.

18 So z.B. Diewald (1999: 68f.). Die Annahme je einer nicht-deiktischen und einer deiktischen Bedeutung ist aber insofern problematisch, als sie die objektiv epistemische Modalität zur nicht-deiktischen Modalität rechnet und nur die subjektiv epistemische zur deiktischen. Entsprechend gibt sie nicht zwei sondern drei Bedeutungen an, nämlich je eine Paraphrase für den prototypischen nicht-deiktischen, den objektiv epistemischen und den deiktischen Gebrauch der Modalverben an (Diewald 1999: 76ff.).

19 Diese Tatsache wird selten betont, vgl. aber Kiefer (2005: 52). Dies ist hier immer gemeint, auch wenn weniger umständliche Formulierungen wie „*Müssen* kann inferentielle Notwendigkeit ausdrücken" verwendet werden. Auch H. Molnár (1968: 14) und Öhlschläger (1986: 372) plädieren dafür, Modalität nicht (nur) auf einzelne sprachliche Mittel sondern auf Äußerungen zu beziehen.

Dagegen ist *mögen* auf den epistemischen, *sollen* vorwiegend auf den nicht-epistemischen (deontischen) Bereich festgelegt, *werden* drückt in seiner modalen Verwendung epistemische Modalität aus. Die Konstruktionen *haben* bzw. *sein zu* + Infinitiv sind weitgehend auf deontische Möglichkeit und/oder Notwendigkeit, gehören + Partizip II auf deontische Notwendigkeit festgelegt. Bei *scheinen* bzw. *drohen zu* + Infinitiv liegt im Falle einer modalen Verwendung epistemische Modalität vor.

Die im Bereich der Modalität tatsächlich polyfunktionalen Modalverben sind in ihren unterschiedlichen Gebrauchsweisen z.T. an bestimmte morphologische Formen oder syntaktische Umgebungen gebunden. So ist *dürfen* in der epistemischen Verwendung beschränkt auf die Konj. II-Form *dürfte* – die natürlich stark grammatikalisiert ist und keine Konditionalität ausdrückt –, *mögen* im Gegensatz dazu auf die indikativische Form *mag*.

### 3.1.1. *Können*

*Können* ist das häufigste Modalverb im Deutschen und kann alle Arten der Modalität ausdrücken:[20]

(1) *Ihr könnt diese Aufgabe bestimmt lösen.* (dispositionell)

(2) *Du kannst diese Einladung ohne weiteres annehmen.* (zirkumstanziell)

(3) *Du kannst doch nicht einfach jeden Menschen duzen.* (deontisch; Beispiele aus Weinrich 1993: 298)

Neben der dispositionellen, zirkumstanziellen und deontischen Bedeutung wird *können* sehr häufig objektiv epistemisch verwendet, wobei es gerade hier oft mit Ambiguität zu rechnen ist, v.a. bei Belegen mit einem allgemeinen Subjekt bzw. einem passivischen Infinitiv:[21]

(4) *Der Atomkern kann heute gespalten werden.* (Ambiguität zwischen zirkumstanzieller und objektiv epistemischer Möglichkeit)

(5) *Der Bundespräsident kann einmal wiedergewählt werden.* (Ambiguität zwischen deontischer und objektiv epistemischer Möglichkeit; Beispiele aus Weinrich 1993: 298)

20 Vgl. Diewald (1999: 418), Zifonun et al. (1997: 1888), Duden (2005: 563).

21 Auch Diewald (1999: 154f. und 418) weist darauf hin, dass gerade Sätze mit *können* häufig ambig sind zwischen Lesarten mit engem bzw. weitem Skopus in der nicht-deiktischen Verwendung (d.h. dispositionelle, zirkumstanzielle und deontische Modalität einerseits und objektiv epistemische andererseits), sowie zwischen der nicht-deiktischen Verwendung mit weitem Skopus (d.h. der objektiv epistemischen) und der deiktischen (d.h. der subjektiv epistemischen).



Die subjektiv epistemische Verwendung von *können* ist äußerst selten.[22] Diewald (1999: 220ff. bzw. 418) nennt die Negierung bzw. das Vorliegen einer nicht konditionalen Konj. II-Form als typische Bedingungen für diese Lesart, vgl.:

(6) *Es könnte im Frühjahr, vielleicht auch im Sommer gewesen sein.* (subjektiv epistemisch; Beispiel aus Weinrich 1993: 310)

Darüber hinaus wird die Konj-II Form in Entscheidungsfragen sehr häufig für den Ausdruck einer höflichen Bitte verwendet:

(7) *Könnten Sie mir helfen?* (Beispiel aus Uzonyi: 1996: 365)

### 3.1.2. *Müssen*

*Müssen* ist das zweithäufigste Modalverb und kann – wie *können* – alle Arten der Modalität ausdrücken:

(8) *Sie musste ständig niesen.* (dispositionell)

(9) *Die Zeit ist knapp – ich muss rasch zu einem Ende kommen.* (zirkumstanziell; Beispiele aus Duden 2005: 563f.)

(10) *Jeder Staatsbürger muss Steuern zahlen.* (deontisch; Beispiel aus Weinrich 1993: 300)

(11) *Es ist kaum Zweifel möglich, es muss ein Dieb gewesen sein.* (epistemisch, inferentiell;[23] Beispiel aus Weinrich 1993: 311)

Die Verwendungen von *müssen* in der 2. Person Indikativ Präsens dienen als indirekte Aufforderungen, indem sie „das ‚Bekommen-Haben' eines direktiven Sprechaktes als Zustand des Subjekts" bezeichnen (Diewald 1999: 123):

(12) *Du musst deine Hausaufgaben machen.* (deontisch; Beispiel aus Diewald 1999: 36)

22 Vgl. Diewald (1999: 418): „*Können* ist daher ein vielseitiges und höchstfrequentes Modalverb, jedoch gerade wegen seiner Vielseitigkeit und Unterdeterminiertheit kein prototypischer deiktischer Faktizitätsmarker".

23 Im Gegensatz zur epistemischen Verwendung von *können* sind Negation bzw. Konj. II des Modalverbs keine Indikatoren für diese Lesart bei *müssen*. Vielmehr korreliert die epistemische Verwendung mit dem Infinitiv Perfekt des Vollverbs. In negierten Kontexten wird häufig *nicht brauchen* verwendet, vgl. Kap. 3.1.3. Im Gegensatz zu *könnte* sind die epistemischen Konj. II-Formen oft tatsächlich konditional und markieren keine abgeschwächte Faktizitätsbewertung, sondern Folgen bzw. Schlussfolgerungen, die gelten würden, wenn die im Kontext genannte Voraussetzung erfüllt wäre, die ja eben nicht erfüllt ist. In diesem Sinne ist *müsste* stark inferentiell und drückt nicht unbedingt eine sprecherbasierte subjektiv epistemische Bewertung aus.

### 3.1.3. *Nicht brauchen*

Negiertes *brauchen* drückt die äußere Negation der zirkumstanziellen, deontischen und epistemischen Notwendigkeit *(müssen)* aus:

(13) *Sie brauchen nicht zu gehen.* (zirkumstanziell; Beispiel aus Zifonun et al. 1997: 1903)

(14) *Arbeitslose brauchen keine Steuern zu zahlen.* (deontisch)

(15) *Trotz der vorliegenden Zeugenaussagen braucht sich der Unfall ja nicht unbedingt so abgespielt zu haben.* (epistemisch; Beispiel aus Weinrich 1993: 311)

### 3.1.4. *Dürfen*

*Dürfen* hat im Gegensatz zu *können* eher eingeschränkte Verwendungsmöglichkeiten und drückt im nicht-epistemischen Bereich vorwiegend eine deontische Möglichkeit, eine Erlaubnis aus:

(16) *Ich darf nach Berlin mitfahren.*

Unter Umständen kann es aber auch zirkumstanziell verwendet werden:

(17) *Auf dieser Reise durfte ich schon viel Schönes und Interessantes sehen.* (Beispiel aus Zifonun et al. 1997: 1892)

Wie schon angedeutet, ist die epistemische Verwendung an die Konj. II-Form gebunden. Sie ist höchst grammatikalisiert und selbstverständlich nicht mehr kompositionell zu deuten:

(18) *Er dürfte schon angekommen sein.*

Im Gegensatz zu *könnte* drückt dieses Modalverb keinen abgeschwächten Sicherheitsgrad, sondern ganz im Gegenteil, eine ziemlich große Wahrscheinlichkeit aus.[24]

Darüber hinaus wird *dürfen* verwendet, um potentiell konfliktträchtige Sprechakte abzumildern:

(19) *Darf ich sie wohl (höflich) darauf aufmerksam machen, dass...*[25]

(20) *wenn ich so sagen darf* (Beispiele aus Weinrich 1993: 303)

[24] Epistemisches *dürfte* kommt hauptsächlich in schriftlichen argumentativen Texten vor, und zwar in Sätzen, mit denen das soweit Gesagte zusammengefasst oder abgeschlossen wird, es ist also in diesem Sinne anaphorisch. Vgl. Diewald (1999: 232ff.).

[25] *Dürfen* erscheint bei einem Subjekt der ersten Person – dadurch wird der Hörer quasi gebeten, dem Sprecher die Ausführung des Sprechaktes zu erlauben. Eine gewisse Konverse dazu ist die Formulierung einer höflichen Aufforderung mit *mögen* (s. Kap. 3.1.5.) bzw. *wollen*, z.B. *Wollen Sie bitte hier Platz nehmen!* (Beispiel aus Weinrich 1993: 305), wodurch der Hörer etwa gebeten wird, sich im Zustand des Mögens bzw. Wollens zu befinden, vgl. Diewald (1999: 243).



### 3.1.5. *Mögen*

Da hier die häufige, volitive Verwendung dieses Modalverbs[26] unberücksichtigt bleibt, ist für uns nur die epistemische Verwendung von Belang, die – im Gegensatz zu *dürfte* – auf den Indikativ festgelegt ist:

(21) *Die Leute mögen es so empfinden, richtig ist es dennoch nicht.* (Beispiel aus Diewald 1999: 236)

Auch dieses Beispiel veranschaulicht, dass epistemisches *mögen* über eine konzessive Bedeutung verfügt:[27] Es wird die Möglichkeit zugegeben, dass etwas der Fall sein könnte, zugleich wird dies aber als für den jetzigen Gedankengang nicht ganz zutreffend bzw. relevant eingestuft.

Eine konzessive Bedeutung liegt jedoch nicht immer vor, vgl.:

(22) *Sie mag nicht älter sein als fünfzig.* (Beispiel aus Uzonyi 1996: 367)

(23) *Wer mag das sein?* (Beispiel zitiert in Diewald 1999: 237 Fn. 62),

sowie in beiden Werken den Hinweis auf die Konstruktion *mag sein (dass)*, parallel zu dem im Englischen schon lexikalisierten Adverb *maybe*.

Am Rande erwähnt werden soll der von Diewald (1999: 242f.) illokutionsbezogen genannte Gebrauch von *mögen* (und *wollen;* zu *sollen* s. Kap. 3.1.6.) in „Heischesätzen" in der gehobenen Schriftsprache:

(24) *Hoch möge er leben.*

(25) *Sie möge ihn zum Bahnhof bringen.*[28]

sowie formelhaft

(26) *Das wolle Gott verhüten.* (Beispiele aus Diewald 1999: 242)

[26] Van der Auwera/Plungian (1998: 105) nennen *mögen* in der Bedeutung 'gern haben' und konjunktivisches möchte als Beispiele für Demodalisierung aus der dispositionellen Möglichkeitsbedeutung. Auf sie weist in diesem Zusammenhang auch Vater (2004: 26) hin.

[27] Dies wird in der Fachliteratur auch immer erwähnt, vgl. Duden (2005: 567), Zifonun et al. (1997: 1894), Weinrich (1993: 314), Uzonyi (1996: 366). Aus diesem Grunde hält Diewald 1999: 236ff.) fest, dass *mögen* in dieser Verwendung kataphorisch ist. Van der Auwera/Plungian (1998: 91 Fig. 4) führen Konzessivität als eine mögliche postmodale, demodalisierte Bedeutung aus der epistemischen Möglichkeit an. In der Tat gibt es Belege, bei denen nur eine konzessive, aber keine epistemische Bedeutung vorzuliegen scheint, vgl. *Doch einerlei, Bebra raffte sich auf, „Wie Ihr Charakter auch beschaffen sein mag, kommen Sie mit uns, treten Sie auf in Bebras Mirakelschau."* (Beispiel aus Zifonun et al. 1997: 1895).

[28] Diese optative Verwendung von *mögen* wird von van der Auwera/Plungian (1998: 107) als Beispiel für Demodalisierung aus der zirkumstanziellen Möglichkeit genannt: *Möchten doch alle eure guten Wünsche in Erfüllung gehen!* Dabei gilt es anzumerken, dass im Deutschen nur die Konjunktivformen von *mögen* diese Funktion wahrnehmen, d.h. es fragt sich, ob die Optativität ausschließlich die Leistung des Modalverbs sei.

### 3.1.6. *Sollen*

*Sollen* ist im Vergleich zu *müssen* in seiner Verwendung eingeschränkter, es drückt nämlich v.a. deontische Notwendigkeit aus, wobei im Gegensatz zu *müssen* eine bestimmte, wenn auch nicht spezifizierte modale Quelle vorausgesetzt wird. Andererseits zeigt *sollen* eine Auffächerung im Hinblick auf seine Indikativ- bzw. Konjunktivformen in verschiedenen Satzarten und seine jeweilige Bedeutung.[29]

In Aussagesätzen drückt indikativisches *sollen* eine Aufforderung aus, deren modale Quelle normalerweise nicht der Sprecher ist:

(27) *Du sollst nicht töten.*[30]

(28) *Hunde sollen an der Leine geführt werden.* (Beispiel aus Duden 2005: 564)

In einem echten Fragesatz ist der Hörer die Quelle der Aufforderung:

(29) *Soll ich/er mitkommen?*

In Aussagesätzen drückt die Konj. II-Form *sollte* keine Konditionalität sondern eine Aufforderung oder Empfehlung aus, wobei der jeweilige Sprecher als Modalquelle identifiziert wird:

(30) *Sie sollten mit dem Rauchen aufhören.* (Beispiel aus Uzonyi 1996: 368)

Darüber hinaus kommt indikativisches sowie konjunktivisches *sollen* in rhetorischen Fragesätzen vor:

(31) *Sollte ich mich wirklich getäuscht haben?* (Beispiel aus Duden 2005: 566)

Ferner wird die Konj. II-Form in Bedingungssätzen verwendet:[31]

(32) *Sollten Sie Probleme haben, helfen wir Ihnen gern.* (Beispiel aus Zifonun et al. 1997: 1894)

Schließlich kommt *sollte* in Sätzen vor, die eine frühere Möglichkeit aus der gegenwärtigen Rückperspektive als tatsächlich Bestätigtes darstellt:

(33) *Diese Annahme sollte sich als richtig erweisen.* (Beispiel aus Zifonun et al. 1997: 1894)

### 3.1.7. *Werden*

Das Vorliegen der modalen im Gegensatz zur temporalen Funktion von *werden* ist in isolierten Sätzen oft nicht eindeutig feststellbar. Im Kontext finden sich aber

von Dass (25) eher eine Aufforderung als bloß einen Wunsch ausdrückt, hängt wohl damit zusammen, dass das Subjekt eine handlungsfähige Entität und das Verb eine bewusst und zielgerichtet auszuführende Handlung bezeichnet.

29 Vgl. auch Mortelmans 2002.

30 Ein Beispiel aus dem Dekalog wird in jedem Werk genannt.

31 Das wäre nach van der Auwera/Plungian (1998: 93) eine postmodale Funktion.



oft Disambiguierungssignale: Ein durative Vollverb bzw. die Infinitiv II-Form des Vollverbs[32] erhöhen die Wahrscheinlichkeit der epistemischen Verwendung. Darüber hinaus kommt epistemisches werden oft zusammen mit einem Modalwort[33] bzw. mit der Modalpartikel *wohl* vor.

(34) *Der zartere Leser wird sich fragen, wie solchen Werken der Rang einer großen Dichtung zuzubilligen sei.* (Beispiel aus Duden 2005: 515)

(35) *Er wird damals noch bei der Marine gedient haben.* (Beispiel aus Uzonyi 1996: 374)

### 3.1.8. *Haben zu* + Infinitiv

Die Konstruktion *haben zu* + Inf. ist im Gegensatz zu *sein zu* + Inf. aktivisch. Sie ist aber weder eindeutig festgelegt auf Möglichkeit oder Notwendigkeit, noch auf die Art der Modalität, und kann neben der vorwiegenden deontischen auch zirkumstanzielle, jedoch keineswegs epistemische Modalität ausdrücken:

(36) *Sie haben meine Anweisungen zu befolgen.* (deontische Notwendigkeit; Beispiel aus Duden 2005: 568)

Duden (2005: 568) führt folgenden einzigen Satz als Beispiel für die Möglichkeitsbedeutung von *haben zu* + Inf. an:

(37) *Die Polizei hat nicht als Tugendwächter zu fungieren.*

Es fragt sich jedoch, ob der Satz tatsächlich eine Möglichkeit ausdrückt, dass etwa die Polizei als (kein) Tugendwächter fungieren kann, aber eben nicht muss (mit äußerer Negation: „nicht notwendig, dass = möglich, dass nicht") oder ob es die Notwendigkeit ausdrückt, dass die Polizei nicht als Tugendwächter fungieren soll (mit innerer Negation: „notwendig, dass nicht = nicht möglich, dass"). Das einzige entsprechende Beispiel bei Zifonun et al. (1997: 1897ff.) lautet:

(38) *Sie hat immer etwas zu verschenken.*

und wird paraphrasiert als *'Sie hat immer etwas, das sie verschenken kann'*. Das Beispiel unterscheidet sich meiner Meinung nach grundsätzlich von den übrigen, indem es hier um eine andere, weniger grammatikalisierte Struktur geht, wo *haben* eher vollverbartig ist, und *zu verschenken* als Attribut zum Objekt *etwas* gedeutet werden kann – was sich in der angegebenen Paraphrase eindeutig widerspiegelt, auch im Vergleich zu den anderen Beispielen und ihren Paraphrasen.

32 Vgl. Duden (2005: 516): „Anders als beim einfachen Futur ist der modale Gebrauch des Futurperfekts häufiger als seine zukunftsbezogene Verwendung."

33 Dass es mit Modalwörtern kombiniert wird, die unterschiedliche Grade der Gewissheit ausdrücken, zeigt, dass es im Gegensatz zu den anderen Modalverben in epistemischer Verwendung nicht auf einen bestimmten Gewissheitsgrad festgelegt ist, vgl. Zifonun et al (1997: 1901).

Das würde heißen, dass die Annahme, *haben zu* + Inf. könne sowohl Notwendigkeit, wie auch Möglichkeit ausdrücken, relativiert werden soll.[34]

Abschließend ein Beispiel für zirkumstanzielle Notwendigkeit (aus Zifonun et al. 1997: 1900):

(39) *Seine Stellung bei den Festwochen brachte es mit sich, dass er viel zu repräsentieren hatte.*

### 3.1.9. *Sein (bleiben, stehen) zu* + Infinitiv

Die Konstruktionen *sein, bleiben, stehen zu* + Inf. sind passivisch. Während die relativ seltene Verwendung von *bleiben* und *stehen zu* + Inf. auf zirkumstanzielle Notwendigkeit festgelegt zu sein scheint, kann *sein zu* + Inf. *sowohl* Möglichkeit[35] als auch Notwendigkeit, sowohl dispositionelle, zirkumstanzielle als auch deontische, aber wiederum keinesfalls epistemische Modalität ausdrücken:

(40) *Das Ergebnis bleibt abzuwarten.*

(41) *Das steht zu befürchten.* (Beispiele aus Zifonun et al. 1997: 1280)

(42) *Sie ist leicht zu überreden.* (dispositionelle Möglichkeit)

(43) *Ihr Lachen war bis hierher zu hören.* (zirkumstanzielle Möglichkeit)

(44) *Das ist bis morgen zu erledigen.* (zirkumstanzielle oder deontische Notwendigkeit; Beispiele aus Zifonun et al. 1997: 1897f.)[36]

[34] Dass sich grammatikalisierte Belege für *haben zu* + Inf. in der Möglichkeitsbedeutung kaum, wenn überhaupt, finden lassen, steht absolut im Einklang mit van der Auwera/Plungian (1998: 91), wo es heißt „obligation markers may develop from a combination of a possessive verb ('have') and a main verb in the infinitive", und „have" dementsprechend als eine prämodale Quelle für participant-external, d.h. zirkumstanzielle Notwendigkeit, nicht aber unter den Quellen der Möglichkeit genannt wird.

[35] Möglichkeitsbedeutung liegt vor bei modifizierenden Adverbien, vgl. (42), sowie bei Verben der sinnlichen Wahrnehmung, vgl. (43). Die Grenze zwischen dispositioneller und zirkumstanzieller Möglichkeit scheint mir aber nicht absolut eindeutig zu sein.

[36] In Zifonun et al. (1997: 1898f.) wird bei *sein zu* + Inf. die Möglichkeitsbedeutung als grundlegende Basisbedeutung betrachtet, woraus sich eine Notwendigkeitsbedeutung durch Implikatur ergebe, wenn die Möglichkeitsinterpretation widersprüchlich wäre. Demgegenüber van der Auwera/Plungian (1998: 101): „The German *sein zu* + infinitive immediately yields a modality that is vague both along the participant-internal vs. participant-external dimension and along the possibility vs. necessity dimension", die dies als ein Argument dafür nennen, die semantic map der Möglichkeit und der Notwendigkeit zu vereinen.



### 3.1.10. *Sich (lassen)* + Infinitiv

Reflexive Konstruktionen mit oder ohne das Verb *lassen* sind passivisch und drücken Möglichkeit aus:[37]

(45) *Natürlich lässt sich die Physik nicht betrügen.* (Beispiel aus Duden 2005: 556)

(46) *Das Buch verkauft sich (gut).*

### 3.1.11. *Scheinen (drohen) zu* + Infinitiv

Die beiden Konstruktionen können epistemische Möglichkeit ausdrücken. Bei *drohen* schwingt die lexikalische Bedeutung als Vollverb stärker mit, so dass mit einer modalen Lesart eher bei unbelebten Subjekten zu rechnen ist. *Scheinen* ist in dieser Verwendung nicht auf den zu + Inf. festgelegt, sondern kann auch mit einem *dass*-Satz oder einem *als (ob)*-Satz stehen:

(47) *Er scheint ein wenig überfordert zu sein.* (Beispiel aus Uzonyi 1996: 372)

(48) *Krise in Argentinien droht sich auszuweiten.* (Beispiel aus Zifonun et al. 1997: 1282)

### 3.1.12. *Gehören* + Partizip II

Diese passivische Konstruktion wird in Zifonun et al. (1997: 1252) in der „Peripherie von Modalverben im weiteren Sinne" genannt und mit einem einzigen Beispiel illustriert:

(49) *Das gehört doch verboten, das können die nur mit uns alten Frauen machen.* (Zifonun et al. 1997: 1280)

(50) *Nicht nur wer über dreißig ist, gehört respektiert.* (Duden 2005: 556)
Sie drückt eine deontische Notwendigkeit aus.

[37] Sie scheinen ambig zu sein zwischen zirkumstanzieller und dispositioneller Modalität, was vielleicht dadurch bedingt ist, dass die ursprüngliche Bedeutung des Verbs mitschwingt. Übrigens wird *sich lassen* + Inf. weder in Duden (2005) noch in Zifonun et al. (1997) oder in Uzonyi (1996) als halbmodale oder modalverbähnliche Konstruktion genannt, sondern ohne einen solchen Hinweis als eine Konkurrenzform des Passivs aufgezählt.

### 3.2. Die Ausdrucksmittel des Ungarischen

In diesem Abschnitt werden die grammatischen Ausdrucksmittel der Modalität im Ungarischen (mit Ausnahme der Verbmodi) erfasst, nämlich *tud* 'kann', *szabad* 'darf', *kell* 'muss, soll', *muszáj* 'muss', *lehet* 'kann sein', *lesz* 'wird sein', sowie das Potentialitätssuffix *-hat/-het*.

#### 3.2.1. *Tud*

Das ungarische Verb *tud* 'wissen, können' kann sowohl als Vollverb (mit einem Akkusativobjekt oder einem *hogy*-Objektsatz) wie auch als Modalverb (mit einem Infinitiv) verwendet werden. Im letzteren Fall bedeutet es grundsätzlich eine erlernte Fähigkeit (die hier als prämodale Kategorie ausgeklammert bleibt), kann aber in bestimmten Kontexten eine zirkumstanzielle oder dispositionelle (eventuell, bei eindeutigen Kontextsignalen, deontische) Möglichkeit ausdrücken:[38]

(51) *Anna tud zongorázni.* ('Anna kann Klavier spielen.': erlernte Fähigkeit; Beispiel aus Kiefer 1988: 393)

(52) *Aniela csak azért nem tud jönni, mert beteg a gyerek.* ('Aniela kann nur deswegen nicht kommen, weil das Kind krank ist.': zirkumstanzielle Möglichkeit)

(53) *A műtét előtti utolsó pillanatig rendesen tudott enni és inni.* ('Bis zur Operation konnte er richtig essen und trinken.': dispositionelle Möglichkeit)

(54) *Ők azonban nem tudtak bejelentkezni, a polgármester nem engedte.* ('Sie konnten sich aber nicht anmelden, weil es der Bürgermeister nicht erlaubt hat.': deontische Möglichkeit; Beispiele aus Kiefer 2005: 102ff.)

In den modalen Sätzen kann *tud* – im Gegensatz zu den Sätzen mit einer Fähigkeitsbedeutung – durch die mit *-hat/-het* suffigierte Form des Vollverbs ersetzt werden:

(52') *Aniela csak azért nem jöhet, mert beteg a gyerek.*

(53') *A műtét előtti utolsó pillanatig rendesen ehetett és ihatott.*

(54') *Ők azonban nem jelentkezhettek be, a polgármester nem engedte.*

Gleich fällt aber auf, dass (53') als deontische, zirkumstanzielle oder auch subjektiv epistemische, nicht aber als dispositionelle Möglichkeit interpretiert werden kann, so dass (53) und (53') im Gegensatz zu den beiden anderen Beispielpaaren nicht äquivalent sind, d.h. dispositionelles *tud* scheint nicht durch

[38] Vgl. auch Kiefer (2005: 96ff.), der darauf hinweist, dass *tud* in (51) französischem *savoir*, in (52) aber *pouvoir* entspricht. Dasselbe gilt, neben anderen Verwendungen, für *können*. Van der Auwera/Plungian (1998: 91) nennen „know" als eine mögliche Quelle für dispositionelle Möglichkeit.



*-hat/-het* ersetzbar zu sein, während aber dispositionelles *-hat/-het* eindeutig durch tud ersetzt werden kann, vgl. Kiefer (2005: 104f.). Kiefer räumt ein, dass er keine Erklärung für das unterschiedliche Verhalten dieser zwei Ausdrucksmöglichkeiten der dispositionellen Möglichkeit liefern kann. Meiner Meinung nach geht es hier aber eben darum, dass (53) gerade durch die Verwendung von tud im Gegensatz zu *-hat/-het* auf dispositionelle Möglichkeit festgelegt wird, was das stark grammatikalisierte und polyfunktionale *-hat/-het* alleine eben nicht leisten kann, nur in einem sehr expliziten Kontext, der die dispositionelle Möglichkeit als einzige Interpretation ergibt. In so einem Kontext lässt sich aber *-hat/-het* ohne Weiteres durch tud ersetzen, vgl. Kiefers Beispiel (2005: 105):

(55) *A torkom már nem fáj, most már énekelhetek.* ('Mein Hals tut nicht mehr weh, jetzt kann ich schon singen.')

(55') *A torkom már nem fáj, most már tudok énekelni.*[39]

#### 3.2.2. *Szabad*

Dieses Adjektiv drückt eindeutig deontische Möglichkeit, d.h. Erlaubnis aus:

(56) *Egyszerre öt könyvet szabad kikölcsönözni.* ('Auf einmal darf man fünf Bücher ausleihen.')

Diese Bedeutung ist wohl der Grund für seine Verwendung in bestimmten Sprechakten, um deren Direktheit oder Stärke zu verringern:

(57) *Szabadjon megjegyeznem* ('Darf ich anmerken')

(58) *Szabadna kérnem, hogy segítsen?* ('Dürfte ich Sie bitten, mir zu helfen?')

#### 3.2.3. *Kell*

*Kell* kann alle Arten der Notwendigkeit ausdrücken:

(59) *Tüsszentenem kell.* ('Ich muss niesen.': dispositionell)

(60) *Turán a Galga áradása miatt rövidesen két házból kell kitelepíteni az ott lakókat.* ('In Tura müssen wegen der Überflutung der Galga bald die Bewohner von zwei Häusern evakuiert werden.': zirkumstanziell)

(61) *Ezt is meg kell enned.* ('Das musst du auch essen.': deontisch)

(62) *Péternek tudnia kellett, hogy ebből baj lesz.* ('Peter hat wissen müssen, dass das schief gehen wird.': subjektiv oder objektiv epistemisch; Beispiele nach Kiefer 2005: 56ff.)

[39] Das ist übrigens wiederum ein eindeutiger Hinweis dafür, dass die jeweilige Modalitätsbedeutung eines Satzes mit einem modalen Marker nicht gleichzusetzen ist mit der Modalitätsbedeutung des modalen Markers selbst.

### 3.2.4. *Muszáj*

Dieses prädikative Nomen ist bekanntlich deutschen Ursprungs und geht auf *„(es) muss sein"* zurück. In Juhász et al. (1972: 976) ist es als umgangssprachlich markiert. In seiner Verwendung ist es eingeschränkter als *kell*, es kann nämlich keinesfalls epistemische Notwendigkeit ausdrücken:

(63) *Muszáj tüsszentenem.* ('Ich muss niesen.': dispositionell)

(64) *Muszáj mennie.* ('Er muss gehen.': zirkumstanziell oder deontisch)

### 3.2.5. *Lehet*

Die mit dem Potentialitätssuffix versehene Form des Verbs „sein" kann sowohl ein Nomen als auch einen Infinitiv oder ein *hogy*-Subjektsatz als Komplement haben. Mit einem nominalen Komplement kann es dispositionelle, zirkumstanzielle und epistemische, mit einem Infinitivkomplement zirkumstanzielle und deontische, mit einem *hogy*-Satz epistemische Möglichkeit ausdrücken:

(65) *Hogy lehet ilyen szemtelen?!* ('Wie kann er so frech sein?!': dispositionell)

(66) *Ma még lehet eső.* ('Heute kann es noch regnen.': zirkumstanziell oder epistemisch)

(67) *Ez valami régiség lehet.* ('Das wird eine Antiquität sein.': epistemisch)

(68) *El lehet érni.* ('Das kann erreicht werden.': zirkumstanziell)

(69) *Be lehet menni.* ('Man darf hineingehen.': deontisch; Beispiele aus Juhász et al. 1972: 835f.)

(70) *Lehet, hogy eljön.* ('Es kann sein, dass er kommt.': epistemisch)

### 3.2.6. *Lesz*

In der modalen Verwendung drückt *lesz* epistemische Möglichkeit aus:

(71) *– Nem tudod, hol a könyvem? – Ott lesz az asztalon.* ('"Weißt du nicht, wo mein Buch ist?" "Es wird dort auf dem Tisch sein."'; Beispiel aus Kiefer 2005: 32)

### 3.2.7. Das Potentialitätssuffix *-hat/-het*

Dieses Suffix kann alle Arten der Möglichkeit ausdrücken.[40] In Kap. 3.2.1. haben wir darauf hingewiesen, dass sich eine dispositionelle Lesart nur in einem eindeutigen Kontext einstellt:



(55) *A torkom már nem fáj, most már énekelhetek.* ('Mein Hals tut nicht mehr weh, jetzt kann ich schon singen.')

(72) *Itt nyugodtan alhat.* ('Hier könne Sie ruhig schlafen.': zirkumstanziell)

(73) *Munka után hazamehet.* ('Nach der Arbeit könne Sie nach Hause gehen.': deontisch)

(74) *A lelet az ókorból eredhet.* ('Der Fund dürfte aus dem Altertum stammen.': epistemisch; Beispiele aus Juhász et al. 1972: 523)

Darüber hinaus können höfliche Bitten mit einem mit *-hat/-het* suffigierten Verb (und noch höflichere mit so einem Verb im Konjunktiv) formuliert werden:

(75) *Kaphatok/Kaphatnék egy kávét?* ('Kann/Könnte ich einen Kaffee bekommen?')

## 3.3. Kontrastive Analyse

Als *tertium comparationis* beim Vergleich der analysierten Ausdrucksmittel der beiden Sprachen werden die Arten der Möglichkeit bzw. der Notwendigkeit herangezogen.

Dispositionelle Möglichkeit kann im Deutschen mit *können*, selten mit *sein zu* + Inf. (s. Beispiel (42) oben), im Ungarischen mit *tud* + Inf., dem Suffix *-hat/-het*, eventuell mit *lehet* + N (s. Beispiel (65) oben) ausgedrückt werden, wobei hier anzumerken ist, dass das Potentialitätssuffix sowie lehet diese Deutung nur in einem explizit auf die Dispositionen des Subjekts hinweisenden Kontext erhalten kann.

Zirkumstanzielle Möglichkeit wird im Deutschen typischerweise mit *können*, mit reflexiven Konstruktionen mit oder ohne *lassen*, manchmal mit *sein zu* + Inf., marginal auch mit *dürfen* (s. Beispiel (17) oben), im Ungarischen mit *tud, -hat/-het, lehet* + Inf., eventuell mit *lehet* + N ausgedrückt.

Deontische Möglichkeit wird im Deutschen typischerweise mit *dürfen*, aber auch mit *können*, im Ungarischen mit *szabad, lehet* + Inf., *-hat/-het*, marginal, in einem entsprechenden Kontext mit *tud* ausgedrückt werden.

---

[40] Kiefer (2005: 68f.) widmet ein Kapitel der Verwendung von *-hat/-het* in der Bedeutung 'fähig' und führt Sätze an, in denen das suffigierte Verb durch *tud* bzw. (was aber meiner Meinung nach nicht in jedem Fall ohne Bedeutungsveränderung oder -einschränkung geht) durch *képes valamire* ersetzt werden kann. Das ist für ihn ein Beweis dafür, dass hier eine nicht-modale Verwendung vorliegt, etwa im Sinne von französischem *savoir*, dass also das Potentialitätssuffix auch eine nicht-modale Verwendung habe. Die von ihm genannten Beispiele drücken aber alle eine dispositionelle oder zirkumstanzielle Möglichkeit aus, so dass es von vornherein zu erwarten ist, dass hier auch *tud* verwendet werden kann, vgl. Kap. 3.2.1. Ich sehe also keinen Grund dafür, diese als nicht-modale Verwendungen von *-hat/-het* einzustufen.

Im Bereich der epistemischen Möglichkeit scheint *können* weitgehend eine allgemeine, objektive und weniger eine subjektiv epistemische Möglichkeit auszudrücken, während die Konj. II-Form von *dürfen*, der Indikativ von *mögen*, *werden*, sowie *scheinen* und marginal *drohen zu* + Inf. eher subjektiv epistemische Möglichkeit markieren. Im Ungarischen kann *lehet* + N, *lehet* + *hogy*-Satz und *-hat/-het* sowohl objektiv wie auch subjektiv epistemisch verwendet werden, während lesz subjektiv epistemisch ist. Von diesen Strukturen spiegelt *lehet, hogy* ikonisch wider, dass epistemische Modalität die ganze Proposition in ihrem Skopus hat.

Für einen besseren Überblick sollen die Ausdrucksmittel im Möglichkeitsbereich auch tabellarisch veranschaulicht werden:

| dispositionell | zirkumstanziell | deontisch | epistemisch |
|---|---|---|---|
| *können* (*sein zu* + Inf.)[41] | *können, sich (lassen), sein zu* + Inf. *(dürfen)* | *dürfen (können)* | *können* (objektiv); *dürfte, mögen, werden, scheinen (drohen) zu* + Inf. (subjektiv) |
| *tud* (*-hat/-het, lehet* + N) | *tud, -hat/-het, lehet* + Inf. (*lehet* + N) | *szabad, -hat/-het* (*lehet* + Inf., *tud*) | *lehet* + N, *lehet* + *hogy*-Satz, *-hat/-het* (objektiv und subjektiv); *lesz* (subjektiv) |

Dispositionelle Notwendigkeit wird im Deutschen mit *müssen*, im Ungarischen mit *kell* (bzw. *muszáj*) ausgedrückt.

Zirkumstanzielle Notwendigkeit wird im Deutschen typischerweise mit *müssen* bzw. negiertem *brauchen*, aber auch mit *haben, sein, bleiben* oder *stehen zu* + Inf., im Ungarischen vorwiegend mit *kell* (bzw. *muszáj*) markiert.

Deontische Notwendigkeit wird im Deutschen typischerweise mit *sollen*, aber auch mit *müssen*, negiertem *brauchen, haben* und *sein zu* + Inf. sowie *gehören* + Partizip II, im Ungarischen wiederum mit *kell* (bzw. *muszáj*) ausgedrückt.

Im Bereich der epistemischen Notwendigkeit scheint *müssen* und negiertes *brauchen*, sowie ungarisches *kell* vorwiegend objektiv epistemisch, d.h. inferentiell zu sein. Der Ausdruck von subjektiv epistemischer Notwendigkeit erfolgt also möglicherweise in beiden Sprachen mit Hilfe der entsprechenden Modalwörter.

Für einen besseren Überblick sollen die Ausdrucksmittel im Notwendigkeitsbereich auch tabellarisch veranschaulicht werden:

[41] In Klammern werden die Ausdrucksmittel angegeben, die unter spezifischen kontextuellen Umständen in Sätzen mit der jeweiligen Modalitätsart auftreten können.



| dispositionell | zirkumstanziell | deontisch | epistemisch |
|---|---|---|---|
| *müssen* | *müssen, nicht brauchen, haben, sein, bleiben, stehen zu* + Inf. | *sollen, müssen, nicht brauchen, haben, sein zu* + Inf., *gehören* + Partizip II | *müssen, nicht brauchen* (objektiv) |
| *kell, muszáj* | *kell, muszáj* | *kell, muszáj* | *kell* (objektiv) |

Bei den meisten Modalitätsarten stehen in beiden Sprachen verschiedene grammatische Ausdrucksmittel zur Verfügung. Eine Ausnahme ist der Ausdruck der Notwendigkeit im Ungarischen, wo *kell* eine zentrale Rolle spielt, während *muszáj* viel seltener verwendet wird.

In beiden Sprachen gibt es einen modalen Marker, der tendenziell auf deontische Modalität festgelegt ist (*szabad, dürfen* und *sollen*). Eine Ausnahme ist der Ausdruck der deontischen Notwendigkeit im Ungarischen, der auch mit dem polyfunktionalen *kell* erfolgt, was zu Lernschwierigkeiten in ungarisch-deutscher Relation führen kann.

Viele der betrachteten Ausdrucksmittel sind im Bereich der Modalität polyfunktional. Ausnahmen sind *szabad, werden* und *lesz*, die modalen reflexiven Konstruktionen im Deutschen, *bleiben* und *stehen zu* + Inf., sowie *gehören* + Partizip II.

In beiden Sprachen können d.W. zirkumstanzielle und deontische Ausdrucksmittel zum Ausdruck von Aufforderungen,[42] Empfehlungen, höflichen Bitten und Fragen (eigentlich indirekten Aufforderungen) verwendet werden.

In unserer Analyse haben wir die Systemäquivalenzen und -korrespondenzen erfassen können. Folgende Fragen lassen sich aber erst bei einer korpusbasierten Untersuchung beantworten:

- Wie sind die Verwendungen der polyfunktionalen Ausdruckmittel verteilt, bezogen auf die verschiedenen Modalitätsarten, die sie markieren können?
- Korrelieren bestimmte Tempus- und Modusformen der polyfunktionalen Ausdrucksmittel mit einer bestimmten modalen Interpretation?
- Welche anderen Faktoren steuern die modale Interpretation eines Ausdrucksmittels bzw. einer Äußerung?
- Wie ist das Verhältnis der verschiedenen möglichen Ausdrucksmittel der jeweiligen Art der Modalität untereinander?

[42] Dies könnte im Ungarischen seltener der Fall sein, da es im Gegensatz zum Deutschen über ein vollständiges Imperativparadigma mit dem Suffix *-j* verfügt.

- Können eventuell Faktoren gefunden werden, die bei der Wahl des einen oder des anderen Ausdrucksmittels möglicherweise eine Rolle spielen?

## 4. Fazit

Ziel der vorliegenden Arbeit war, die grammatischen Ausdrucksmittel der Modalität im Deutschen und Ungarischen zu erfassen und zu vergleichen. Dabei wurde in einem ersten Schritt Modalität als eine konzeptuelle Domäne definiert, die Möglichkeit bzw. Notwendigkeit umfasst. Daraus ergab sich, dass die sog. volitive Modalität und die quotative Evidentialität, folglich die volitiven sowie die quotativen (Verwendungen der) Modalverben bei der Analyse ausgeklammert wurden. Nach der deskriptiven und kontrastiven Analyse wurden Fragestellungen formuliert, die für eine tiefer gehende Erfassung der Ausdrucksmittel der Modalität durchaus relevant sind, jedoch erst im Rahmen einer vorgesehenen Korpusanalyse befriedigend untersucht werden können.

**Literatur**


Bybee, Joan L. (1985): Morphology. A Study of the Relation between Meaning and Form. Amsterdam et al.: Benjamins (Typological Studies in Language 9).

Diewald, Gabriele (1993): Zur Grammatikalisierung der Modalverben im Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12, 218-234.

Diewald, Gabriele (1999): Die Modalverben im Deutschen. Grammatikalisierung und Polyfunktionalität. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 208).

Duden (2005): Die Grammatik. 7., völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage. Hg. von der Dudenredaktion. Mannheim et al. (Der Duden in zwölf Bänden 4).

Engel, Ulrich 1991/1992: Deutsche Grammatik. 2., verbesserte Auflage. Heidelberg, Budapest: Groos.

Juhász, József/ Szőke, István/ O. Nagy, Gábor/ Kovalovszky, Miklós (Hg.) (1972): Magyar értelmező kéziszótár [Ungarisches erläuterndes Wörterbuch]. Budapest: Akadémiai.

Kálmán C., György/Kálmán, László/Nádasdy, Ádám/Prószéky, Gábor (1989): A magyar segédigék rendszere [Das System ungarischer Hilfsverben]. In: Általános nyelvészeti tanulmányok XVII, 49-103.

Kenesei, István (2000): Szavak, szófajok, toldalékok [Wörter, Wortarten, Suffixe]. In: Kiefer, F (Hg.): Strukturális magyar nyelvtan. Bd. 3: Morfológia. Budapest: Akadémiai, 75-136.

Kiefer, Ferenc (1981): What is possible in Hungarian? In: Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae 31, 147-185.

Kiefer, Ferenc (1986): A modalitás fogalmáról [Zum Begriff der Modalität]. In: Nyelvtudományi Közlemények 88, 3-37.

Kiefer, Ferenc (1988): Ability and possibility: the Hungarian verb *tud* 'to be able to'. In: Studies in Language 12, 393-423.





Kiefer, Ferenc (2005): Lehetőség és szükségszerűség. Tanulmányok a nyelvi modalitás köréből [Möglichkeit und Notwendigkeit. Studien zur sprachlichen Modalität]. Budapest (Segédkönyvek a nyelvészet tanulmámyozásához XLIII.).

Kratzer, Angelika (1981): The notional category of modality. In: Eikmeyer, H. J./ Rieser, H. (Hg.): Words, Worlds, and Contexts. New Approaches in Word Semantics. Berlin, New York: de Gruyter, 38-74.

Leiss, Elisabeth (2000): Verbalaspekt und die Herausbildung epistemischer Modalverben. In: Eichinger, L. M./ Leirbukt, O. (Hg.): Aspekte der Verbalgrammatik. Hildesheim: Olms (Reihe Germanistische Linguistik 154), 63-83.

Lengyel, Klára (2000): A segédigék és származékaik [Hilfsverben und ihre Derivate]. In: Keszler, B. (Hg.): Magyar grammatika. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 252-259.

Lyons, John (1977): Semantics. Vol. II. Cambridge: Cambridge UP.

Maché, Jakob (2004): Modalverben – ein Klassenkampf. Vortrag gehalten an der 32. Österreichischen Linguistiktagung, 12.11.-14.11.2004, Salzburg.

H. Molnár, Ilona (1968): Módosító szók és módosító mondatrészletek a mai magyar nyelvben [Modalwörter und modifizierende Satzteile im Gegenwartsungarischen]. Budapest (Nyelvtudományi értekezések 60).

H. Molnár, Ilona (1997): A nyelvi modalitás kérdéséhez [Zur sprachlichen Modalität]. In: Keszler, B. (Hg.): A mai magyar nyelv. Bd. 1. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 289-302. Ursprünglich erschienen in: Általános Nyelvészeti Tanulmányok III (1965), 145-155.

Mortelmans, Tanja (2002): *„Wieso sollte ich dich küssen, du hässlicher Mensch!"* A study of the German modals sollen and *müssen* as „grounding predications" in interrogatives. In: Brisard, F (Hg.): Grounding. The Epistemic Footing of Deixis and Reference. Berlin, New York: de Gruyter (Cognitive Linguistics Research 21), 391-432.

Nuyts, Jan (2001): Epistemic modality, language, and conceptualization: a cognitive-pragmatic perspective. Amsterdam et al.: Benjamins (Human cognitive processing 5).

Öhlschläger, Günther (1986): Modalität zwischen Grammatik und Pragmatik. In: Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Tübingen, 372-380.

Palmer, Frank Robert (1986): Mood and Modality. Cambridge: Cambridge UP.

Uzonyi, Pál (1996): Rendszeres német nyelvtan [Systematische deutsche Grammatik]. Budapest: Aula.

van der Auwera, Johan/ Plungian, Vladimir A. (1998): Modality's semantic map. In: Linguistic Typology 2, 79-124.

Vater, Heinz (2004): Zur Syntax und Semantik der Modalverben. In: Letnes, O./ Vater, H. (Hg.): Modalität und Übersetzung. Trier: Wissenschaftlicher Verlag (FOKUS 29), 9-31.

Weinrich, Harald (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Unter Mitarbeit von Maria Thurmair, Eva Breindl, Eva-Maria Willkop. Mannheim et al.: Dudenverlag.

Willett, Thomas (1988): A Cross-Linguistic Survey of the Grammaticization of Evidentiality. In: Studies in Language 12, 51-97.

Zifonun, Gisela/ Hoffmann, Ludger/ Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Berlin, New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7).

*Attila Péteri (Budapest)*

# Entscheidungsinterrogativsätze im Deutschen und im Ungarischen mit einem sprachtypologischen Ausblick[1]

## 0. Vorbemerkungen

In der vorliegenden Studie wird ein Forschungsansatz skizziert, der die unmittelbare Fortsetzung eines seit mehreren Jahren andauernden Forschungsprojektes ist,[2] jedoch mit einer neuen, erweiterten Perspektive. Bisher haben wir das Satzmodussystem der deutschen und der ungarischen Gegenwartssprache kontrastiert, jetzt möchten wir das Blickfeld im Hinblick auf die sprachliche Variation (vor allem auf die diachronen Varietäten) sowie auf die neuen Ergebnisse der germanistisch orientierten Sprachtypologie erweitern.

Die Erweiterung unserer Forschungsperspektive scheint aktuell, ja sogar dringend zu sein. In der germanistischen Grammatikforschung taucht immer mehr der Anspruch auf, einsprachige und kontrastive Untersuchungen sprachtypologisch einzubetten (vgl. Lang/Zifonun 1996). Lang (1996) plädiert für die Notwendigkeit eines typologischen Gesamtporträts des Deutschen, das ja in den sprachtypologischen Forschungen, in denen das Deutsche „zwar häufig, aber nur in selektiven Ausschnitten" vorkommt, nicht gemacht wird. So ein Gesamtporträt ist Roelcke (1997) zu verdanken, der die Merkmale des deutschen Sprachsystems vor dem Hintergrund der universalen Möglichkeiten der Sprache sowie der modernen, typologisch orientierten Sprachtheorien beschrieb. In einem von ihm

1 Der Aufsatz wurde mit der Unterstützung der Ungarischen Förderungsfonds wissenschaftlicher Forschung (OTKA, Projektnummer: T049738) angefertigt. Ich bedanke mich bei zwei Projektmitarbeiterinnen, Gizella Nagy und Barbara Beczner, für weiterführende Vorschläge in Bezug auf den englischen und finnischen Interrogativsatz.

2 Das Projekt begann 2002 am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität Budapest unter der Nummer OTKA T037670 und wird seit 2005 unter der obigen neuen Projektnummer weitergeführt. Bisher erschienen zahlreiche Publikationen zum deutschen Satzmodussystem bzw. zu seinem Vergleich mit dem Ungarischen (vgl. u.a. Horváth/Péteri 2004, Péteri 2005a, b). Außer den linguistischen Untersuchungen wurde auch ein deutsch-ungarisches kontrastives Korpus erstellt. Wir bedanken uns hiermit bei Prof. Dr. Borbála Keszler und ihrer Projektgruppe (OTKA T046179) dafür, dass sie uns ungarische Teilkorpora zur Verfügung gestellt haben.



edierten Sammelband (Roelcke, Hg. 2003) wurden zahlreiche Sprachen nach dem gleichen Konzept beschrieben und damit für den Sprachvergleich zugänglich gemacht. Das Konzept von Roelcke beachtet auch die Variabilität der Einzelsprache und rechnet damit, dass typologisch relevante Merkmale nicht in Bezug auf eine idealisierte, statisch und homogen aufgefasste Standardsprache bestimmt werden können, sondern dem historischen Wandel unterworfen sind und auch relativ zu einer Zeit Variationen aufweisen.

Die sprachtypologische Einbettung ist besonders in den kontrastiven Forschungen dringend. Wie König meint:

> Ein auf zwei oder weniger Sprachen begrenzter Vergleich hat zwar seine besonderen Möglichkeiten, muß aber letztlich an einem umfassenden Vergleich orientiert bleiben, damit voreilige Schlüsse vermieden werden können, die aufgrund der verengten Perspektive naheliegend sind. Insbesondere Aussagen über Zusammenhänge und Korrelationen zwischen variierenden Eigenschaften bedürfen der Untermauerung durch eine breite und möglichst repräsentative Stichprobe von Sprachen. (König 1996: 39)

Im typologisch orientierten Projekt des IdS[3] steht die typologische Einbettung weitgehend auf funktionaler Basis.[4] Nicht unbedingt die ähnlichen Strukturen des Deutschen und der Kontrastsprachen werden verglichen, sondern funktionale Domänen werden aus der Beobachtung des deutschen grammatischen Systems gewonnen und im nächsten Schritt wird überprüft, ob die Kontrastsprachen vergleichbare grammatikalisierte Differenzierungen für die Abdeckung der gegebenen funktionalen Domäne bereitstellen. Dabei wird besonderer Wert auf die Trennung grammatikalisierter Differenzierungen und lexikalischer bzw. periphrastischer Verfahren gelegt, um „transgrammatische Kategorisierungen", bei denen „der Unterschied zwischen Grammatik und Lexikon nicht beachtet wird" (Zifonun 2001: 11), zu vermeiden.

Unser primäres Forschungsanliegen besteht in Anlehnung an die zitierten theoretischen Ansätze weder in der Erkenntnisgewinnung in Bezug auf die Kontrastsprachen, noch in der Entwicklung neuer typologischer Konzepte, sondern

3 Das am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim von Gisela Zifonun geleitete „EuroGramm"-Projekt ist die Fortsetzung des „Grammis"-Projektes, in dessen Rahmen die deutsche Grammatik vor dem Hintergrund ausgewählter europäischer Kontrastsprachen, u.a. auch des Ungarischen behandelt wird. Vgl. http://www.ids-mannheim.de/gra.

4 Zur Projektbeschreibung und zu Methoden s. Zifonun (2001), (2002). Einzelergebnisse liegen bereits u.A. auch in deutsch-ungarischer Relation vor, vgl. Zifonun (2004), sowie Zifonun (o.J.).

im angemessenen Vergleich des deutschen und des ungarischen Satzmodussystems vor dem Hintergrund der Möglichkeiten der Sprache. Ein weiterer Erkenntnisgewinn kann aber auch im besseren Verständnis des Phänomens ‚Satzmodus' liegen. Satzmodus ist nämlich ein komplexes sprachliches Zeichen, dessen potenzielle Merkmale auf verschiedenen Levels der Sprachbetrachtung stehen. So kann eine mehrsprachige Satzmodusforschung auch im Hinblick auf die Möglichkeiten der Mit- bzw. Wechselwirkung der einzelnen Levels des Sprachsystems aufschlussreich sein. Damit kann also auch eine komplexe Sichtweise gefördert werden.[5]

## 1. Forschungsvorhaben, Hypothesen, Fragestellungen

Unsere bisherigen Untersuchungen möchten wir jetzt einerseits durch die diachrone Perspektive in Bezug auf das deutsche und das ungarische Satzmodussystem, andererseits durch den Vergleich mit ausgewählten europäischen Kontrastsprachen weiterführen bzw. die bisherigen Ergebnisse absichern und überprüfen. In beiden Fällen muss die Arbeit im Hinblick auf die bescheidenen Möglichkeiten sinnvoll abgegrenzt werden. In Bezug auf die historische Entwicklung stützen wir uns auf Daten der einschlägigen Literatur, insbesondere auf deutsche und ungarische Sprachgeschichten.[6] Im Falle der Kontrastsprachen gehen wir vor allem von Überblicksgrammatiken bzw. von Lehrwerken aus, und grenzen die Untersuchung auf idealtypische standardsprachliche Realisierungen grundlegender Satztypen ab, die nach unserem Standpunkt trotz der reduktionistischen Beobachtungen gerade über die typologischen Gegebenheiten dieser Sprachen auch für diejenigen, die in der gegebenen Sprache nur über eine Teilkompetenz oder über keine Kompetenz verfügen, durchaus aufschlussreiche Informationen liefern.

Die geplanten Kontrastsprachen sind:[7]

[5] Die bereits vorliegenden Untersuchungen zum Deutschen unter typologischem Aspekt behandeln bis jetzt nur einzelne grammatische Phänomene, die auf einem bestimmten Level der Sprachbetrachtung unterzubringen sind. Die Komplexität der Satzmoduskategorie ermöglicht auch levelübergreifende Fragestellungen.

[6] Eigene empirische Untersuchungen zur historischen Entwicklung halte ich nur stichprobenartig als Pilotstudie für vorstellbar. Eine solche ist schon in unserem Projekt entstanden, und zwar zur Geschichte des Imperativsatzes seit dem Frühneuhochdeutschen: Horváth (2003).

[7] Diese Sprachen stellen einen mehr oder weniger repräsentativen Querschnitt der europäischen Sprachen dar und sind für unsere Forschergruppe teilweise durch die Sprachkenntnisse der Projektmitglieder, teilweise durch die auf deutsch, ungarisch oder in anderen bekannten Sprachen vorhandenen Sprachbeschreibungen zugänglich.



- Englisch, als eine andere germanische, jedoch sich vom Deutschen typologisch in hohem Maße unterscheidende Sprache;
- Finnisch, als eine andere finno-ugrische, jedoch sich vom Ungarischen typologisch in hohem Maße unterscheidende Sprache;
- Russisch, als Repräsentant der slawischen Sprachen;
- Italienisch, als Repräsentant der romanischen Sprachen;
- Albanisch, als eine indogermanische Sprache mit eigener Entwicklung;
- Türkisch, als eine nicht indogermanische, agglutinierende Sprache.

Unter der Kategorie Entscheidungsinterrogativsatz (im Folgenden EI) subsumiere ich diejenigen einzelsprachlich grammatikalisierten Satztypen, so unterschiedlich sie auch sein können, die die funktionale Domäne der Ja/Nein-Fragen abdecken.

Altmann (1993) kategorisiert die satzmodusrelevanten Merkmale des Deutschen durch vier Merkmalklassen, die zugleich auch zu den vier Beschreibungslevels des Sprachsystems geordnet werden können:

| | | |
|---|---|---|
| morphologische Markierung | → | morphematischer Level |
| kategoriale Markierung | → | lexikalisch-kategorialer Level |
| Reihenfolgemerkmale | → | syntaktischer Level |
| intonatorische Markierung | → | suprasegmentaler Level |

Ich nehme an, dass die grammatikalisierten satzmodusrelevanten Ausdrucksmittel in den Sprachen der Welt wahrscheinlich auf diesen vier Levels untergebracht werden können. Wie diese Levels sich zueinander verhalten, wie stark sie am Ausdruck der Satzmodi beteiligt sind, wie sie zusammenarbeiten, hängt von den typologischen Gegebenheiten der betreffenden Sprache ab, wird jedoch vorhersagbar durch drei allgemeine Prinzipien motiviert:

Das Streben nach Eindeutigkeit: Mindestens die für die Kommunikation grundlegenden Sprechereinstellungen müssen eindeutig und unmissverständlich markiert werden können. Deshalb müssen für die drei grundlegenden Satzmodi, den deklarativen, den interrogativen und den imperativischen, vorhersagbar in allen natürlichen Sprachen grammatikalisierte Satztypen vorhanden sein.[8] Es gibt einerseits eindeutige Satzmodusmerkmale, die sich auf die einzige Funktion spezialisiert haben, einen, z.B. den interrogativen Satzmodus zu markieren.[9] Andererseits können aber zur Satzmodusmarkierung auch Merkmale benutzt

[8] Die Beobachtungen von Sadock/Zwicky (1985) bestätigen diese Hypothese.

[9] Wie z.B. die ungarische steigend-fallende EI-Intonation (s. Punkt 2.).

werden, die im Sprachsystem auch andere Funktionen haben, deshalb zugunsten der Eindeutigkeit mit weiteren Merkmalen kombiniert werden müssen.

Das Streben nach Ökonomie: Die satzmoduskonstituierenden Einstellungen werden möglichst mit wenigen Merkmalen zum Ausdruck gebracht. Diese Strebung zeigt sich z.B. im komplementären Verhältnis der ungarischen klitischen Interrogativpartikel *-e* und der interrogativen Intonation, die nur im semantisch hochspezialisierten Echo-Interrogativsatz kombiniert werden können.[10] Des Weiteren kann man in vielen Sprachen, so auch im Deutschen und im Ungarischen beobachten, dass in sog. w-Interrogativsätzen, in denen die Interrogativität eindeutig durch die Interrogativphrase ausgedrückt wird, keine interrogative Intonation benutzt wird, sondern eine neutrale fallende Melodie wie im Deklarativsatz.

Das Streben nach Konsistenz: Im Hintergrund der einzelnen Sprachlevels kann man allgemeine Ordnungsprinzipien postulieren, die verschiedene sprachliche Strukturen beeinflussen. Auf diese Weise zeichnet sich z.B. der suprasegmentale Level des Ungarischen durch einen im Vergleich mit anderen europäischen Sprachen sehr geringen Tonumfang aus. Diese Eigenschaft des Ungarischen folgt wohl in erster Linie aus den Akzentverhältnissen. Der ungarische Wortakzent ist obligatorisch initial, der Fokusakzent ist auch nicht beweglich, sondern fällt mit dem Akzent der präverbalen Fokusphrase oder des Verbs zusammen, der Akzenttyp ist dynamisch. Da also die Tonhöhenbewegung für die Markierung der Akzentstellen nicht nötig ist, neigen die Sprecher dazu, sich nur geringer Tonhöhenbewegung zu bedienen. Aus der Strebung nach Konsistenz folgt jedoch, dass die Tonhöhenbewegung nicht nur bei der Akzentmarkierung gering ist, sondern auch in der EI-Intonation, sogar auch beim Ausdruck pragmatischer Funktionen.[11]

Die Grundhypothese für die vorliegenden Forschungen besteht darin, dass die in der deutschen und der ungarischen Standardsprache beobachteten Prinzipien auch in der Geschichte des Deutschen und des Ungarischen sowie in den Kontrastsprachen nachzuweisen sind. Die Markierung der Satztypen soll in verschiedenen Sprachen und Varietäten das Ergebnis der Zusammenwirkung der vier Beschreibungslevels sein, wobei die Strebung nach Eindeutigkeit, Ökonomie und Konsistenz durch gezielte Forschungen in allen Fällen sichtbar wird. Spezifisch für jede Sprache/Varietät soll beschrieben werden, welcher Level in der Markierung eines Satztyps Vorrang hat, wie die anderen Levels dabei mitwirken

[10] Ausführlich darüber Péteri (2005a).

[11] Meine deutsch-ungarische Untersuchung hat gezeigt, dass die ungarischen Sprecher sogar die Diskurspartikel *hm* mit deutlich geringerem Tonumfang realisieren als die deutschen (vgl. Péteri 2005c).



etc. Diese idiosynchratischen Parameter lassen sich schließlich auf allgemeine typologische Merkmale der Einzelsprache sowie auf allgemeine Ordnungsprinzipien auf den einzelnen Levels zurückführen.

## 2. Merkmale des Entscheidungsinterrogativsatzes (EI) in den Untersuchungssprachen

**2.1. Der morphematische Level** wird im Türkischen betroffen, in dem die Interrogativität mit einem agglutinierenden Suffix des Verbs ausgedrückt wird. Dieses Suffix steht hinter dem Temporalsuffix und vor der Personalendung.[12]

(1) *Ali dün İstanbul'a gitti mi? / Adınızı sorabilir miyim?*[13]
Ali gestern Istanbul-nach ging INT Name-Akk frag-kann-Präs. INT-1Ps.Sg.[14]
‚Ging Ali gestern nach Istanbul?' ‚Darf ich Ihren Namen fragen?'

Die morphologische Markierung des Interrogativsatzes ist höchstwahrscheinlich eine Besonderheit der stark agglutinierenden Sprachen, in denen an einen Wortstamm mehrere Suffixe zu kleben sind und dadurch eine ziemlich breite Palette für die Kombination morphologisch markierter grammatischer Kategorien zur Verfügung steht. Unter unseren Untersuchungssprachen ist Türkisch die am stärksten agglutinierende Sprache. Finnisch und Ungarisch gehören zwar auch grundsätzlich zum agglutinierenden Sprachtypus, weisen aber infolge der langen intensiven Kontakte mit flektierenden Sprachen auch flektierende, ja sogar analytisierende Züge auf. Es ist kein Wunder, dass in diesen beiden Sprachen die Interrogativmarkierung nicht mit einem agglutinierenden Suffix, sondern mit einem Klitikum erfolgt, das als eine Zwischenstufe zwischen dem Suffix und dem Lexemwort anzusehen ist.

[12] Obwohl es nach den Regeln der türkischen Orthografie getrennt geschrieben wird, zeigen die Vokalharmonie mit dem Wortstamm sowie die nachstehenden Personalendungen eindeutig seinen Suffixcharakter. Besonders im zweiten Beispiel, in dem auch eine Personalendung folgt, ist gut zu sehen, dass das Interrogativsuffix zwischen dem Temporalsuffix *-ir* und dem Personalsuffix *-im* steht.

[13] Beispiele von Kenessey (1992).

[14] Legende zu den im Folgenden verwendeten Abkürzungen und Symbolen: INT=Interrogativmorphem oder partikel, AP =Abtönungspartikel; ART=Artikel, PRON=Pronomen. Symbole für die Intonationstypen: [\]=fallend; [/]=steigend; [/\]=steigend-fallend; [\/]=fallend-steigend.

2.2. **Kategoriale Markierung** liegt also u.a. im Finnischen und im Ungarischen vor. In beiden Sprachen wird der Interrogativsatz mit einer ans Verb gehängten klitischen Interrogativpartikel ausgedrückt. Im Finnischen ist diese Partikel das einzige Merkmal des Entscheidungsinterrogativsatzes,[15] das immer obligatorisch ist. Aus der Ökonomiestrebung folgt, dass es dementsprechend auch keine interrogative Intonation gibt: Der finnische EI weist die gleiche Intonation auf wie der Deklarativsatz:[16]

(2) *Oliko huono päivä?* [\]
War-INT schlimm Tag (‚War das ein schlimmer Tag?')

Im Ungarischen verhält sich die klitische Partikel *-e* im Allgemeinen komplementär zur interrogativen Intonation:

(3) *Jól tudsz-e teniszezni?* [\] oder *Jól tudsz teniszezni?* [/\]
gut kannst-du-INT Tennis spielen (‚Kannst du gut Tennis spielen?')

Im Ungarischen gibt es auch zwei weitere, in Interrogativsätzen häufig benutzte Partikeln: *vajon* und *ugye*. *Vajon* ist eine Abtönungspartikel, es verleiht dem Satz eine ausgeprägte pragmatische Färbung. Dementsprechend lässt es frei mit der Interrogativpartikel *-e* oder mit der interrogativen Intonation kombinieren:

(4) *Vajon jól tudsz-e teniszezni?* [\] / *Vajon jól tudsz teniszezni?* [/\]

Schwieriger ist die Partikel *ugye*, die auch eine starke positive Antworterwartung des Sprechers ausdrückt, sich jedoch komplementär zur Interrogativpartikel und -intonation verhält. Es markiert einen assertiven Interrogativsatz, mit dem der Sprecher eine Tatsache teilweise feststellt, teilweise in Frage stellt. Seine besondere Grammatikalisierungsgeschichte zeigt, dass hier ein Mischtyp vorliegt, der neuerdings sogar auch in Deklarativsätzen als Abtönungspartikel benutzt wird.[17]

In einer bestimmten Zeit, im späten Altungarischen (14.-16.Jh.), entwickelten sich mehrere weitere Interrogativpartikeln (*nemde, minem* etc., vgl. Kiss/Pusztai

[15] Sie liegt wegen der Vokalharmonie in zwei Formen vor: *-ko/-kö*. Obwohl sie mit dem Verb zusammengeschrieben wird, steht sie immer als letztes Morphem, deshalb muss sie als klitische Partikel betrachtet werden. Wenn sie ein Agglutinationssuffix wäre, sollte sie den Personalendungen vorangehen.

[16] Vgl. Iivonen (1998); Kassai/Lahti (1984).

[17] Zur Grammatikalisierung von ugye sowie zur seinem Gebrauch im heutigen Ungarisch vgl. Péteri (2002: 219f.).



2003: 492), die später verschwunden sind. Dies erklärt sich höchstwahrscheinlich damit, dass die ungarische Serialisierung in dieser Zeit eine grundsätzliche Veränderung, den Übergang von der grammatisch determinierten zur pragmatisch motivierten Wortstellung erlebte (s. Punkt 2.3), weshalb der Anspruch an einer eindeutigen kategorialen Markierung des Interrogativsatzes sehr hoch war. Der spätere Schwund dieser Interrogativpartikeln zeigt wohl auch die zunehmende Grammatikalisierung der EI-Intonation (s. Punkt 2.4).

Im heutigen Standarddeutsch gibt es keine Interrogativpartikeln. Die in Interrogativsätzen benutzbaren Abtönungspartikeln (*denn, eigentlich, etwa*, etc.) können nicht als primäre kategoriale Markierung des Interrogativsatzes betrachtet werden, weil sie zusätzlich zu Reihenfolge- und intonatorischen Merkmalen benutzt werden. Die obligatorischen Merkmale des EI sind die Serialisierung und die Intonation. Die AP verleihen der Frage verschiedene pragmatische Färbungen. Nur bei der Partikel *denn* vermutet Thurmair (1989: 167), dass diese Partikel manchmal auch ohne spezifische Semantik als Interrogativmerkmal benutzt wird. Im Althochdeutschen kamen Interrogativpartikeln vor (*innu, inu, ene, ununu* etc., vgl. Admoni 1990: 54), die dann im Späteren verschwunden sind, wahrscheinlich infolge der zunehmenden Grammatikalisierung der Verbzweit- und Verberststellung.

Partikeln können auch in russischen Interrogativsätzen benutzt werden. Sie sind einerseits Begleiter der interrogativen Intonation und dienen der Eindeutigkeit in den Fällen, in denen die intonatorischen Mittel allein nicht ausreichen, andererseits geben sie dem Interrogativsatz pragmatische Färbungen. Ihre Trennung in Interrogativ- und Abtönungspartikeln ist sehr schwierig. Die Partikel *li* verfügt über keine abtönende Funktion, die anderen (*razve, neuželi*, etc.)[18] fügen dem Satz verschiedene pragmatische Informationen zu und funktionieren eher als Abtönungspartikeln. Alle sind fakultativ und beeinflussen die intonatorische Realisierung des Satzes nicht.

Im Albanischen gibt es optionale satzeinleitende Interrogativpartikeln (*a, në* und *nësë*), die sich im Allgemeinen komplementär zur interrogativen Intonation verhalten.[19] Ich habe in den zur Verfügung stehenden Beispielen jedoch auch Ausnahmen gefunden, in denen eine Interrogativpartikel mit der interrogativen Intonation kombiniert wird. Dies hängt wohl mit dem schwächeren Grammatikalisierungsgrad der albanischen interrogativen Intonation zusammen (s. Punkt 2.4.).

**2.3. Reihenfolgemerkmale** scheinen unter unseren Untersuchungssprachen besonders im Deutschen und im Englischen relevant zu sein, obwohl EI auch in anderen Sprachen, z.B. im Ungarischen oder im Russischen häufig Verberstsätze

[18] Vgl. Švedova (1980: 387ff.).

[19] Fiedler (2003: 793).

sind. Der Satzanfang ist die natürliche Stelle des Topiks. Die Erststellung des finiten Verbs kann somit als Ausdruck der Topiklosigkeit bzw. der fehlenden Topik-Kommentar-Struktur dienen, was ja in einem Interrogativsatz den Normalfall darstellt, in einem Deklarativsatz dagegen nur als kontextbedingte Ausnahme möglich ist. Die Häufigkeit der Verberst-Strukturen in den EI bedeutet jedoch noch nicht unbedingt, dass Verberststellung in der gegebenen Sprache als grammatikalisiertes Interrogativmerkmal anzusehen ist. Dies können wir erst durch eine komplexe Analyse der EI-Markierung in der gegebenen Sprache ermitteln.

Die Wortstellung des Deutschen ist seit langem durch die Satzklammer bedingt, die auch als typologisches Merkmal des Deutschen zu betrachten ist.[20] Die Satzklammer ist jedoch unter mehreren Aspekten asymmetrisch: einerseits verfügt die linke Satzklammer über zwei grammatikalisierte Optionen, nämlich über die Verbzweit- und die Verberststellung, während ähnliche Optionen am rechten Klammerteil nicht vorhanden sind. Andererseits hat der Sprecher hinsichtlich der Durchbrechung des rechten Klammerteils aus kontextuellen, situativen etc. Gründen mehr Freiraum, während die Veränderung der linken Satzklammer zu anderen grammatischen Bedeutungen oder zur Störung der Grammatikalität führt. Drittens bildeten sich die beiden Klammerteile auch sprachgeschichtlich in unterschiedlichen Zeiten aus, der linke Teil ist eine wesentlich frühere Entwicklung. Insgesamt könnte man also sagen, das der linke Satzrand im Deutschen stärker grammatikalisiert ist als der rechte, tendenziell lässt sich vielleicht auch sagen, dass grammatische Kategorien des Satzes (darunter auch der Satztyp) eher am linken Rand markiert, während die relevanten lexikalischen Bedeutungen eher in der Satzmitte bzw. am Satzende ausgedrückt werden.

Aus unserem Aspekt ist die Entwicklung des linken Satzrandes interessant. Verberst- und Verbzweitstellung lassen sich schon im Althochdeutschen beobachten, sind jedoch noch weniger grammatikalisiert. In den Denkmälern befinden sich zahlreiche Verberst-Deklarativsätze, besonders am Textanfang oder bei einem thematischen Wechsel, um vollrhematische Sätze zu markieren, oder einfach aus rhythmischen Gründen (vgl. Admoni 1990: 70ff., Roelcke 1997: 148). Bei einigen Autoren dominiert sogar die Verbletztstellung. Entscheidungsinterrogativsätze sind zwar meistens Verberstsätze, es gibt jedoch auch hier Verbzweit- und Verbletztstrukturen. Parallel damit wurde besonders in älteren Denkmälern der interrogative Charakter mit Interrogativpartikeln zum Ausdruck gebracht (vgl. Punkt 2.2), die wegen des schwachen Grammatikalisierungsgrades der Serialisierung am Satzanfang die Eindeutigkeit sicherten. In der mittelhochdeutschen Zeit grammatikalisiert sich der linke Satzrand vollständig, parallel

[20] Vgl. ausführlich Roelcke (1997: 155ff.).



damit verschwinden die Interrogativpartikeln. Gewisse Abweichungen kann man erst in der Gegenwartssprache beobachten, diese betreffen jedoch einige besondere Textsorten (z.B. Witze), in denen die Topiklosigkeit und der vollkommentarische Charakter des Satzes mit Verberststellung zum Ausdruck gebracht wird.[21] Da diese Strukturen jedoch nur auf wenige Varietäten beschränkt sind und ihre Frequenz ziemlich niedrig ist, werden dadurch keine neuen Entwicklungstendenzen im Bereich der Markierung des Entscheidungsinterrogativsatzes motiviert. Die Disambiguierung erfolgt in diesem Fall durch die konsequente Benutzung der EI-Intonation.

Die Verberststellung ist auch im Englischen ein EI-Merkmal. Ein Lexemverb ist aber im englischen Satz in Initialstellung nicht zulässig. Deshalb wird, wenn kein anderes Hilfsverb vorhanden ist, das Auxiliar *do* benutzt (s. Quirk u.a. 2000: 806ff.). *Do* scheint aber kein kategoriales Merkmal des EI zu sein, weil es einerseits im Falle der Präsenz eines anderen Hilfsverbs nicht realisiert wird, andererseits auch in anderen Konstruktionen als allgemeines Auxiliar fungiert. Grimshaw (1995) erklärt die Struktur des englischen EI durch die idiosynchratische Hierarchie dreier allgemeiner Prinzipien. Im EI liege am Satzanfang eine Kopfposition vor,[22] die nicht leer bleiben dürfe („obligatory head"). Lexikalische Elemente seien aber im Grunde nicht bewegungsfähig („no lexikal movement"). Die lexikal-konzeptuale Struktur der Lexemwörter solle schließlich im Output erscheinen („full interpretation"). Im Englischen sei das No-lexical-movement-Prinzip stärker als das Full-interpretation-Prinzip. Deshalb werde kein Lexemverb in die leere Kopfposition bewegt, sondern wenn kein Hilfsverb vorhanden ist, das Verb *do,* ein Verb mit einer sehr allgemeinen Bedeutung, benutzt. Es werde lexikalisch entleert, seine ursprüngliche lexikalisch-konzeptuale Struktur erscheine im Satz nicht mehr. Im Deutschen hingegen sei das Full-interpretation-Prinzip stärker als das No-lexical-movement-Prinzip, deshalb entwickele sich kein Interrogativauxiliar, sondern das Lexemverb selbst werde in die leere Kopfposition bewegt. Diese theoretische Erklärung bestätigt auch, dass in beiden Sprachen, sowohl im Deutschen als auch im Englischen die Verberststellung als grammatikalisiertes Interrogativmerkmal anzusehen ist, das englische Auxiliar *do* muss als Platzhalter und nicht als kategoriales Interrogativmerkmal betrachtet werden.

[21] Umfangreiche Untersuchungen hat dazu Önnerfors (1993) gemacht. Als Muster für diese Strukturen bilden Sätze mit Topik-Ellipse. Önnerfors hat aber gezeigt, dass Verberst-Deklarativsätze neuerdings auch in Fällen vorkommen, in denen eine elliptische Interpretation nicht möglich ist.

[22] Dementsprechend gibt es in eingebetteten Interrogativsätzen keine invertierte Wortfolge, weil die Konjunktion die Kopfposition $C^0$ besetzt: *I wonder whether/if Thelma will meet Luise in the afternoon.* (vgl. Haegeman/Guéron 1999: 173ff.).

In bestimmten gesprochenen Varietäten des Finnischen lässt sich die Tendenz beobachten, dass die Interrogativität statt der klitischen Interrogativpartikel immer häufiger mit einer invertierten Wortstellung zum Ausdruck gebracht wird, was wohl die Wirkung des Kontakts des Finnischen mit germanischen Sprachen ist:

(5) *Tunnetsä sen Valdemarin?*
Kennst-du den Valdemar-Akk (‚Kennst du Valdemar?')

Da die Verberststellung in diesen Sätzen die sonst obligatorische Interrogativpartikel verdrängt, liegt hier wohl die allmähliche Grammatikalisierung des Verberst-Satztyps als ein Typ des Interrogativsatzes vor.

Im Ungarischen, Russischen und Italienischen ist die Serialisierung grammatisch weitgehend undeterminiert und erfüllt pragmatische Funktionen (Ausdruck der Topik-Kommentar-Struktur bzw. der aktuellen Gliederung). In diesen Sprachen liegt Verberststellung im EI zwar häufiger vor als im Deklarativsatz, sie ist aber kein distinktives Merkmal, weil in den beiden Satzmodi grundsätzlich die gleichen Stellungsvariationen grammatikalisch sind.

Im Ungarischen sind EI zwar häufig Verberstsätze, der interrogative Charakter wird aber sowohl in Verberstsätzen als auch in Sätzen mit anderer Reihenfolge entweder mit der Interrogativpartikel oder mit der Intonation markiert. Hinsichtlich der Serialisierung erlebte die ungarische Sprache einen typologischen Wandel. Das Urungarische[23] war höchstwahrscheinlich eine SOV-Sprache, in der die Reihenfolge wegen der morphologischen Unmarkiertheit des Akkusativobjektes[24] auch die thematischen Rollen zu markieren hatte. Da die Interrogativpartikel schon im Ugrischen vorhanden war, vermuten Sprachhistoriker, dass die Serialisierung in der Markierung des EI von Anfang an wenig oder keine Rolle spielte. Mit der Entstehung des Akkusativsuffixes am Ende der urungarischen Periode wird die Wortstellung grammatisch immer freier und bekommt die pragmatische Funktion, die aktuelle Gliederung des Satzes zu zeigen. Im Altungarischen[25] schließt sich auch die Entwicklung des voll ausgebauten nominalen Adverbialsuffixsystems ab, wodurch jede thematische Rolle mit einem nominalen Suffix, also auf morphologischer Basis markiert wird. Parallel damit wird auch die Serialisierung

23 Vor der Landnahme im Karpatenbecken im Jahr 896. Zur Periodisierung sowie zur allgemeinen Sprachentwicklung des Ungarischen s. Kiss (2003).

24 Bestimmt war mindestens das indefinite Akkusativobjekt im Urungarischen unmarkiert. Das heutige Akkusativsuffix *-t* entwickelte sich wahrscheinlich aus einem definiten Determinanten. S. dazu Kiss/Pusztai (2003: 169f.).

25 Zwischen 896 und 1526. Am Ende des Hochmittelalters verfügt aber das Ungarische bestimmt schon über ein voll ausgebautes Adverbialsuffixsystem. Vgl. Kiss/Pusztai (2003: 169ff. u. 368ff.).



grammatisch frei. Es entwickelt sich auf Grund der ursprünglichen SOV-Wortstellung eine TFV-Wortstellung: Topik-Fokus-Verb. Diese Serialisierung bestimmt die ungarische Reihenfolge bis heute. Wenn also vor dem Verb nur eine Phrase steht, oder wenn das Verb selbst in satzinitialer Position ist, wird dadurch Topiklosigkeit markiert. In ca. 20% der ungarischen Interrogativsätze ist aber ein erkennbares Topik vorhanden,[26] d.h. die Serialisierung selbst ist kein Interrogativmerkmal. Um den EI eindeutig vom Deklarativsatz unterscheiden zu können, entwickelt sich im Ungarischen ein eindeutiger interrogativer Intonationstyp.

Im Russischen ist die Serialisierung der Phrasen grammatisch auf ähnliche Weise undeterminiert und drückt in erster Linie die aktuelle Gliederung des Satzes aus, wobei die Fokusposition im russischen Satz (im Gegensatz zum Ungarischen) nicht festgelegt ist. Auch in russischen EI ist die Verberststellung zum Ausdruck der Topiklosigkeit häufig, kann aber aus ähnlichen Gründen wie im Ungarischen nicht als Interrogativmerkmal betrachtet werden.

Eine Besonderheit in beiden Sprachen besteht darin, dass sie Topikalisierung auch im EI einfach mit der Reihenfolge ausdrücken können, während dies im Deutschen und im Englischen nur mit einer periphrastischen Konstruktion, mit der sog. Herausstellung möglich ist:[27]

(6) *Ezt az embert te láttad?*[28] / *Этого человека ты видел*
Diesen ART Mann du sahst — / Diesen Mann du sahst
(7) *Diesen Mann, hast du ihn gesehen? / This man, do you see him?*

Im Italienischen kann der EI je nach aktueller Gliederung die gleichen Reihenfolgevariationen aufweisen wie der Deklarativsatz:

(8) *Potrà prendere il treno domani Gianni?*[29]
können-wird nehmen ART Zug morgen Gianni
‚Wird Gianni morgen den Zug nehmen können?'
(8') *Gianni potrà prendere il treno domani?*
*Domani potrà prendere il treno Gianni?*

Eine Besonderheit des Italienischen besteht darin, dass die Topikrolle des Objektes oder eines Adverbials auch durch eine der deutschen und der englischen ähnliche

26 Horváth/Péteri (2004).

27 Zu den periphrastischen Möglichkeiten im Deutschen vgl. Péteri (2005a).

28 Im Beispiel wird das Personalpronomen fokussiert. Im Falle der Nicht-Fokussierung wird es eliminert (pro-drop) und die vorangehende Phrase oder das Verb gerät in Fokusposition: *Ezt az embert láttad?*

29 Die Beispiele (8) und (9) stammen aus Renzi u.a. (1995: 96).

Herausstellungsstruktur verstärkt werden kann. Zwar ist die Stelle des Finitums im Italienischen grammatisch nicht festgelegt, dadurch ist auch die erste Stelle im Satz grammatisch nicht ausgezeichnet, doch kann eine herausgestellte Konstituente einerseits intonatorisch vom Restsatz abgegrenzt werden, andererseits durch die Besetzung ihrer Position mit einem Prowort:

(9) *Il treno, Gianni potrà prenderlo domani?*
ART Zug, Gianni können-wird nehmen-PRO morgen
‚Den Zug, wird Gianni ihn morgen nehmen können?'
*A Milano, ci sei già stato molte volte?*
In Mailand, dort bist-du schon gewesen mehrmals
‚In Mailand, warst du dort schon mehrmals?'

Im Albanischen ist die Serialisierung auch kein satzmodusrelevantes Merkmal, jedoch aus anderen Gründen. Die albanische Wortstellung ist grammatisch nicht vollkommen frei. Aus der Fachliteratur konnte ich entnehmen, dass Albanisch eine SVO-Sprache ist, im markierten Fall sind jedoch auch andere Wortstellungen möglich (vgl. Fiedler 2003: 792). Der EI weist die gleiche Serialisierung wie der Deklarativsatz auf. Auf Grund der Satz- und Textbeispiele in einem albanischen Lehrbuch (Schütz 2002) vermute ich, dass die Zweitstellung des Verbs im Albanischen ziemlich stabil ist, und zwar in allen Satztypen. Dies erklärt sich vielleicht mit dem außerordentlichen Reichtum des Formsystems des albanischen Verbs. Die feste Position des Verbs im Satz erleichtert die Orientierung. Das Akkusativobjekt ist manchmal morphologisch markiert, in diesen Fällen kann es satzinitial stehen, oft fällt es jedoch formal mit dem Subjekt überein, in diesem Fall ist die SVO-Stellung verbindlich. Im Albanischen ist die Pro-drop-Struktur optional. Verberststellung ist typischerweise in Pro-drop-Strukturen vorhanden, diese sind also als elliptisch zu erklären:

(10) - *Ju jeni afarist?* - *Jam afarist.*
Ihr seid Geschäftsmann Bin Geschäftsmann
‚- Sind Sie Geschäftsmann? - Ja, ich bin Geschäftsmann'[30]

Insgesamt ist also die Verbposition im Albanischen grammatisch festgelegt, und zwar unabhängig vom Satztyp. Interrogativität wird teilweise kategorial, teilweise intonatorisch markiert.

[30] Die siezende Form ist im Albanischen Plural 2. Person.



**2.4. Intonatorische Markierung** spielt außer dem Finnischen in allen unseren Untersuchungssprachen eine Rolle, jedoch auf verschiedene Weise. Äußerst kompliziert ist die Frage, welche Komponenten der Satzintonation als grammatikalisierte Merkmale des EI betrachtet werden. Die Intonation, verstanden als Verlauf der Grundfrequenz (dessen auditives Korrelat die Veränderung der Tonhöhe des Sprechers ist), kann grundsätzlich niedrig oder hoch bzw. fallend oder steigend sein.[31] Eine Intonationskontur setzt sich u.U. aus mehreren steigenden und fallenden Strecken zusammen. Durch die Erhöhung der Tonhöhe wird eine Sprechsilbe von ihrer Umgebung hervorgehoben und bekommt dadurch Prominenz. Wenn der steigende Verlauf am Äußerungsende steht, wird die ganze Äußerung mit einem hohen Ende abgeschlossen, womit wahrscheinlich sprachunabhängig Offenheit bzw. weiterführender Charakter assoziiert wird. Da Fragen eo ipso eine offene Struktur haben, indem sie eine ergänzungsbedürftige Wissenslücke des Sprechers signalisieren, hat sich in vielen Sprachen der Welt die steigende Intonation bzw. der hohe Grenzton am Satzende als interrogatives Merkmal grammatikalisiert. Eine steigende interrogative Intonation liegt unter unseren Untersuchungssprachen im Deutschen, Englischen, Italienischen und Albanischen vor. Im Deutschen und im Englischen ist sie ein ergänzendes Interrogativmerkmal neben der Verberststellung, doch ist sie in manchen Fällen überhaupt nicht redundant (vgl. Punkt 2.3.). Im Finnischen hat sich wohl wegen des obligatorischen Charakters der Interrogativpartikel keine besondere Interrogativintonation entwickelt. Besonders interessant ist die Interrogativintonation im Ungarischen und Russischen.[32]

Der ungarische EI-Intonationstyp ist steigend-fallend und unterscheidet sich dadurch vom steigenden Typ, der die pragmatische Offenheit in verschiedenen Satztypen markieren kann. Die Tonhöhe steigt an der vorletzten Sprechsilbe, an der letzten ist sie fallend. Ladd (1996: 118) äußert sich gerade unter Berücksichtigung der ungarischen EI-Intonation wie folgt:

> If we simply say that questions universally have high or rising pitch at or near the end of the utterance, then Hungarian question intonation could be [...] treated as evidence for the universal nature of question intonation.

Ich vertrete die Meinung, dass der steigende Charakter der Intonation ein gemeinsames Merkmal der EI-Intonation in allen Untersuchungssprachen ist.

[31] Vgl. Ladd (1996). Er führt alle Intonationsmuster natürlicher Sprachen auf die Dichotomie niedrig/hoch bzw. fallend/steigend zurück. Schließlich sind gerade diese beiden Werte bzw. Verläufe der Grundfrequenz für den Hörer eindeutig zu identifizieren. Die einzelnen phonetischen Realisierungen können große Unterschiede aufweisen.

[32] Über die türkische Satzintonation haben wir bisher keine Angaben.

Phonetisch wird dieser steigende Charakter jedoch aus Gründen idiosynchratischer Entwicklung in den Einzelsprachen auf unterschiedliche Weise realisiert. Die ungarische EI-Intonation, die am Satzende zwar niedriger ist als am Satzanfang, deshalb scheinbar zum fallenden Typ gerechnet werden müsste, stellt in der Tat doch eine besondere Variante der steigenden Intonation dar. Dies zeigen vor allem einsilbige Realisierungen, die obligatorisch mit steigender Intonation realisiert sind, damit sie sich eindeutig vom Deklarativsatz unterscheiden:

(11) *Te?* [/] vs. *Te.* [\]
,Du?' ,Du.'

Andererseits liegt die steigende Strecke an einer Silbe, die i.A. über keine Prominenz verfügt.[33] Da also keine andere Motivation für eine Tonhöhenveränderung vorliegt, ist die hohe Realisierung dieser Silbe besonders auffällig. Ich meine, dass Hörer diese Intonation intuitiv als eine Unterart der steigenden Intonation wahrnehmen, auch wenn die Tonhöhe an der letzten Sprechsilbe fällt.

Im Russischen ist der Wortakzent beweglich, die Wortakzentstelle kann bedeutungsunterscheidend sein. Die Wortstellung ist frei, der Fokusakzent hebt sich von der Umgebung sehr stark ab. Insgesamt operieren russische Sprecher wohl deshalb mit einem ziemlich großen Tonumfang, die Tonhöhe verfügt also in der Markierung der Akzentstellen eine bedeutende Rolle. Da die Intonation in erster Linie für die Markierung der Akzentstellen verantwortlich ist, geschieht die intonatorische Markierung der Entscheidungsinterrogativsätze auf eine besondere Weise. In der russischen Akademiegrammatik (Švedova 1980: 97ff.) werden sieben Intonationskonstruktionen unterschieden. Die erste ist die Defaultintonation des Deklarativsatzes, die zweite wird in erster Linie in w-Interrogativsätzen, die dritte in Entscheidungsinterrogativsätzen benutzt. Sie unterscheiden sich jedoch nach der Beschreibung kaum voneinander. In allen drei gebe es einen intonatorischen Gipfel auf der Fokussilbe, vor dieser Silbe realisiere der Sprecher einen mittleren Ton, danach sei der Ton fallend. Der Unterschied bestehe nur darin, dass der Ton in der ersten und zweiten Konstruktion auf der Fokussilbe fallend, in der dritten Konstruktion steigend ist:

(12) 1. Intonationskonstruktion (Deklarativsatz): —_

3. Intonationskonstruktion (EI): —/_

[33] Gósy/Terken (1993) untersuchen Realisierungen, in denen die vorletzte Silbe einen Akzent hatte. In diesem Fall werden ergänzende phonetische Merkmale benutzt, den EI vom Deklarativsatz zu unterscheiden.



So einen feinen Unterschied können höchstwahrscheinlich nur sehr geschulte Sprecher und nur in öffentlichen Situationen konsequent ausdrücken. Vielmehr plädiere ich dafür, dass sich die russische EI-Intonation auch durch ihren grundsätzlich steigenden Charakter auszeichnet, der aber in verschiedenen phonetischen Distributionen (vor allem abhängig von der Fokusakzentstelle) unterschiedlich zutage tritt. Am eindeutigsten ist er in den einsilbigen Realisierungen, in denen der interrogative Charakter mit steigender, der deklarative mit fallender Intonation markiert wird. Eindeutig steigend ist der Intonationsschluss weiterhin auch in den Sätzen, in denen der Fokusakzent auf die Endsilbe fällt, oder auch wenn der Fokusakzent auf die vorletzte Silbe fällt und die Endsilbe einen Reduktionsvokal hat. Im letzten Fall neigen die Sprecher nach meinen Beobachtungen in Interrogativsätzen eher zur Eliminierung des Reduktionsvokals, während in Deklarativsätzen dieser meistens ausgesprochen wird:

(13) *Ты* [\] vs. *Ты?* [/]
,Du.' ,Du?'
*Он поёт.* [\] vs. *Он поёт?* [/]
,Er singt.' ,Singt er?'
*Вы знакомы.* [\] vs. *Вы знаком(ы)?* [/]
,Ihr seid/Sie sind Bekannte.' ,Seid ihr/Sind Sie Bekannte?'[34]

In den Fällen, in denen die Fokusakzentstelle am Satzanfang oder in der Satzmitte steht, ist der Intonationsschluss fallend. Nach meinen Untersuchungen anhand der Tonbeispiele in Brizgunova (1983) zeichnet sich der EI in diesem Fall durch den größeren Tonumfang aus, d.h. der hohe Ton auf der Fokussilbe ist viel ausgeprägter als im Deklarativsatz. Dadurch hat der Hörer den Eindruck, einen im Grunde steigenden Intonationstyp gehört zu haben, auch wenn der Ton am Satzende letztlich fällt. Bei steigenden Realisierungen war der Tonumfang im Interrogativsatz der gleiche oder sogar kleiner als im Deklarativsatz.[35]

Während sich die Interrogativpartikel im Ungarischen zur EI-Intonation komplementär verhält, die beiden also infolge der Sterbung nach Ökonomie im unmarkierten EI einander ausschließen, beeinflussen die russischen Interrogativ-

[34] Die Fokusakzentsilbe wird mit Fettdruck markiert, der eliminierte Reduktionsvokal eingeklammert.

[35] Das Durchschnittsintervall, d.h. das Quotient des höchsten und des niedrigsten Frequenzwertes lag in meinen Tonmustern in Deklarativsätzen sowie in Interrogativsätzen mit steigendem intonatorischen Schluss etwa bei 2, in Interrogativsätzen mit fallendem Intonationsschluss etwa bei 2,8. D.h. der steigende Charakter der Intonation wird in diesen Fällen dadurch ausgedrückt, dass der höchste Punkt, wenn er sich nicht am Satzende befindet, deutlich höher realisiert wird als üblich.

partikeln die intonatorische Realisierung nicht, sondern werden zur Verdeutlichung oder zu weiteren pragmatischen Differenzierungen zusätzlich benutzt. Im Ungarischen handelt es sich also um zwei gleichrangige EI-Merkmale, während das Hauptmerkmal im Russischen die EI-Intonation ist und die Partikeln sekundäre Merkmale sind. Dies erklärt sich damit, dass während sich die ungarische EI-Intonation qualitativ von allen anderen konventionalisierten Intonationstypen unterscheidet, die russische EI-Intonation in bestimmten phonetischen Distributionen nur quantitative Unterschiede mit der Intonation des Deklarativsatzes aufweist.

Im Italienischen ist die interrogative Intonation das einzige Merkmal des EI. Laut Renzi (1995: 94f.) ist die interrogative Intonation am Verb stark steigend, im Restsatz wird die erreichte Tonhöhe gehalten. Die steigende Strecke kann sich abhängig von der Skopusdomäne der Frage bzw. von Fokussierungsverhältnissen noch auf weitere Konstituenten hinter dem Verb erstrecken. So kann der Satz (14) mit zwei Intonationskonturen realisiert werden (die jedoch zum gleichen Typ angehören):

(14) *Viene Giacomo?* Typ a): Typ b):
Kommt Giacomo?

Mit dem Typ a) wird gefragt, ob Giacomo kommt oder nicht, mit dem Typ b), ob Giacomo kommt, oder jemand anderer. Als distinktives Merkmal der EI-Intonation im Gegensatz zu anderen steigenden intonatorischen Schlüssen scheint jedoch der obligatorische Anfang der steigenden Strecke am Verb zu sein.

Das Verhältnis der Intonation zu Interrogativpartikeln ist im Albanischen weniger konventionalisiert als in den anderen Untersuchungssprachen. Tendenziell werden die uneingeleiteten EI mit steigendem, die mit einer Interrogativpartikel eingeleiteten mit fallendem intonatorischen Schluss realisiert:

(14) *Nuk janë të bukur?* [/][36]
nicht sind-sie ART schön
‚Sind sie nicht schön?'
*A keni ndonjë film shqiptar këtë javë?* [\]
INT habt-Ihr irgendeinen Film albanisch diese Woche
‚Haben Sie diese Woche irgendeinen albanischen Film?'

[36] Die Beispiele stammen aus Beispieldialogen aus dem Lehrbuch von Schütz (2002) bzw. von der beigelegten Tonkassette. Sie wurden mit dem phonetischen Analyseprogramm PRAAT ausgewertet.



Ich habe jedoch in den Tondokumenten auch eingeleitete EI mit steigender Intonation gefunden:

(15) *A mund ti shoh?* [/]
INT kann-ich es sehen

Insgesamt scheint das ganze Intonationssystem des Albanischen weniger konventionalisiert zu sein als das der anderen Untersuchungssprachen. Dies zeigt sich außer der optionalen Verwendung bestimmter Intonationsmuster auch darin, dass sich die Sprecher häufig sehr unterschiedlicher Intervalle bedienen. In den anderen Untersuchungssprachen benutzen die Sprecher ziemlich konsequent ein idiosynchratisch festgelegtes Intervall. Dies ist im Ungarischen am geringsten, im Deutschen beträgt einen mittleren Wert, im Russischen deutlich größer. Im Albanischen ist das Intervall der einzelnen Sprecher so divergierend, dass die Berechnung eines Mittelwertes wenig Sinn hat.[37] Dies korreliert auch mit der allgemeinen Beobachtung, dass die albanische Sprache weniger einheitlich ist als die anderen Untersuchungssprachen. Über eine kodifizierte Standardsprache kann erst seit 1972 die Rede sein, das albanische Sprachgebiet ist in zahlreiche kleine Dialektgebiete gegliedert[38] und für individuelle Unterschiede scheint Albanisch einen wesentlich größeren Freiraum zu geben. Deshalb ist auch das System der Satztypen weniger konventionalisiert, die im Punkt 1. erwähnten allgemeinen Strebungen der Sprache ließen sich auf idiolektaler Ebene vielleicht besser bemerken als auf der Ebene der Standardsprache.

[37] Im Falle des Deutschen und des Ungarischen ergeben sich diese Werte aus einer umfangreichen Untersuchung (mehr darüber in Péteri 2005), im Falle der Kontrastsprachen aus der Auswertung der Tondokumente ausgewählter Sprachlehrbücher. Außer den Mittelwerten kann auch die sog. Standardabweichung, die durchschnittliche Entfernung der einzelnen Werte vom Mittelwert errechnet werden. Er gibt gute Auskunft über den Grad der Konventionalisiertheit bestimmter Intonationstypen. Die detaillierte Darstellung meiner statistischen Berechnungen würde die Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Es hat sich jedoch deutlich herausgestellt, dass die Intonation im neutralen Deklarativsatz und im EI in den meisten Sprachen hochkonventionalisiert ist. Im Albanischen gibt es jedoch große individuelle Unterschiede teilweise zwischen einzelnen Sprechern, teilweise auch zwischen einzelnen Realisierungen des gleichen Sprechers.

[38] Vgl. Fiedler (2003).

## 3. Fazit

In den untersuchten Sprachen haben wir Interrogativmerkmale auf allen vier Levels gefunden. Die Beteiligung der vier Levels hängt eng mit den typologischen Merkmalen der Sprachen zusammen. Der morphematische Level war im Türkischen, in der am stärksten agglutinierenden Sprache, betroffen. Klitika werden im Finnischen und im Ungarischen benutzt, in den beiden anderen agglutinierenden Sprachen, die jedoch starke flektierende, sogar gewisse analytisierende Tendenzen aufweisen. Reihenfolgemerkmale sind primäre Merkmale des Interrogativsatzes im Deutschen und im Englischen, in den beiden am stärksten analytisierenden Sprachen, in denen die Serialisierung auch sonst grammatisch determiniert ist. Die intonatorische Markierung ist das primäre EI-Merkmal im Russischen und das einzige im Italienischen, in den Sprachen, in denen die Intonation unter den untersuchten Sprachen auch sonst die größte Rolle spielt.

Weiterhin kann man eine gewisse Hierarchie der Merkmaltypen beobachten. Die kategoriale Markierung scheint unter den möglichen Markierungen am eindeutigsten zu sein. Kategoriale EI-Merkmale sind entweder alleinige EI-Merkmale im Sprachsystem (wie im Finnischen), oder verhalten sich zu den anderen EI-Merkmalen komplementär (wie im Ungarischen). Reihenfolgemerkmale sind weniger eindeutig, da die Reihenfolge außer der Satztypmarkierung wahrscheinlich sprachunabhängig auch die Funktion der aktuellen Gliederung übernimmt. Eine interrogative Wortstellung ist in der Regel kein alleiniges Interrogativmerkmal, sondern wird durch die interrogative Intonation begleitet. Die Intonation scheint schließlich das am wenigsten eindeutige Satztypmerkmal zu sein, da sie in erster Linie pragmatische Funktionen übernimmt und ihre Realisierung in hohem Maße von den Akzentverhältnissen und der Fokussierung abhängt. Wahrscheinlich ist der suprasegmentale Level weiterhin am stärksten durch varietätenspezifische, sogar durch idiolektale Unterschiede betroffen (wie dies im Albanischen am eindeutigsten sichtbar ist). Dementsprechend wird die intonatorische Markierung häufig nur als begleitendes Merkmal benutzt. Wenn der EI nur intonatorisch markiert wird, und wenn in der gegebenen phonetischen Distribution der qualitative Unterschied zu anderen Intonationstypen nicht eindeutig genug ist, benutzen Sprecher ein ergänzendes quantitatives Merkmal, und zwar einen eindeutig größeren Tonumfang als in anderen Satztypen.

Vor diesem Hintergrund der potenziell möglichen Arten der EI-Markierung kann das Deutsche als eine regelmäßige Sprache mit einer primären Reihenfolgemarkierung und einer ergänzenden intonatorischen Markierung eingestuft werden. Diese Interrogativmarkierung verfestigte sich im Deutschen schon relativ früh, am Ende der althochdeutschen bzw. in der mittelhochdeutschen Zeit und scheint auch in der Gegenwartssprache ziemlich stabil zu sein. Kontext- und situationsbedingte Ausnahmen sind mit der sprachlichen Vielfalt zu erklären, zeigen aber keine neuen Entwicklungstendenzen an.



Die EI-Markierung des Ungarischen ist vor dem skizzierten Hintergrund eher als außerordentlich einzustufen, und zwar dadurch, dass sich im Ungarischen zur Markierung des EI eine eindeutige, von allen anderen Intonationstypen unterschiedliche Intonation entwickelte, obwohl Ungarisch unter den untersuchten Sprachen am wenigsten musikalisch ist und die Intonation sonst eine eher untergeordnete Rolle spielt. Der Bedarf an einer Interrogativintonation hängt wohl mit der Entwicklung der Serialisierung zusammen, indem sich im Altungarischen eine grammatisch undeterminierte, pragmatisch aber hochdeterminierte Wortstellung entwickelte, die nicht fähig war, die Funktion der EI-Markierung zu übernehmen.

Der skizzierte Forschungsansatz weist natürlich noch viele offene Fragen auf, die durch systematische Forschungen schrittweise beantwortet werden müssen. Mit dem vorliegenden Werkstattbericht wollte ich den Stand unserer Forschungen zeigen und keine abgeschlossenen Antworten geben.

**Literatur**


Admoni, Vladimir (1990): Historische Syntax des Deutschen. Tübingen: Niemeyer.

Altmann, Hans (1993): Satzmodus. In: Jacobs, J. et al. (Hg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbbd. Berlin, New York: Walter de Gruyter (HSK; 9.1), 1006-1029.

Brizgunova (1983): Брызгунова, Е. А.: Звуки и интонация русской речи [Laute und Intonation in der russischen Rede]. Москва: Издательство „Русский язык".

Fiedler, Wilfried (2003): Albanisch. In: Roelcke (2003) 749-797.

Gósy, Mária/ Terken, Jacques (1994): Question marking in Hungarian: Timing and height of pitch peaks. In: Journal of Phonetics 22. 269-281.

Haegeman, Liliane/ Guéron, Jacqueline (1999): English Grammar. A generative Perspective. Oxford et al.: BlackwellPublishing (Blackwell textbooks in linguistics 14).

Horváth, Katalin (2003): Aufforderungssatztypen vom Mittelhochdeutschen bis zum frühen Neuhochdeutschen – eine Fallstudie. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 249-265.

Horváth, Katalin/ Péteri, Attila (2004): Das Satzmodussystem im Deutschen und im Ungarischen. Zum Abschluss eines Forschungsprojektes. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 185-220.

Iivonen, Antii (1998): Intonation in Finnish. In: Hirst, D./ Di Cristo, A. (Hg.): Intonation Systems: A Survey of Twenty Languages. Cambridge: Cambridge University Press, 301-327.

Kassai, Ilona/ Lahti, Lea-Liisa (1984): Különbségek vagy hasonlóságok? A magyar és a finn intonáció összevetése [Unterschiede oder Ähnlichkeiten? Vergleich der ungarischen und der finnischen Intonation]. In: Magyar fonetikai füzetek 13, 137-152.

Kenessey, Mária (1992): Török nyelvtan és társalgás [Türkische Grammatik und Konversation]. Budapest: Aqua.

Kiss, Jenő (2003): Ungarisch. In: Roelcke (2003), 905-918.

Kiss, Jenő/ Pusztai, Ferenc (Hg.) (2003): Magyar nyelvtörténet [Ungarische Sprachgeschichte]. Budapest: Osiris.

König, Ekkehard (1996): Kontrastive Grammatik und Typologie. In: Lang/ Zifonun (1996), 32-54.
Ladd, Robert D. (1996): Intonational phonology. Cambridge: Cambridge University Press.
Lang, Ewald (1996): Das Deutsche im typologischen Spektrum. In: Lang/ Zifonun (1996), 7-15.
Lang, Ewald/ Zifonun, Gisela (1996): Deutsch – typologisch. Berlin, New York: de Gruyter.
Önnerfors, Olaf (1993): Über narrative Verb-erst-Deklarativsätze im Deutschen. Lund: Germanistisches Institut der Universität Lund (Sprache & Pragmatik 31).
Péteri, Attila (2002): Abtönungspartikeln im deutsch-ungarischen Sprachvergleich. Budapest: ELTE (Asteriskos 5).
Péteri, Attila (2005a): Satzmodi und satzmodusrelevante Merkmale im Deutschen und im Ungarischen. In: Szigeti, I. (Hg.): Junge Germanisten aus Ungarn stellen sich vor. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 165-176.
Péteri, Attila (2005b): Mondattípus és mondatmodalitás a német és a magyar nyelvben. Beszámoló egy kutatási projektről [Satztypen und Satzmodalität im Deutschen und im Ungarischen. Bericht über ein Forschungsprojekt]. In: Magyar Nyelvőr 129/2, 218-235.
Péteri Attila (2005c): Intonation und Prosodie an der Schnittstelle zwischen Grammatik und Pragmatik. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 203-226.
Quirk, Randolph (2000): A comprehensive grammar of the English language. London u.a.: Longmann.
Renzi, Lorenzo et al. (1995): Grande grammatica italiana di consultazione. III. Tipi di frasi, deissi, formazione delle parole. Bologna: il Mulino.
Roelcke, Thorsten (1997): Sprachtypologie des Deutschen. Historische, regionale und funktionale Variation. Berlin, New York: de Gruyter.
Roelcke, Thorsten (Hg.) (2003): Variationstypologie. Variation Typology. Ein sprachtypologisches Handbuch der europäischen Sprachen in Geschichte und Gegenwart. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
Sadock, Jerrold M./ Zwicky, Arnold M. (1985): Speech act distinctions in syntax. In: Shopen, T. (Hg.): Language typology and syntactic description. Bd. 1. Clause structure. Cambridge: Cambridge UP, 155-196.
Schütz, István (2002): Albán nyelvkönyv [Albanisches Lehrbuch]. Budapest: Balassi.
Švedova (1980): Шведова, Н. Ю.: Русская грамматика. Том II. Синтаксис [Russische Grammatik. Bd. II. Syntax]. Москва: Издательство Наука.
Thurmair, Maria (1989): Modalpartikeln und ihre Kombinationen. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 223).
Zifonun, Gisela (2001): Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. In: http://www.ids-mannheim.de/gra/texte/zif1.pdf.
Zifonun, Gisela (2002): Neue Wege in der vergleichenden Grammatikschreibung. In: http://www.ids-mannheim.de/gra/texte/zif2.pdf.
Zifonun, Gisela (2004): Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich: „Das Pronomen. Teil III: Possessivpronomen". In: http://www.ids-mannheim.de/gra/texte/zif9.pdf.
Zifonun, Gisela (o.J.): Plural und Pluralität im Sprachvergleich, insbesondere zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen. In: http://www.ids-mannheim.de/gra/texte/zif10.pdf.



*György Scheibl (Szeged)*

# Über Numerus und Pluralflexion im Deutschen

## 1. Einleitung

Im folgenden Beitrag geht es um gewisse Aspekte des nominalen Numerus und die Rolle der Pluralflexion im Numerussystem des Deutschen. Es werden Aussagen, Generalisierungen und Regeln präsentiert, die auf Daten des Deutschen basieren und speziell für das Deutsche formuliert werden. Trotzdem erfolgt die Analyse auf eine Weise, die in einer einzelsprachlichen Beschreibung des Phänomens eher ungewohnt sein dürfte. Ich versuche nämlich, die Numerusproblematik aus sprachtypologischer Sicht anzugehen und die funktionalen bzw. formalen Aspekte des Numerus im Deutschen in einer typologischen Numeruslandschaft anzusiedeln. Aus Platzgründen wird allerdings auf die Datenpräsentation anderer Sprachen verzichtet, sodass das Aufzeigen der typologischen Möglichkeiten meist implizit bleibt.

Zunächst differenziere ich zwei Numerusbegriffe: den Kernnumerus und den Begleiternumerus. Anschließend konzentriere ich mich auf die funktionalen und formalen Aspekte des Kernnumerus, wobei ich in erster Linie auf die Pluralflexion als Identifikator des Kernnumerus näher eingehe. Schließlich diskutiere ich vier sprachtypologisch relevante Spezifika der Pluralflexion: die Nicht-Arbitrarität, die Markiertheit, die Polyfunktionalität und die Idealisiertheit.

## 2. Numerussensitive und numerustragende Kategorien

*Numerus* ist eine der häufigsten Flexionskategorisierungen der Sprachen. Aus seiner Vielfältigkeit folgt, dass sprachspezifisch unterschiedliche Wortarten numerussensitiv sein können und es auch innerhalb einer Sprache Unterschiede zwischen den numerussensitiven Kategorien in ihrer Interaktion mit dem Numerus geben kann.

Als Kategorisierung tritt der Numerus im Deutschen primär bei Nomina, Pronomina und Verben auf. Sie werden im Folgenden als *numerussensitive* Kategorien bezeichnet. Da aber der nominale, pronominale und verbale Numerus nicht ausschließlich an diesen numerussensitiven Wortklassen markiert wird, ist es sinnvoll, zwischen numerussensitiven und numerustragenden Kategorien zu unterscheiden. Der Numerus des Nomens kann beispielsweise am Nomen selbst, aber auch an anderen Konstituenten der NP sowie an Verben oder Pronomina markiert sein. Diese Elemente gelten dementsprechend als numerustragende

Kategorien des Nomens. Ähnlich treten Verben und Adverbien als *numerustragende* Kategorien des Verbs, Pronomina und Verben als numerustragende Kategorien des Pronomens auf.

In diesem Beitrag möchte ich mich mit einigen Aspekten des nominalen Numerus im Deutschen befassen; auf den verbalen bzw. pronominalen Numerus werde ich nur durch ihre Kontrastierung mit dem nominalen Numerus hinweisen.

Der nominale Numerus im Deutschen ähnelt dem verbalen Numerus u.a. in der Anwendung von Numeralien zum Ausdruck der Pluralität (*drei Männer* vs. *dreimal essen*), er unterscheidet sich aber vom verbalen Numerus durch die folgenden Züge:

• Die Markierung des nominalen Numerus am Nomen selbst gilt als Normalfall. Sie erfolgt durch die Pluralflexion wie in *Männer*. D.h. das Nomen ist gleichzeitig eine numerussensitive und eine numerustragende Kategorie. Der verbale Numerus kann aber am Verb nur beschränkt, und auch dann nicht flexematisch markiert werden. Man beachte, dass die verbalen Personalendungen den Numerus des (pro)nominalen Subjekts und nicht den des Verbs markieren. Beim Verb kommen höchstens Verbpräfixe oder sonstige Wortbildungsmorpheme als Numerusträger in Frage wie in (1):

(1) kauen/wiederkäuen, stehen/herumstehen, krank sein/kränkeln

• Der nominale Numerus kann *auch* durch syntaktische Mittel markiert werden, vgl. (2), der verbale Numerus kann dagegen – abgesehen von den Derivata in (1) – *ausschließlich* durch syntaktische Mittel ausgedrückt werden, vgl. (3).

(2) drei Männer/viele Männer/Adam und Alexander
(3) Adam kochte oft/dreimal/mehrere Male Fischsuppe.

• Der nominale Numerus wird als Ausdruck eines Quantitätsverhältnisses nach der Distinktion EINES (Singular) – MEHR ALS 1 (Plural) gedeutet. Der verbale Numerus (häufig auch *verbale Quantifikation* genannt) wird eher als Ausdruck der verbalen Aktionsarten u.Ä. verstanden: ITERATIVITÄT, HABITUALITÄT, DISTRIBUTIVITÄT, KOLLEKTIVITÄT. Zu einer systematischen Darstellung des verbalen Numerus vgl. Lasersohn (1995) und Landman (1996). Gil (1993) gibt einen Überblick über die Parallelen zwischen der nominalen und der verbalen Quantifikation.

Noch interessanter ist die Gegenüberstellung von Nomina und Pronomina. Dass die Pronomina eine besonders ausgeprägte numerussensitive Kategorie darstellen, sieht man auch daran, dass die Universalität des Numerus nur auf die Pronomina bezogen formuliert werden kann, vgl. Universale 42 von Greenberg (1963).

(4) Numerus ist universal – mindestens bei den Pronomina.



Der Sonderstatus der Pronomina ergibt sich daraus, dass sie (im Deutschen) die in höchstem Maße im Numerussystem involvierte Wortklasse sind. Pronomina übertreffen in dieser Hinsicht sogar die Nomina, bei denen sich im Deutschen hinsichtlich der Numerussensitivität nicht alle Klassen gleichermaßen verhalten: Individuativa *(Mann)* haben einen Singular und einen Plural, während z.B. Massennomina *(Wasser)* außerhalb der Numerusdichotomie stehen, obwohl sie normalerweise als Singularform kodiert werden.

Pronomina verfügen über eine ziemlich eigene Numerussemantik und haben typologisch gesehen nur wenig Ähnlichkeiten mit dem Numerus des Nomens:

• Pronomina haben im Gegensatz zu Nomina spezielle pluralische Bedeutungen. Das pluralische Personalpronomen *wir* hat beispielsweise die folgenden Interpretationen: (i) mehrere Sprecher, (ii) 1. Person + 2. Person (inklusive Deutung), (iii) 1. Person + 3. Person (exklusive Deutung), (iv) 1. Person + 2. Person + 3. Person (allgemein inklusive Deutung). Eine sprachtypologische Beschreibung der Numerusdeutungen bei Pronomina gibt Cysouw (2003).

• Für ihre Deutungsvielfalt ist aber die Numerusmarkierung bei Pronomina (auch) im Deutschen viel beschränkter als bei Nomina. Im Gegensatz zu Nomina können sie nicht durch Numeralien erweitert werden und haben statt einer Flexionsmarkierung nur suppletive (ersetzende) Formen: *ich* (SG) vs. *wir* (PL).

## 3. Kernnumerus und Begleiternumerus des Nomens

Das Nomen hat im Deutschen vier mögliche numerustragende Kategorien: (i) das Nomen selber, (ii) weitere NP-Konstituenten in der N-Projektion, (iii) Verben und (iv) Pronomina. (5) zeigt ein gemeinsames Auftreten von (i)–(iv):

(5) Nur *drei* Männer konnten erzählen, was *sie* gesehen hatten.

Gemeinsam an diesen vier Kategorien ist, dass sie zur Markierung des nominalen Numerus dienen: An ihnen kann der Numerus des Nomens *Mann* identifiziert werden. Doch andererseits sind sie recht unterschiedlich. Der auffallendste Unterschied ist vielleicht ihre syntaktische Nähe zum numerussensitiven Nomen *Mann*. Dabei ist das Pluralflexiv der nomennächste Marker, gefolgt vom Numerale *drei*, das wortextern, aber innerhalb der NP platziert ist. Die pluralische Personalendung am Verb *konnten* ist bereits außerhalb der NP, aber im selben Satz lokalisiert, der entfernteste Marker schließlich ist die Pluralmarkierung durch ein anaphorisches Pronomen im darauf folgenden Satz. Aufgrund ihrer syntaktischen Nähe/Distanz und der daraus abzuleitenden weiteren Unterschiede bietet sich die Einteilung dieser numerustragenden Kategorien in zwei Gruppen an. Deshalb möchte ich im Folgenden beim Nomen zwei Numerusbegriffe unterscheiden: einen *Kernnumerus* und einen *Begleiternumerus*.[1]

**Der Kernnumerus des Nomens** kann durch die folgenden Eigenschaften charakterisiert werden:

- Er ist der NP-intern identifizierbare Numerus des Nomens.
- Daher ist er am Nomen selbst oder an anderen NP-Konstituenten (Artikeln, Numeralien oder Quasi-Numeralien, d.h. numeraleähnlichen Elementen) markiert.
- Der Kernnumerus ist grundsätzlich **formal** zu definieren, denn die Domäne, wo diese Art der nominalen Numerusmarkierung erfolgt, ist im Skopus von diversen formalen Regeln: Es bestehen verschiedenartige Rektionsverhältnisse und formale Kongruenz zwischen den erwähnten NP-Konstituenten. So liegt bei drei *Männer* Numerusrektion zwischen dem Numerale und dem Nomen, bei *die Männer* (formale) Numeruskongruenz zwischen dem Artikel und dem Nomen vor.
- Die Numerusmarkierung erfolgt morphologisch, d.h. wortintern, oder syntaktisch, d.h. wortextern. Die morphologische Markierung versteht sich als **Numerusflexion,** im Deutschen als Pluralflexion.[2] Zur syntaktischen Markierung können Sprachen die **Konjunktion** *und* oder sog. **Numeruswörter** einsetzen. Zu diesen letzteren gehören im Deutschen (i) der Artikel/das Numerale *ein* als Singularwort und (ii) die Numeralien *(zwei, drei ...)* und die Quasi-Numeralien *(einige, viele)* als Pluralwörter.
- Die Bestimmung des Kernnumerus erfolgt mit Hilfe der Pluralflexion und der Pluralwörter: Ist mindestens eines von ihnen anwesend, gilt das Nomen/die NP als pluralisch, andernfalls als singularisch.
- Pluralwörter und *und* erfüllen eine in vieler Hinsicht ähnliche grammatische Funktion wie die Pluralflexion, vgl. die angeführten drei Eigenschaften in Tabelle 1 und die Diskussion in Scheibl (2007). Sie zeugen zwar vom isolierenden Charakter der Sprache, sprachtypologische Untersuchungen zeigen aber, dass sie nicht nur in Sprachen ohne Numerusmorphologie vorzufinden sind. Man vergleiche z.B. *három férfi* ('drei Männer') im Ungarischen oder [le pɛ:r] ('die Väter') im gesprochenen Französisch, wo der Plural nicht durch ein Pluralflexiv, sondern durch das Numerale bzw. den Artikel angezeigt wird. Das Deutsche schließt sich

[1] Zur Terminologie: In seinem umfassenden Werk über das Genus führt Corbett (1991) die beiden Termini *controller gender* und target gender ein. In Bezug auf die Genusproblematik im Deutschen schlägt Ágel (2005) dafür die deutschen Entsprechungen *Kerngenus* und *Begleitergenus* vor. In Anlehnung an diesen doppelten Genusbegriff lassen sich auch zwei Numerusbegriffe differenzieren. In diesem Sinne spreche ich in dieser Arbeit nach Ágel von Kern- und Begleiter*numerus*, auch wenn hier nicht weiter darauf eingegangen werden kann, welche Parallelen zwischen dem Genus- und dem Numerussystem des Deutschen eine derartige Übertragung der Termini erlauben.

[2] In der Theorie der (in)finiten Substantivs von Ágel (1996), die analytische Nomenflexive anerkennt, gäbe es im Deutschen parallel zur Pluralflexion eine nominale Singularflexion.



hier nicht nur mit *ein Mann, drei Mann, einige Mann*, sondern eben auch mit *drei Männer, einige Männer* an.

| Formale Aspekte: Marker des Kernnumerus | Bedeutungsaspekte | | |
|---|---|---|---|
| | Homogenität | Quantitätsinformation | Spezielle Deutung (kollektiv/distributiv/neutral) |
| **Pluralflexion**<br>morphologischer Marker<br>nicht iterabel[3] | Die Pluralflexion stellt mit Ausnahme des assoziativen Plurals[4] homogene Klassen her. | MEHR ALS 1 | **nur kollektiv:** assoziativer Plural<br>**nur distributiv:** ∅<br>**neutral** (unspezifisch): Normalfall |
| **Pluralwörter** (Numeralien, Quasi-Numeralien)<br>syntaktischer Marker<br>nicht iterabel | Pluralwörter stellen homogene Klassen her. | je nach Pluralwort unterschiedliche Quantitätsinformationen | **nur kollektiv:** ∅<br>**nur distributiv:** distributive Numeralien<br>**neutral** (unspezifisch): Normalfall |
| ***und***<br>syntaktischer Marker<br>iterabel | *und* stellt durch die Union beliebiger Mengen inhomogene Klassen her. | MEHR ALS 1 | **nur kollektiv:** ∅<br>**nur distributiv:** ∅<br>**neutral** (unspezifisch): Normalfall |

Tabelle 1: Marker des Kernnumerus im Deutschen

**Der Begleiternumerus des Nomens** lässt sich wie folgt charakterisieren:

- Er ist der NP-extern identifizierbare Numerus des Nomens.
- Als solcher ist er immer durch syntaktische Marker am finiten Verb oder an einem anaphorischen Pronomen realisiert.

[3] Dass die Pluralflexion nicht iterabel ist, bedeutet, dass sie bei einem Nomen, das bereits ein Pluralflexiv trägt, nicht eingesetzt werden kann.

[4] Der assoziative Plural ist eine spezielle Pluralform, die eine inhomogene Gruppe mit einem dominanten Mitglied bezeichnet. Im Deutschen sind pluralische Familiennamen wie *die Meiers* Beispiele für den assoziativen Plural. Zum typologischen Überblick vgl. Moravcsik (1994).

• Der Begleiternumerus ist grundsätzlich **semantisch** zu definieren, denn die Domäne, wo diese Art der nominalen Numerusmarkierung erfolgt, ist im Skopus von diversen semantischen Regeln: Es besteht im Deutschen – besonders im Falle eines anaphorischen Pronomens – überwiegend semantische Kongruenz zwischen dem Nomen und dem Pronomen als Numerusträger im Sinne der Kongruenzhierarchie von Corbett (1991: 226), die besagt, dass die Tendenz zur semantischen (statt formalen) Kongruenz zwischen zwei kongruierenden Kategorien umso dominanter wird, je weiter sie voneinander entfernt sind.
• Der Begleiternumerus des Nomens kann durch die Kardinalitätsregel von Gil (2001) bestimmt werden. Danach ist der Begleiternumerus des Nomens/der NP[5] Singular, wenn die Kardinalität der von der NP denotierten Menge GLEICH 1 ist. Der Begleiternumerus ist Plural, wenn die Kardinalität derselben Menge MEHR ALS 1 ist. In beiden Fällen wird der Begleiternumerus am anaphorischen Pronomen (oder am Verb) markiert.
• Normalerweise stimmen Kern- und Begleiternumerus des Nomens überein. Doch es kann auch Nomina/NP geben, bei denen sie nicht identisch sind. In diesem Fall spricht man von **Numerushybriden.**[6] Die Beispiele *mehr als ein Mann, Team, eine 7-köpfige Kommission, Gruppe* haben gemeinsam, dass ihrem singularischen Kernnumerus ein pluralischer Begleiternumerus gegenübersteht.
• Es gibt sogar Fälle, wo der Numerus der NP ausschließlich aufgrund ihres Begleiternumerus identifiziert werden kann. Man vergleiche den Unterschied zwischen (6) = Singular und (7) = Plural.

(6) Alexandras Ehemann und unser lieber Vater *ist* soeben aus *seinem* Auto gestiegen.
(7) Alexandras Ehemann und unser lieber Vater *sind* soeben aus *ihrem* Auto gestiegen.

[5] Zwar sprechen wir nach wie vor vom Nomen als numerussensitivem Element, doch es gibt zahlreiche Indizien dafür, dass der Numerus nicht unbedingt die Kategorisierung des Nomens sein muss, vielmehr wird er – besonders in Sprachen wie dem Deutschen – erst auf der NP-Ebene realisiert. Daher wird die NP auch als Scheidelinie zwischen der Lokalisierung von Kern- und Begleiternumerus gewählt. Man beachte, dass auch bei Genus und Zählbarkeit mitunter dafür argumentiert wird, dass sie nicht Merkmale des Nomens sind – wie traditionell gemeint –, sondern Merkmale der NP, vgl. Allan (1980), Köpcke/Zubin (2005).

[6] Der Terminus *Hybride* wurde ebenfalls aus der Genusliteratur geborgt. Dort werden die Nomina Hybriden genannt, bei deren Genusbestimmung einander widersprechende formale und semantische Regeln aktiviert werden. *Mädchen* ist in diesem Sinne eine Genushybride: Formale Regeln ordnen es den Neutra, semantische den Feminina zu. Im Falle des Numerus gibt es einen ähnlichen Konflikt zwischen dem rein formal bestimmbaren Kern- und dem eher semantisch bestimmbaren Begleiternumerus.



• In Scheibl (2006) habe ich die kollektiv/distributiven Ambiguitäten der pluralischen NP (PNP) im Deutschen untersucht und dabei zwei referenzielle Ebenen für die NP unterschieden: (i) eine kollektivisierende Ebene der Referenz, kurz **K**-Ebene, die die Referenz auf das Ganze, auf ein Referenzobjekt in seiner Gesamtheit bedeutet und (ii) eine individualisierende Ebene der Referenz, kurz **I**-Ebene, die die Referenz auf die einzelnen konstituierenden Elemente dieser Gesamtheit, oder anders gesagt, die Referenz auf die individualisierten Elemente bedeutet. Wenn eine NP fähig ist, auf der **K**-Ebene zu referieren, hat sie eine sog. Zwei-Ebenen-Referenz. Die Ambiguität und die hier skizzierte Referenzweise der PNP habe ich in Beziehung gebracht, indem ich behauptet habe, dass eine PNP nur dann eine kollektive Lesart zulässt, wenn sie eine Zwei-Ebenen-Referenz hat. Ich bin ferner der Frage nachgegangen, ob es im Deutschen morphologisch als *nicht-pluralisch* bezeichnete NP (d.h. solche ohne Pluralmarker) gibt, die in der kollektiv/distributiven Ambiguität ein PNP-ähnliches referenzielles Verhalten zeigen. Im Sinne des bisher Gesagten kann die folgende Antwort formuliert werden: Über die Zwei-Ebenen-Referenz einer NP und folglich über ihr Verhalten in der kollektiv/distributiven Ambiguität entscheidet der *Begleiternumerus* der NP. Ist er der Singular, hat die NP keine Zwei-Ebenen-Referenz und keine kollektive Deutung. Ist der Begleiternumerus der Plural, hat die NP eine Zwei-Ebenen-Referenz und eine kollektive Deutung. Dazu braucht die NP allerdings *morphologisch* nicht als Plural markiert zu sein. Die Numerushybriden zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie trotz fehlender Pluralflexion einen pluralischen Begleiternumerus haben, der ihnen die kollektive Deutung ermöglicht. In der Tat sind es die Nomina wie *Team, Gruppe, Kommission* usw., die auch in ihrer Singularform kollektiv gedeutet werden (können).

## 4. Markierung und Funktion des Kernnumerus

### 4.1. Zählbare und nicht-zählbare Nomina

Nicht alle Nomina sind gleichermaßen im Numerussystem des Deutschen involviert. Die Zählbarkeit scheint in dieser Hinsicht ein prominenter Numerusfaktor zu sein. Zur Unterscheidung der zählbaren/nicht-zählbaren Nomina können im Deutschen die folgenden drei Zählbarkeitstests herangezogen werden:
• Möglichkeit der Pluralflexion,
• Unmöglichkeit der Bildung von bloßen (artikellosen) NP im Singular,
• Möglichkeit der direkten[7] Anwendung des Numerales auf das Nomen: Bildung von Numeralkonstruktionen

[7] D.h. ohne einen Klassifikator wie *Glas* in der Numerativkonstruktion *drei Glas Wein.*

Für die zählbaren Nomina gilt, dass sie eine Pluralform haben können (*Männer/*Milche*), ohne einen Determinator im Singular nicht als NP auftreten können (keine bloße NP im Singular: *Das ist *Mann/Milch.*) und direkt mit einem Numerale kombiniert werden können (*drei Männer/*drei Milche*).

Die Zählbarkeit muss in der lexikalischen Charakterisierung der zählbaren Nomina explizit kodiert werden. Dies erfolgt durch die Einführung einer NATÜRLICHE EINHEIT-Variable (NE). Je nachdem, ob eine NE-Variable in ihre lexikalische Repräsentation eingebaut ist, werden im Deutschen bereits auf der lexikalischen Ebene zählbare und nicht-zählbare Nomina unterschieden. Dies halte ich in (8) fest:

(8) Die Bedingung für die Zählbarkeit ist die Präsenz einer durch die NE realisierten referenziell zugänglichen Einheit in der semantischen Repräsentation der nominalen Prädikate.

Die lexikalische Repräsentation eines zählbaren Nomens im Deutschen besteht aus den folgenden zwei Komponenten:

• Referenzielle Charakterisierung des Nomens in Form eines abstrakten Stammes: λv. MANN(v).

Durch den abstrakten Stamm MANN(v) wird zunächst die referenzielle Variable v eingeführt. Der Stamm hat eine nicht-individualisierte Referenz, er referiert auf jede Männerquantität, wobei die EINES – MEHR ALS 1-Unterscheidung zunächst aufgehoben wird.

• **Charakterisierung des Nomens durch eine Natürliche Einheit:** Die NE-Variable ist eine quantitative Variable des Nomens, die es zu einem zählbaren Nomen macht. So referiert das Nomen *Mann* auf eine Menge von Männern mit *n* Elementen:

λv. [MANN(v) & NE MANN(v)) = n].

Nach ihren referenziellen Charakteristika können im Deutschen vier Klassen der nominalen Prädikate unterschieden werden:

• **Nominale Prädikate mit eingebauter NE (zählbar):**
  (i) Individuativa (IND): *Mann, Ziege, Glas, ...*
  (ii) Kollektivnomina (KOLLN): *Komitee, Familie, Herde, ...*
• **Nominale Prädikate ohne eingebaute NE (nicht-zählbar):**
  (iii) Genuskollektiva (GEN): *Vieh, Obst, Getreide, ...*
  (iv) Massennomina (MASS): *Milch, Sand, Seide, ...*

Tabelle 2 fasst die Unterschiede dieser vier Klassen bezüglich der genannten Zählbarkeitstests zusammen.



| Zählbarkeitstests | IND/KOLLN | GEN/MASS |
|---|---|---|
| Die Pluralflexion ist möglich. | ✓ | – |
| Die bloße NP im Singular ist nicht möglich. | ✓ | – |
| Die Numeralkonstruktion ist möglich. | ✓ | – |

Tabelle 2: Verhalten der Nomenklassen in den Zählbarkeitstests

Kollektivnomina (KOLLN) stellen einen Übergang dar zwischen den Individuativa (IND) auf der einen und den Genuskollektiva (GEN)/Massennomina (Mass) auf der anderen Seite:

• Die Zählbarkeitstests zeigen, dass KOLLN pluralisierbar sind und in Numeralkonstruktionen auftreten. Diese Eigenschaft teilen sie mit IND, folglich sind sie zählbar.

• KOLLN ähneln GEN in der Eigenschaft, dass sie auf Objekte kollektiv referieren, ohne auf deren Teile zu referieren. Das Nomen *Komitee* etwa referiert auf eine Gesamtheit von Objekten, nicht aber auf die konstituierenden Mitglieder dieser Gesamtheit. Die pluralisierte Form *Komitees* wird dementsprechend nicht mit 'ein Komitee mit mindestens zwei Mitgliedern' gedeutet, ebenso wie *zwei Komitees* nicht 'ein zweigliedriges Komitee' bedeutet. Auf der Ebene der konstituierenden Mitglieder scheinen KOLLN nicht-zählbar zu sein.

### 4.2. Transnumerale Nomina und transnumerale Kontexte

Der nominale Numerus wurde in Punkt 2 als Ausdruck eines Quantitätsverhältnisses nach der Distinktion EINES – MEHR ALS 1 definiert. Wir haben gesehen, dass die beiden Numeri SG/PL bei zählbaren Nomina automatisch nach dieser Distinktion gedeutet werden. Doch im Deutschen gibt es Nomina, deren Deutung nicht nach der Unterscheidung EINES – MEHR ALS 1 erfolgen kann, denn für ihre Interpretation scheint die obige Distinktion irrelevant zu sein. Diese Nomina werden *transnumeral* genannt.

*Transnumeralität* als semantischer Begriff bedeutet die Aufhebung der semantischen Numerusdistinktion nach den Werten EINES – MEHR ALS 1. Transnumeralität liegt entweder dann vor, wenn das fragliche Nomen für keinen dieser Werte spezifiziert ist (Nicht-Zählbarkeit) oder wenn es für beide Werte spezifiziert ist (EIN ODER MEHR-Deutung). Wir unterscheiden zwischen (i) transnumeralen Nomina und (ii) transnumeralen Kontexten.

• Zu den **transnumeralen Nomina** gehören die in 4.1 erwähnten abstrakten lexikalischen Stämme (bei zählbaren und nicht-zählbaren Nomina gleichermaßen) sowie die Massennomina *(Milch)*, die Genuskollektiva *(Vieh)* und ein Teil der Pluraliatantum *(Nudeln, Kosten)*.

• Zählbare Nomina geben die semantische Distinktion EINES – MEHR ALS 1 in gewissen Kontexten auf und erhalten dadurch eine numerische Undeterminiertheit. Das bedeutet, dass die Kardinalität der von der NP denotierten Individuenmenge durch den Wert EIN ODER MEHR bestimmt werden kann. Diese Kontexte nennen wir **transnumerale Kontexte.** Zu ihnen gehören:

(i) dependente Plurale, die ihre Interpretation in referenzieller Abhängigkeit von einer vorangehenden pluralischen NP erhalten: bloße PNP (9) oder possessive PNP (10):

(9) Die Männer sahen *Kinder* auf dem Hof. ('ein oder mehrere Kinder pro Mann')
(10) Die Männer sahen *ihre Kinder* auf dem Hof. ('ein oder mehrere Kinder pro Mann')

(ii) deponente Plurale, die ihre echt pluralische Deutung zugunsten einer transnumeralen „ablegen": bloße PNP wie in (11):

(11) Haben Sie *Kinder*? ('ein oder mehrere Kinder')

(iii) Die Verwendung von lexikalisch zählbaren Nomina in einem nicht-zählbaren Kontext wie in (12):

(12) Der Mann schält den *Apfel.* (Objekt) vs. Der Mann tut noch *Apfel* in den Salat. (Substanz)

Transnumeralität wird im Deutschen morphologisch entweder als Singular (Massennomina und Genuskollektiva) oder als Plural (Pluraliatantum, dependenter/deponenter Plural) kodiert.

### 4.3. NE-Variable und Kernnumerus

Die Präsenz der NE-Variable sondert Individuativa (IND) und Kollektivnomina (KOLLN) ab und macht sie zu zählbaren Nomina, was sich in den vorgestellten Zählbarkeitstests zeigt. Erscheint die NE-Variable in der lexikalischen Charakterisierung des Nomens, so muss sie – ähnlich wie dessen referenzielle Variable – auf der NP-Ebene identifiziert werden, woraus folgt, dass zählbare Nomina unbedingt eine **kardinale/quantitative Spezifikation** brauchen. Diese quantitative Spezifikation erfolgt im Deutschen grundsätzlich durch die in den vorigen Punkten angeführten Marker des Kernnumerus:

• Kardinale/quantitative Spezifikation des Nomens durch die **Numerusflexion** wie in den folgenden Beispielen:



(13) Kind-*er*, keine Kinder [= NEG ... Kind-*er*], *die* Kind-*er*, *diese* Kind-*er*

• Kardinale/quantitative Spezifikation des Nomens durch ein **Singular-/Pluralwort** wie in den folgenden Beispielen:

(14) *ein* Kind, dieses *eine* Kind, kein Kind [= NEG ... *ein* Kind], (die) *drei* Kinder, *einige* Kinder

Sollte in diesen Fällen das Pluralwort die nötige kardinale/quantitative Spezifikation des Nomens liefern, so muss angenommen werden, dass das Pluralflexiv in *drei Kinder* nur aus formalen Gründen erscheint (das Numerale regiert den Plural), aber keine semantische Funktion hat. **Numeralien** und **Quasi-Numeralien** *(viele, einige)* (sowie die Konjunktion *und*) können somit die Rolle der Pluralflexion übernehmen und daraus folgend neben der Pluralflexion als morphologischem Mittel der Pluralisierung syntaktische Mittel zur Entstehung von PNP werden. Aufgrund dieser Funktion werden sie Pluralwörter genannt.

Zur Unterstützung der Pluralmarker-Funktion von Numeralien und anderen Pluralwörtern im Deutschen können sprachübergreifende und einzelsprachliche Argumente angeführt werden. So bilden nach Rijkhoff (2002) zahlreiche Sprachen Numeralkonstruktionen, in denen das Nomen ohne Pluralflexiv erscheint, vgl. z.B. *két férfi* ['zwei Mann'] im Ungarischen. Die Pluralfunktion kann in diesen Sprachen allein vom Numerale erfüllt werden.

Andererseits gibt es im Deutschen bekanntlich enge Parallelen zwischen den Determinatoren (zu denen traditionell auch Numeralien und Quasi-Numeralien gezählt werden können) und der nominalen Flexion. Wie in zahlreichen anderen Sprachen auch ist ein guter Teil der nominalen Flexionskategorien des Deutschen statt am Nomen oder parallel zu ihm an den Determinatoren kodiert. So erscheint etwa das nominale Genus ausschließlich, der Kasus größtenteils an den Determinatoren (zu einer systematischen Darstellung vgl. z.B. Ágel (1996), Kolde (1996), Eisenberg (2000)). Dementsprechend könnte eine ähnliche Beteiligung der Determinatoren am Numerus angenommen werden.

## 5. Die Pluralflexion im Deutschen

### 5.1. Der nicht-arbiträre Plural

Mit seiner SG/PL -Distinktion gehört das Deutsche zu den Numerussprachen und steht mit dieser Typenzuordnung den so genannten transnumeralen Sprachen gegenüber, d.h. solchen, die keine Numerusdistinktion haben.

Innerhalb der Numerussprachen werden unterschiedliche Numerussysteme abgegrenzt u.a. nach der Zahl der Numeri und ihrer morphologischen Markiert-

heit. Das Deutsche gehört zu den Sprachen mit einem **Singular–Plural-System,** wobei der Plural als morphologisch abgeleitete Form gilt. Zu den aktuellen Fragen der Flexion bzw. Pluralflexion im Deutschen sei hier auf Wegener (1992, 1995, 1999), Wunderlich (1999), Lehmann/Moravcsik (2000), Waugh/Lafford (2000), Stump (2001) und Müller (2002) verwiesen.

Die Pluralbildung ist zwar im Deutschen ein höchst kompliziertes Phänomen, doch sie erfolgt nicht arbiträr. Wie Wegener (1999: 7) treffend bemerkt, sind „die Pluralformen des Deutschen über die Substantive keineswegs verteilt wie Rosinen über den Kuchen." Zu den Faktoren, denen bei der Pluralzuweisung im Deutschen eine zentrale Rolle zukommt, zählt sie die morphologische Klassenzugehörigkeit, d.h. die Flexions- und die Genusklasse des Nomens. Sie geht sogar davon aus, dass die Relevanz der beiden Faktoren universal gilt in Sprachen, die Flexions-/Genusklassen haben, vgl. Wegener (1999: 8).

Ich möchte im Folgenden drei Segmente der Pluralflexion im Deutschen unterscheiden: **Pluraltechniken,** die ein sprachtypologisch festgelegtes Inventar möglicher Pluralisierungsverfahren bedeuten, die für die Einzelsprache parametrisiert werden können und in der Sprachgeschichte der Einzelsprache verankert sind; **Pluralmarker,** die sich aufgrund dieser Pluraltechniken in der Einzelsprache inventarisieren lassen und **Pluralklassen,** die sich aus den zugelassenen Kombinationen von Flexions-/Genusklassen und Pluralmarkern ergeben.

- **Pluraltechniken** können zweierlei sein: **segmentale** (Reduplikation, Präfigierung, Suffigierung u.a.) und **nicht-segmentale** (Suppletion, Introflexion, Synkretismus, suprasegmentale Technik u.a.). Für das Deutsche sind drei von diesen Techniken parametrisiert: die **Suffigierung** (die Pluralmarker *-(e)n, -e, -er, -s*), die **Introflexion** (Umlaut) und der **Synkretismus** (∅-Marker). Für das Deutsche lässt sich seit althochdeutscher Zeit ein Übergang vom stark fusionierenden Typ (Suffigierung fusionaler Marker) zum agglutinierenden, introflektierenden und isolierenden Typ (Suffigierung nicht-fusionaler Marker, Introflexion, Synkretismus respektive) beobachten, vgl. Wurzel (1996).
- Die drei Pluraltechniken könnten in ihren zugelassenen Kombinationen prinzipiell zehn **Pluralmarker** für das Deutsche ergeben: die Marker *-(e)n, -e, -er, -s* und ∅ mal ohne, mal mit dem Umlaut kombiniert. Doch von diesen zehn logisch möglichen Pluralmarkern sind nur die folgenden fünf zugelassen: *-(e)n, -(e),* Umlaut + *-(e),* (Umlaut +) *-er, -s.*
- Die Zahl der **Pluralklassen** lässt sich aus den möglichen Kombinationen der Pluralmarker und der Flexions-/Genusklassen errechnen. Es gibt fünf Pluralmarker. Mit Wegener (1999) möchte ich bei der Pluralbildung vier relevante Flexions-/Genusklassen unterscheiden: Feminina, starke Maskulina, starke Neutra und schwache Maskulina. Mit ihnen und den fünf Pluralmarkern könnten prinzipiell 5x4=20 Pluralklassen definiert werden. In Wirklichkeit gibt es aber nur neun: Jeder Flexions-/Genusklasse lässt sich nur eine Teilmenge der Pluralmarker



zuordnen. Diese Erkenntnis liefert das stärkste Argument gegen eine Arbitraritätshypothese in der Pluralzuweisung des Deutschen.

## 5.2. Der markierte Plural

Eine der grundlegendsten typologischen Feststellungen ist, dass der Plural eine gegenüber dem Singular markierte Kategorie ist, vgl. Croft (2003). Zur Definition der *Markiertheit* liefert Croft nicht nur ein sprachübergreifendes Kriterium, nach dem das Vorhandensein des Plurals in der untersuchten Sprache auch das des Singulars impliziert, sondern auch ein strukturelles Kriterium. Nach der strukturellen Definition der Markiertheit wird der Plural in der jeweiligen Sprache durch mindestens so viele Morpheme ausgedrückt wie der Singular, vgl. Croft (2003: 91).

In ihrer kontrastiven Analyse über die Pluralflexion des Deutschen und des Ungarischen hat Zifonun (2004) diesen Begriff der strukturellen Markiertheit aufgegriffen und drei Stufen der Markiertheit unterschieden. (15) fasst die drei Stufen nach Zifonun (2004: 403f.) zusammen:

(15) Der Plural ist im Gegensatz zum Singular eine markierte Kategorie, denn es gilt für alle Pluralformen, dass …
- sie nicht weniger Morpheme enthalten als die Singularform mit der kleinsten Morphemzahl. = **STUFE 1**
- sie mehr Morpheme enthalten als die Singularform mit der kleinsten Morphemzahl. = **STUFE 2**
- sie mehr Morpheme enthalten als alle Formen im Singular. = **STUFE 3**

Diese Markiertheitsskala kann verschiedenartige Anwendungen finden. Zifonun hat sie in ihrem Sprachvergleich herangezogen, weil sie dadurch nachzuweisen versuchte, dass die Pluralbildung des Deutschen auffallende strukturelle Ähnlichkeiten mit der des Ungarischen hat. Mit den Stufen nimmt der agglutinierende Charakter der Pluralbildung deutlich zu. Nomina im Ungarischen haben STUFE 3, Nomina im Deutschen sind auf STUFE 2/3, obwohl fusionierende Sprachen nicht einmal STUFE 2 erfüllen müssen. Nach Zifonun „entfernt [sich] die deutsche Substantivflexion deutlich von einem typisch fusionierenden System in Richtung agglutinierender Markierung" Zifonun (2004: 402).

STUFE 1 wird durch das Vorhandensein von segmentalen (additiven) oder nicht-segmentalen Markern erfüllt. Infolge der fusionierenden Nominalflexion war STUFE 1 bereits für das Althochdeutsche charakteristisch. STUFE 2 setzt segmentale Marker und eine Grundformflexion voraus (d.h. SG Nom. zeichnet sich als einzig unmarkierte Form aus). Der Übergang der nominalen Flexion zur Grundformflexion ist im Deutschen sprachhistorisch nachgewiesen. STUFE 3

stellt die meisten Anforderungen an das nominale Flexionssystem. Sie kann erfüllt werden durch den Abbau von singularischen Kasusflexiven (der wiederum eine Grundformflexion voraussetzt) und durch die Entwicklung von agglutinierenden Pluralflexiven (die eine segmentale Pluraltechnik impliziert).

Tabelle 3 fasst schließlich zusammen, wie die drei Stufen bei der Klassifikation der Nomina hinsichtlich ihrer Pluralisierung eingesetzt werden können.

| Klasse | PLURALSTUFE |
|---|---|
| genusunabhängige Stammflexion, segmental[8] | 1 |
| starke Maskulina/Neutra, nicht-segmental | 1 |
| starke Maskulina/Neutra, segmental | 2 |
| schwache Maskulina, segmental | 2 |
| Feminina, segmental | 3 |

Tabelle 3: Nomenklassen und Pluralstufen im Deutschen

Anhand dieser Differenzierungen kann nicht nur gesagt werden, dass die Pluralbildung des Deutschen in hohem Maße einen agglutinierenden Charakter hat, sondern auch, dass die einzelnen Nomenklassen in unterschiedlichem Maße agglutinierende Züge aufweisen. STUFE 3, den höchsten Grad der Agglutination erreicht nur eine Klasse: Feminina mit segmentaler Pluralform.

### 5.3. Der polyfunktionale Plural

Nach den formalen Aspekten möchte ich jetzt die funktionalen Aspekte unter die Lupe nehmen, indem ich einen Überblick über die funktionale Vielfalt der Pluralflexion gebe. Es können in Bezug auf das Deutsche insgesamt vier Funktionsmerkmale differenziert werden. Jedes Pluralvorkommnis kann durch die An- oder Abwesenheit dieser Merkmale charakterisiert werden. Die Polyfunktionalität des Plurals ergibt sich gerade aus der je nach Pluraltyp unterschiedlichen Verteilung dieser Merkmale. Tabelle 4 zeigt zunächst einige Daten im Numerussystem des Deutschen:

[8] Segmentale Marker sind *-(e)n*, *-e*, Umlaut + *-e*, (Umlaut +) *-er*, und *-s*; nicht-segmentale Marker sind ∅ und der Umlaut.



| Singular | Plural |
|---|---|
| (1) der Mann | (1') die Männer |
| (2) der/die Meier | (2') die Meiers |
| (3) das Wasser | (3') die Wasser |
| (4) Wein | (4') Weine |
| (5) ∅/[Ehepaar] | (5') Eheleute |
| (6) ein Mann | (6') Männer |
| (7) kein Mann | (7') null Männer |
| (8) mehr als ein Mann | (8') mindestens zwei Männer |
| (9) kein Mann, zehn Mann (Besatzung), zehn Uhr, zehn Stück | (9') null Männer, zehn Männer, zehn Uhren, zehn Stücke |
| (10) ein Mann (= (6)) | (10') zwei Männer |
| (11) tausendundeine Nacht | (11') tausendein Tage |
| (12) null Ahnung | (12') null Männer (= (7')) |
| (13) ein Mann (= (6)) | (13') 1,0 Männer, 1,1 Männer (pro Jahr) |
| (14) Alexander ist *ein Mann*. | (14') Alexander und Rex sind *Männer*. |
| (15) Jeder Mann ist *ein Held*. | (15') Beide Männer sind *Helden*. |
| (16) die Männer *mit ihrer Ziege* | (16') die Männer *mit ihren Ziegen* |
| (17) kennt keinen Mann | (17') kennt keine Männer |

Tabelle 4: Nomina in der SG/PL-Distinktion

Untersucht werden die folgenden vier Funktionsmerkmale des Plurals: das semantische Merkmal, das klassifikatorische Merkmal, das Zählbarkeitsmerkmal und das Oppositionsmerkmal.

• **Das semantische Merkmal.** In der (formal)semantischen Literatur blickt die Frage, ob die Pluralflexive (im Deutschen) eine semantisch interpretierbare Funktion erfüllen oder bloß semantisch leere Marker sind, auf eine lange Diskussion zurück. Bartsch (1973) und Bennett (1975) vertreten die Meinung, dass jedes Pluralflexiv einheitlich semantisch interpretierbar ist. Krifka (1986, 1989) und Bosveld-de Smet (1997) differenzieren zwischen wahren und leeren Pluralflexiven, obwohl sie die beiden Typen nicht einheitlich definieren. Sauerland (2003) argumentiert dafür, dass jedes Pluralflexiv semantisch leer ist, d.h. die Numerusmerkmale des Nomens werden nicht durch die Pluralflexion selbst ausgedrückt. In Anlehnung an Scheibl (2006) vertrete ich die Meinung, dass sich hinter der formal einheitlichen Pluralflexion zwei unterschiedliche semantische Funktionen verbergen. Die erste ist die wahre, **semantische Funktion** der Pluralflexive, die dann vorliegt, wenn die relevante Pluralinformation (die Quantitäts-

information der Mehrheit, die Bildung von homogenen Klassen u.Ä.) vom Pluralflexiv getragen wird. Die andere Möglichkeit ist, dass dieselbe Pluralfunktion von den Pluralwörtern erfüllt wird. In diesem Fall wird die Pluralität nicht morphologisch, sondern syntaktisch angezeigt (vgl. 4.3), folglich ist das Pluralflexiv **semantisch leer.** Das Pluralflexiv ist semantisch interpretierbar bei den Definita (1'), dem assoziativen Plural (2'), dem Abundanzplural (3'), dem Sortenplural (4'), den Pluraliatantum (5') und den bloßen PNP (6'). Dagegen ist es leer bei dem Rektionsplural (7')–(13'), dem Kongruenzplural (14')–(15'), dem deponenten Plural (6') und dem dependenten Plural (16').

• **Das klassifikatorische Merkmal.** Über die eventuelle semantische Funktion hinaus, Pluralität auszudrücken, wird den Pluralflexiven bei einigen Autoren auch eine andere Rolle zugeordnet. Ágel (2005) nimmt an, dass sie im Deutschen auch als Indikatoren von Genusklassen aufgefasst werden können: Da die Genusklasse des Nomens aufgrund der Systematik der Nominalflexion an den Pluralflexiven identifizierbar ist, zeigen diese die Genusklassenzugehörigkeit des Nomens an. Wegener (1999) spricht ebenfalls davon, dass die Pluralflexive die Flexions-/Genusklasse des Nomens markieren können, da – wie in 5.1 dargelegt – jeder von ihnen ein Default-Plural zugeordnet werden kann: bei Feminina *-(e)n*, bei starken Neutra (Umlaut +) *-er* usw. Das klassifikatorische Merkmal fehlt aber nach Ágel (2005) beim *-s*-Plural, da dieser nicht genusspezifisch ist: (2'). Schließlich gibt es Nomina, die einen Mischtyp darstellen, da sie nicht das Pluralflexiv erhalten, das ihrer Flexions-/Genusklasse entsprechen würde. Nach Wiese (2000: 150) nenne ich sie Nomina mit „falschem Plural": (1'). Bei ihnen hat die Pluralflexion ebenfalls kein klassifikatorisches Merkmal.

• **Das Zählbarkeitsmerkmal.** Der Pluralflexion kommt normalerweise eine Rolle bei der Markierung der Zählbarkeit zu. Wenn eine Sprache von den zählbaren und nicht-zählbaren Nomina nur das eine morphologisch/morphosyntaktisch markiert, so gilt nach Allan (1980) universal, dass immer die zählbaren Nomina markiert werden. Da nicht-zählbare Nomina in der Regel nicht pluralisiert werden können, ist die Pluralflexion im Deutschen ein Mittel dazu, Zählbarkeit auszudrücken. (6'), (10')–(13)' zeigen Nomina, bei denen sich die Pluralflexion mit einem Zählbarkeitsmerkmal verbindet. Fälle, wo die Pluralflexion nicht automatisch als Marker der Zählbarkeit auftritt, lassen sich schon etwas schwieriger finden. Aber ich glaube, der Abundanzplural (3') ist ein Beispiel dafür, dass die Bedeutung der Mehrheit nicht durch das Zählbarkeitsmerkmal ergänzt zu werden braucht.

• **Das Oppositionsmerkmal.** Das letzte Funktionsmerkmal der Pluralflexion bedeutet, ob die Pluralform eine semantisch basierte Kontrastfunktion relativ zum Singular ausdrücken kann. Dieses Merkmal ist nicht unabhängig vom semantischen Merkmal, denn ein Kontrast zur Singularform ist nur bei semantisch interpretierbaren Pluralflexiven vorstellbar.[9] Das Oppositionsmerkmal der Pluralflexion entfällt zum einen, wenn pluralische Nomina vorliegen, die keine singularische Entsprechung haben. Das ist der Fall bei dem Rektionsplural (7')–(13'), den



Pluraliatantum (4') und dem Kongruenzplural (14')–(15'). Zum anderen hat die Pluralform kein Oppositionsmerkmal, wenn sie trotz vorhandener Singularform keinen Kontrast markiert: (7'), (11'), (12'), (17'). Tabelle 5 fasst noch einmal alle vier Funktionen und die Daten zusammen.

| | **vorhanden** | **nicht vorhanden** |
|---|---|---|
| **Semantisches Merkmal** | • Definita (1')<br>• assoziativer Plural (2')<br>• Abundanzplural (3')<br>• Sortenplural (4')<br>• Pluraliatantum (5')<br>• bloße PNP (6') | • deponenter Plural (6')<br>• Rektionsplural (7')–(13')<br>• Kongruenzplural (14')–(15')<br>• dependenter Plural (16') |
| **Klassifikatorisches Merkmal** | • prinzipiell alle segmentalen Pluraltypen bis auf den *-s*-Plural: (4'), (11'), (15') | • „falscher Plural" (1')<br>• *-s*-Plural (2') |
| **Zählbarkeitsmerkmal** | • Normalfall bei allen Pluraltypen: (6), (10')–(13') | • Abundanzplural (3') |
| **Oppositionsmerkmal** | • Pluralflexion mit semantischem Merkmal: (1')–(6') | • Pluraliatantum (5')<br>• Rektionsplural (7')–(13')<br>• Kongruenzplural (14')–(15')<br>• Plural ohne Kontrast: (7'), (11'), (12'), (17') |

Tabelle 5: Polyfunktionalität der Pluralflexion im Deutschen

## 5.4. Der idealisierte Plural

Aus den Erörterungen in 5.2 folgt, dass der Plural des Nomens eine abgeleitete, relativ zum Singular markierte Form ist. Die Pluralbildung wird dabei als morphologischer Prozess aufgefasst, der idealiter vier generelle Kriterien oder Gebote erfüllt, vgl. Corbett (2005). Im Folgenden möchte ich diese Kriterien kurz beschreiben und – da es eben keinen idealisierten Plural im Deutschen gibt – gleichzeitig zeigen, durch welche Klasse(n) der pluralischen Nomina sie verletzt werden. Der idealisierte Plural hat die folgenden vier Gebote: das Vollständigkeitsgebot, das Distinktheitsgebot, das Identifizierbarkeitsgebot für den Stamm und das Regularitätsgebot für das Flexiv.

[9] Es gilt aber generell für alle vier Funktionsmerkmale, dass sie nur in komplexer Zusammenarbeit mit den anderen Merkmalen funktionieren.

• **Vollständigkeitsgebot.** Der Plural ist für alle möglichen Merkmalskombinationen (Zellen) von drei Genera und vier Kasus definiert. In der zählbaren Domäne wird dieses Gebot ohne Ausnahme erfüllt. Doch es gibt im Deutschen reichlich Nomina, zu denen kein Plural gebildet werden kann: Die **Singulariatantum** verletzen das Vollständigkeitsgebot.

• **Distinktheitsgebot.** Unterschiedliche Zellen des Paradigmas werden unterschiedlich markiert. Auf den Plural bezogen heißt es soviel, dass es eine formale Diskrepanz zwischen der Singular- und der Pluralform des Nomens gibt. Dieses Gebot wird allein durch Nomina verletzt, die ihren Plural ohne Exponenten (∅-Marker) bilden. Bei ihnen liegt **Numerussynkretismus,** d.h. formale Identität der SG/PL-Form vor.

• **Identifizierbarkeitsgebot für den Stamm.** Der nominale Stamm kann in der Pluralform segmentiert oder zumindest identifiziert werden. Pluralformen mit **Suppletion** verletzen dieses Gebot, aber auch Nomina mit Stammflexion oder dem Umlautplural sind keine idealisierten Pluralformen nach diesem Kriterium.

Die beiden letzten Kriterien, das Distinktheitsgebot und das Identifizierbarkeitsgebot für den Stamm, wirken oft gegeneinander. Folglich können viele Klassen der Nomina nur eines der beiden Gebote erfüllen. Der Numerussynkretismus und die Suppletion sind dabei zwei Pole eines Kontinuums. Synkretische Pluralformen sind am wenigsten distinkt, aber am meisten identifizierbar, während suppletive Plurale – gerade im Gegenteil – minimal identifizierbar, aber maximal distinkt sind. Interessanterweise kann dieses Kontinuum wieder einmal mit den Pluralstufen in 5.2 in Beziehung gebracht werden: Während STUFE 1-Plurale nahe an den Polen dieses Kontinuums angesiedelt sind und so zwangsläufig das eine der beiden Gebote verletzen, befinden sich die STUFE 2/3-Plurale im Gleichgewicht, im Zentrum dieses Kontinuums. Sie kommen daher einem idealisierten Plural sehr nahe.

• **Regularitätsgebot für das Flexiv.** Es gibt eine konsequente Form–Funktion-Korrespondenz bei den Flexiven: Identische Formen erfüllen immer identische grammatische Funktionen. Für den Plural heißt es, dass ein als Pluralflexiv identifizierter Marker die generell mit Pluralflexiven verbundenen formalen/semantischen Funktionen erfüllt. Dies ist zwar normalerweise der Fall, doch es lassen sich auch Gegenbeispiele finden. Es sind Formen mit Pluraldependenz, d.h. Fälle, wo die Form–Funktion-Regularität gestört wird. Etwas genauer handelt es sich bei dieser Kategorie um die folgenden zwei Typen der Nomina:

(i) Die **morphologisch markierte Transnumeralität** bedeutet, dass das Nomen trotz eines vorhandenen Pluralflexivs nicht pluralisch gedeutet wird. Statt einer MEHR ALS 1-Deutung erhält es eine schwächere, transnumerale Interpretation: EIN ODER MEHR-Deutung. Zu dieser Gruppe gehören die in 4.2 vorgestellten deponenten und dependenten Plurale.



(ii) Die **„falschen Plurale"** von Wiese (2000), bei denen das Pluralflexiv zwar eine echt pluralische Quantitätsinformation liefern kann, aber seine Funktion als Genusklassenidentifikator nicht zu erfüllen vermag. Dahinter steckt die im letzten Punkt erwähnte Annahme von Ágel (2005), dass die Pluralflexive nicht nur Pluralität anzeigen, sondern darüber hinaus Auskunft über die Genusklassenzugehörigkeit des Nomens geben sollen. Die Nomina mit „falschem Plural" gehören deshalb zu den deponenten Nomina, weil sie im Plural ein „genusklassenfremdes" Pluralflexiv tragen. Es sind z.B. Feminina mit dem sonst für Maskulina charakteristischen Marker Umlaut + *-e (Macht)* oder gemischte Maskulina/Neutra mit dem femininen Pluralmarker *-(e)n (Staat, Auge).*

## 6. Zusammenfassung

Abschließend möchte ich die wichtigsten Feststellungen der Arbeit kurz zusammenfassen:

• Das Nomen ist im Deutschen eine numerussensitive Kategorie. Sein Numerus kann an numerustragenden Kategorien identifiziert werden, die zur Markierung des nominalen Numerus dienen. Als numerustragende Kategorien treten das Nomen selbst, andere NP-Konstituenten sowie Verben oder Pronomina auf.

• Je nach Typ der Numerusmarkierung werden zwei Numerusbegriffe für das Nomen unterschieden: der Kernnumerus und der Begleiternumerus. Der Kernnumerus ist der NP-intern identifizierbare Numerus des Nomens. Er wird morphologisch (durch die Pluralflexion) oder syntaktisch (durch Singular-/Pluralwörter: Numeralien oder Quasi-Numeralien wie *viele, einige*) markiert. Pluralwörter erfüllen daher eine ähnliche grammatische Funktion wie die Pluralflexive. Der Begleiternumerus ist der NP-extern identifizierbare Numerus des Nomens und wird immer durch syntaktische Marker am finiten Verb oder an einem anaphorischen Pronomen realisiert.

• Aufgrund ihrer Einteilung in zählbare/nicht-zählbare Klassen sind die Nomina nicht gleichermaßen im Numerussystem des Deutschen involviert. Die Zählbarkeit wird in der lexikalischen Charakterisierung der zählbaren Nomina durch die Einführung einer NATÜRLICHE EINHEIT-Variable (NE) explizit kodiert. Im Deutschen haben zwei Klassen der Nomina eine NE: Individuativa und Kollektivnomina. Die NE muss auf der NP-Ebene identifiziert werden, daher brauchen diese Nomina eine kardinale/quantitative Spezifikation. Diese Spezifikation erfolgt durch die oben angeführten Marker des Kernnumerus.

• Mit seiner SG/PL-Distinktion gehört das Deutsche zu den Numerussprachen und zwar zu den Sprachen mit einem Singular–Plural-System. Der nominale Numerus wird als Ausdruck eines Quantitätsverhältnisses nach der Distinktion EINES (Singular) – MEHR ALS 1 (Plural) gedeutet. Nomina, deren Deutung nicht nach dieser Distinktion erfolgt, werden *transnumeral* genannt.

• Die Flexions- bzw. Genusklasse des Nomens beeinflusst erheblich die Wahl der Pluralform: Die Pluralbildung erfolgt nicht arbiträr.
• Der Plural ist eine gegenüber dem Singular markierte Kategorie, d.h. der Plural wird durch mindestens so viele Morpheme ausgedrückt wie der Singular. Es können im Deutschen drei Stufen dieser Markiertheit unterschieden werden. Mit jeder Stufe nimmt der agglutinierende Charakter der Pluralbildung zu. STUFE 3, den höchsten Grad der Agglutination erreicht nur eine Klasse: Feminina mit segmentaler Pluralform.
• Die Pluralflexion hat vier Funktionsmerkmale. (i) Die Pluralflexive können eine semantische Funktion erfüllen, wenn sie Träger der Pluralinformation sind. (ii) Sie können als Indikatoren von Genusklassen aufgefasst werden. (iii) Sie sind ein Mittel zur Markierung der Zählbarkeit. (iv) Sie können eine semantisch basierte Kontrastfunktion relativ zum Singular haben.
• Die Pluralbildung ist ein morphologischer Prozess, der idealiter vier Kriterien erfüllt. (i) Der Plural ist für alle möglichen Merkmalskombinationen von drei Genera und vier Kasus definiert. (ii) Es gibt eine formale Diskrepanz zwischen der Singular- und der Pluralform des Nomens. (iii) Der nominale Stamm kann in der Pluralform segmentiert/identifiziert werden. (iv) Für die Pluralflexive gilt eine konsequente Form–Funktion-Korrespondenz, d.h. Pluralflexive erfüllen die mit der Pluralbildung verbundenen grammatischen/semantischen Funktionen.

**Literatur**

Ágel, Vilmos (1996): Finites Substantiv. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 24, 16-57.
Ágel, Vilmos (2005): Das fünfte und sechste Genus – und die anderen. In: Fuhrhop, N. (Hg.): Virtuelle Festschrift für Peter Eisenberg, 1-10.
Allan, Keith (1980): Nouns and Countability. In: Language 56/3, 541-567.
Bartsch, Renate (1973): The Semantics and Syntax of Number and Numbers. In: Kimball, J. P. (Hg.): Syntax and Semantics 2, New York: Seminar Press, 51-93.
Bennett, Michael (1975): Some Extensions of a Montague Fragment of English. Bloomington: Indiana University Linguistic Club.
Bosveld-de Smet, Leonie (1997): On Mass and Plural Quantification. The Case of French *des/du*-NP. Groningen: UP (Groningen Dissertations in Linguistics 22).
Corbett, Greville G. (1991): Gender. Cambridge Textbooks in Linguistics, Cambridge: Cambridge UP.
Corbett, Greville G. (2005): The canonical approach in typology. In: Frajzyngier, Z./ Rood, D./ Hodges, A. (Hg.): Linguistic Diversity and Language Theories. Amsterdam: Benjamins (Studies in language companion series 72).
Croft, William (2003): Typology and Universals. Second Edition. Cambridge: Cambridge UP (Cambridge Textbooks in Linguistics).
Cysouw, Michael (2003): Typology: interpreting world-wide patterns of variation. LOT Sommerschool 2003 Tilburg.



Eisenberg, Peter (2000): Das vierte Genus? Über die natürliche Kategorisation der deutschen Substantive. In: Bittner, A./ Bittner, D./ Köpcke, K.-M. (Hg.): Angemessene Strukturen: Systemorganisation in Phonologie, Morphologie und Syntax. Hildesheim: Olms, 91-105.
Gil, David (1993): Nominal and Verbal Quantification. In: Sprachtypologie und Universalienforschung 46, 275-317.
Gil, David (2001): Noun-Phrase Types and the Number Marking of Anaphors. In: Sprachtypologie und Universalienforschung 54 (1), 3-25.
Greenberg, Joseph H. (1963): Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements. In: Greenberg, J. H. (Hg.): Universals of Language. Cambridge, Massachusetts: MIT Press, 73-113.
Kolde, Gottfried (1996): Nominaldetermination. Tübingen: Niemeyer
Köpcke, Klaus-Michael/ Zubin, Davis A. (2005): Nominalphrasen ohne lexikalischen Kopf – Zur Bedeutung des Genus für die Organisation des mentalen Lexikons am Beispiel der Autobezeichnungen im Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 24, 93-122.
Krifka, Manfred (1986): Nominalreferenz und Zeitkonstitution. Zur Semantik von Massentermen, Pluraltermen und Aspektklassen. Ph.D. Dissertation, Universität München.
Krifka, Manfred (1989): Nominal Reference, Temporal Constitution and Quantification in Event Semantics. In: Bartsch, R./ Benthem, J. v. (Hg.): Semantics and Contextual Expression, Dordrecht: Foris, 75-115.
Landman, Fred (1996): Plurality. In: Lappin, S. (Hg.): The Handbook of Contemporary Semantic Theory. Cambridge, Massachusetts: Blackwell, 425-457.
Lasersohn, Peter (1995): Plurality, Conjunction and Events. In: Studies in Linguistics and Philosophy 55, Dordrecht: Kluwer.
Lehmann, Christian/ Moravcsik, Edit (2000): Noun. In: Booij, G./ Lehmann, Ch./ Mugdan, J. (Hg.): Morphologie-Morphology. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. Berlin: de Gruyter (HSK 17.1), 732-757.
Moravcsik, Edit (1994): Group plural – associative plural or cohort plural. Email document, Linguist List Vol. 5.681, 11 Jun 1994.
Müller, Gereon (2002): Remarks on Nominal Inflection in German. In: Kaufmann, I./ Stiebels, B. (Hg.): More Than Words: A Festschrift for Dieter Wunderlich. Berlin: Akademie Verlag, 113-145 (http://www.ids-mannheim.de/gra/eurostudien.html).
Rijkhoff, Jan (2002): The Noun Phrase. Oxford: UP (Oxford Studies in Typology and Linguistic Theory).
Sauerland, Uli (2003): A New Semantics for Number. In: Proceedings of Salt XIII. http://www.zas.gwz-berlin.de.
Scheibl, György (2006): *Zwei Senatoren bestechen drei Vestalinnen*. Nominalphrasen mit Numeralien und die referenziell-strukturelle Ambiguität im Deutschen. Budapest: Akadémiai (Philosophiae Doctores).
Scheibl, György (2007): *Fünf Komma null Eidecksen und null Komma fünf Eidecksen*. Über den Rektionsplural im Deutschen. Unveröffentlichtes Manuskript, Szeged.
Stump, Gregory (2001): Inflectional Morphology. Cambridge: Cambridge UP.
Waugh, Linda R./ Lafford, Barbara A. (2000): Markedness. In: Booij, G./ Lehmann, Ch./ Mugdan, J. (Hg.): Morphologie-Morphology. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. Berlin: de Gruyter (HSK 17.1), 272-281.

Wegener, Heide (1992): Pluralregeln und mentale Grammatik. In: Strigin, A./ Zimmermann, I. (Hg.): Fügungspotenzen. Festschrift für M. Bierwisch Berlin (Studia grammatica 34), 225-249.
Wegener, Heide (1995): Die Nominalflexion des Deutschen, verstanden als Lehrgegenstand. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 151).
Wegener, Heide (1999): Die Pluralbildung im Deutschen – ein Versuch im Rahmen der Optimalitätstheorie. In: Linguistik Online 4, 3/99.
Wiese, Bernd (2000): Wieso Flexionsklassen? Über die deutsche Substantivdeklination. In: Thieroff, R./ Tamrat, M./ Fuhrhop, N./ Teuber, O. (Hg.): Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen: Niemeyer, 139-153.
Wunderlich, Dieter (1999): German Noun Plural Reconsidered. Unpublished manuscript, Universität Düsseldorf.
Wurzel, Wolfgang Ullrich (1996): Morphologischer Strukturwandel: Typologische Entwicklungen im Deutschen. In: Lang, E./ Zifonun, G. (Hg.): Deutsch – typologisch. Berlin: de Gruyter (IdS Jahrbuch 1995), 492-524.
Zifonun, Gisela (2004): Plural und Pluralität im Sprachenvergleich, insbesondere zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen. In: Czicza, D./ Hegedűs, I./ Kappel, P./ Németh, A. (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, 397-415.



*Petra Szatmári (Szombathely)*

# Überlegungen zu den semantischen Rollen *Agens* und *Kausator*

## 1. Einleitung

Besonders vor dem Hintergrund, dass die Umperspektivierung eines Verbs z.B. in Richtung passivischer Konzeptualisierung nur dann erfolgen kann, wenn das Verb in der Basisperspektivierung, also in der im Lexikoneintrag verankerten aktivischen Perspektivierung, ein Agens fordert, ist die Diskussion um diese semantische Rolle noch immer aktuell.[1] Daneben können auch semantische Rollen auftreten, die über eine gewisse Aktivität dem Agens gegenüber verfügen – eine solche lässt sich mit dem Begriff *Kausator* erfassen. Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Beschreibung und Abgrenzung dieser beiden semantischen Rollen.

## 2. Agens-Merkmale

Ickler (1990) nimmt eine Trennung zwischen zentralisiertem Agens und dezentralisiertem mentalem Agens vor, wobei das zentralisierte Agens bei aktivisch verwendeten Verben steht und „immer die erste zentrale Entität aus der Sicht des Sprechers" ist (ebd.: 28). Damit ist häufig das Vorkommen einer zweiten Entität verbunden, nämlich der Größe, auf die das Agens einwirkt. Als Merkmale dieser ersten zentralen Entität nennt sie [+ kausativ, + zentral], z.B. *Hans baut ein Haus. Hans dankt Anna. Die Sonne bleicht die Farbe aus. Der Blitz hat ihn erschlagen. Das Waschmittel verdirbt die Wäsche. Der Stein trifft Goliath.* (Beispiele zit. n. Ickler 1990: 28). Das dezentralisierte Agens kommt nur im Passiv vor: „Die Passivdiathesen implizieren grundsätzlich, dass der genannte Vorgang oder Zustand von einer Entität **mit dem Merkmal [+ mental]** hervorgerufen wird" (ebd.: 29,

[1] Ágel (1996) spricht in diesem Zusammenhang vom sog. ABC der Passivbildung, das beinhaltet, dass folgende Regularitäten für die Bildung eines Passivs von Bedeutung sind: „**A** Verben mit Agenssubjekt sind passivfähig; **B** (Folglich sind) Verben ohne Agenssubjekt nicht passivfähig; **C** (Folglich sind) Geschehensverben, das heißt Verben, mit denen bereits im Aktiv ein Geschehen ausgedrückt wird, nicht passivfähig" (ebd.: 83).

Hervorhebung im Original) und es ist durch die Merkmale [+ kausativ, - zentral, + mental] gekennzeichnet. Physische Verursacher sind nach Ickler im Passivsatz anzugeben, damit „die grundsätzliche Implikation des Passivs: ‚mentaler Verursacher' neutralisiert wird" (ebd.). Das Merkmal [+ mental] bedeutet, dass die Entität „typischerweise ansprechbaren, verantwortungsfähigen, besitzfähigen Entitäten, also Personen, prototypisch" (ebd.: 27) zugeordnet wird. In diesem Zusammenhang schließt Ickler als Beispiel für eine metaphorische Extension auch die Zuordnung zu Nicht-Personen ein. Diese Differenzierung zwischen einem Agens im Aktivsatz und einem im Passivsatz halte ich für problematisch. Da Ickler bereits im Aktivsatz auch Nicht-Personen als Agens akzeptiert (vgl. *Sonne, Waschmittel, Blitz, Stein*) ist es nicht notwendig, das Agens im Passivsatz hinsichtlich seiner semantischen Merkmale dann restringierter darzustellen als im entsprechenden Aktivsatz, zumal das Passiv keine andere außersprachliche Wirklichkeit abbildet als das Aktiv, sondern nur eine andere Perspektivierung vornimmt, wovon die semantischen Rollen jedoch unberührt bleiben.

Schmidhauser (1995) geht vom Agens als „eine[r] abstrakte[n], vom Verb zugewiesene[n] Kategorie" (ebd.: 59) aus. Deshalb könne man „lediglich von der *Verschiebung* einer bestimmten NP (eines Referenten) in eine AGENS-Position" (ebd., Hervorhebung im Original) sprechen, demnach werde der NP [belebt/unbelebt] in Subjektposition bei Causa-Verben[2] im Aktivsatz die Rolle des ‚Verursachers' zugewiesen bzw. die thematische Rolle der entsprechenden Subjektposition bei Kausativverben im weitesten Sinne resp. bei grundsätzlich *allen* Handlungsverben mit ‚Agens' [± belebt] bezeichnet (vgl. ebd.: 66-67).

Almeida (1994) betont, dass das Agens entweder über das Merkmal [+ aktiv] oder [+ verantwortlich] verfügen müsse und das Agenskonzept als fließend mit schwer ziehbaren Grenzen anzusehen sei. Den Vorteil eines semantisch valenzorientierten Standpunktes sieht Almeida außerdem in der Möglichkeit der Integration kultureller Einflüsse. Dies erscheint wichtig vor dem Hintergrund, dass durch verschiedene Sprachen auch „verschiedene kulturelle Perspektiven zum Ausdruck kommen und [...] dass die Kasus zum Teil sprachspezifisch sind" (ebd.: 106). Dadurch sei es möglich, dass Naturkräfte oder Gegenstände in der syntaktischen Funktion des Subjektes aufgrund kultureller Einflüsse und der „Einbildungskraft" der jeweiligen Sprachgemeinschaft (ebd.: 107) als Agens interpretiert werden.[3]

2 Causa-Verben versteht er als einen speziellen „Typus von Handlungsverben", bei denen die Handlung im „Bewirken" bestehe. Dabei zeigen sie ein ähnliches Verhalten wie das „semantisch schwach spezifizierte Verb *machen*" (vgl. Schmidhauser 1995: 60).

3 Almeida (1994) analysiert in diesem Zusammenhang u.a. das portugiesische Verb *comer* (= fressen), das in der Regel für Menschen und Tier benutzt wird, im Portugiesischen aber ebenfalls mit dem Subjekt *sol* (= Sonne) stehen kann: *O sol comeu as cores da roupa* (= *Die Sonne fraß die Farben der Wäsche). Eine solche Verwendung lässt sich nur durch das Hinzuziehen kultureller Aspekte erklären: „Selbstverständlich hat der portugiesische Satz mit der portugiesischen Umwelt zu tun. In Portugal brennt die Sonne stark, deswegen kann sie als Subjekt von *comer* fungieren. Viel mehr kann unter einer prototypischer [sic!] Perspektive erklärt werden. In Wirklichkeit wird die Sonne mit der prototypischen Anwendung von *comer* + *belebtes Wesen* verglichen. O *sol* wird als Agens aufgefaßt" (ebd.: 105-106).



Auf Grundlegendes weisen Lakoff/Johnson (1980) hin, wenn sie das *concept of causation* als „one of the concepts most often used by people to organize their physical and cultural realities" (ebd.: 69). In Anlehnung an Lakoff/Johnson nimmt Welke (1988, 1997) folgende Merkmale[4] für einen prototypischen Handlungssatz an: menschliches Agens [+ hum], das ‚willentlich', ‚intentional' [+ int] handelt (= ‚verantwortlich für die Handlung'), um einen bestimmten Effekt zu erreichen [+ eff] (= ‚eine Änderung am Objekt bewirkend'), dabei Eigenaktivität zeigt [+ control] sowie „einen spezifischen verursachenden Anteil an dem Zustandekommen des Ereignisses [+ responsible]" (Welke 1997: 217) hat (vgl. (1)). Im prototypischen Sinne handelt es sich auch dann noch um ein Agens, wenn „nur noch das Merkmal [+ control] oder [+ responsible] vorhanden ist" (ebd.).[5] Demnach verfügt ein weniger prototypisches Agens über die Merkmale ‚verantwortlich für die Handlung', ‚eine Änderung am Objekt bewirkend' (vgl. (2)) und ein nicht-prototypisches Agens entweder über das Merkmal ‚verantwortlich für die Handlung' oder ‚eine Änderung am Objekt bewirkend' (vgl. (3)).

1) Sie malt ein Bild.
2) Das Unwetter hat die Ausflügler überrascht.
3) Der Stein traf Goliath.

Vor diesem Hintergrund gehe ich von einem Kontinuum der Merkmale für die einzelnen Rollen aus. An einem Ende/Pol befindet sich der typische/zentrale Vertreter der Agens-Rolle, während der andere Pol durch den nicht-typischen/peripheren Vertreter besetzt ist, vgl. Merkmale der Agens-Rolle:

4 Vgl. auch Almeida (1994), die von folgenden prototypischen Agens-Merkmalen ausgeht: [+ aktiv], [+ effektiv], [+ belebt], [+ intentionell], [+ verantwortlich].

5 Dazu führt er folgende Beispiele an: (a) [+ control], [+ responsible]: *Die Lawine begrub die Wanderer unter sich. Der Wind öffnet die Tür. Das Auto fährt schnell.* (b) [+ responsible]: *Das Mittelmeer trennt Europa von Afrika. Ihr Haus verbindet die Eheleute. Der unaufgeräumte Schreibtisch ärgert ihn.* (vgl. Welke 1997: 217).

| | prototypische | | | | periphere |
|---|---|---|---|---|---|
| hum (menschliches Agens) | + | - | - | - | - |
| int (‚verantwortlich für die Handlung') | + | + | - | - | - |
| eff (‚eine Änderung am Objekt bewirkend') | + | + | + | - | - |
| control (Eigenaktivität zeigend) | + | + | + | + | - |
| responsible (‚einen spezifischen verursachenden Anteil an dem Zustandekommen des Ereignisses besitzend') | + | + | + | + | + |

Tabelle 1: Merkmale der Agens-Rolle

Zwischen beiden Polen sind demzufolge verschiedene Kombinationen prototypischer Merkmale möglich, wodurch die Zugehörigkeit zum Pol der prototypischen Merkmale durch unterschiedliche Grade gekennzeichnet ist.

Auf die passivische Konzeptualisierung bezogen lässt sich festhalten, dass die Passivfähigkeit eines Verbs demnach am wahrscheinlichsten ist, je mehr das Agens mit prototypischen Merkmalen ausgestattet ist. Je peripherer die Agens-Merkmale angelegt sind, desto stärker ist die Passivbildung restringiert, vgl.

4) Er schläft. – Hier wird geschlafen.
5) Der Stein traf Goliath. – Goliath wurde vom Stein getroffen.
6) Das unaufgeräumte Zimmer ärgert die Mutter. – *Die Mutter wird durch das unaufgeräumte Zimmer geärgert.

So scheint dem Stein in Satz (5) das Merkmal [+ responsible] weitaus mehr zugeordnet zu werden als dem unaufgeräumten Zimmer in Satz (6), wodurch die passivische Konzeptualisierung bei Satz (6) blockiert ist.



Während das von einem Verb regierte Agens in der Basisperspektivierung im Subjekt kodiert ist, wird bei Umperspektivierung des Verbs das Agens auf ganz spezifische Weise realisiert, was im folgenden Abschnitt anhand ausgewählter Konstruktionen beschrieben wird.

## 2.1. Zur Agens-Realisierung in ausgewählten Konstruktionen

### 2.1.1. Passivsätze

In der Fachliteratur herrscht kein Konsens hinsichtlich des Agens in passivischen Konstruktionen: Einerseits erfolgt eine Beschränkung auf grammatikalisierte Agens-Realisierungen mit *von/durch*,[6] andererseits gibt es eine weitere Auffassung, die auch nicht-grammatikalisierte Agens-Nennungen zulässt (z.B. Schoenthal 1976, Brinker 1971, Pape-Müller 1980, Zifonun 1992). Prozentual verteilen sich Passivsätze mit grammatikalisierter bzw. nicht-grammatikalisierter Agens-Realisierung wie folgt:

Brinker[7] (1971: 48) = 97% : 3% ;
Trempelmann (1973: 104) = 96,4% : 3,6%.[8]

Bei den zahlenmäßig geringeren nicht-grammatikalisierten Agens-Realisierungen zeigt sich eine große Uneinheitlichkeit, wie der nachfolgenden Tabelle entnommen werden kann:

6 Eggers (1979: 49; Anm. 7) berücksichtigt nur Agens-Nennungen mit der Präposition *von*, Präpositionalphrasen mit *durch, in, mit, an, auf* usw. beachtet er wegen nicht auszuschließender instrumentaler und anderer Funktion nicht. Unter den grammatikalisierten Formen überwiegt die Agens-Nennung mit *von* (nach Brinker (1971: 48) mit 80%). Schoenthal (1976: 92) belegt, dass es relativ wenig Agens-Benennungen mit dem semantischen Merkmal [- belebt] gibt, dagegen fand sich bei 90,5% der *werden*-Passivsätze ein Agens mit dem Merkmal [+ belebt]). Sommerfeldt/Starke (1988: 96-97) geben an, dass die *von*-Phrase bei 75% der Passivsätze vorherrschend zur Bezeichnung von Personen verwendet wurde. Demgegenüber wurde bei 25% der Passivsätze die Präposition *durch* vorwiegend für Abstrakta gesetzt. Allerdings relativieren sie diese Aussage sofort, wenn sie feststellen, dass „beide Präpositionen [...] ohne Bedeutungsunterschied [...] gegeneinander austauschbar"" (ebd.: 97) sind.

7 In Brinker (1990: 120) finden sich Angaben zur Schriftsprache, wonach in etwa 86% der Passivsätze keine Nennung des Agens erfolgt.

8 Zitiert nach Rösch (1994: 52).

| | |
|---|---|
| Brinker (1971)[9] | eindeutig subjektfähige Präpositionalphrasen: *von seiten/seitens, mit, bei, in, unter, aus, auf, zwischen;* nicht eindeutig subjektfähige Präpositionalphrasen (haben eine zweifache Transformationsmöglichkeit): *(von, durch,) mit, bei, in, aus, unter, auf;* dabei wird folgende abnehmende Häufigkeit der nicht-grammatikalisierten Agens-Realisierungen angegeben: *in – mit – bei – aus – auf – zwischen – seitens – unter*[10]. |
| Pape-Müller (1980) | *seitens, zwischen, bei, in, aus, mit;* Ableitungen auf *-lich, -al, -ell, -är, -erseits;* |
| Latzel (1982) | präpositionale Agens-Angabe: *mit, in, über bei, am, seitens, von seiten, an, unter, von – her, zwischen;* nicht-präpositionale Agens-Angabe: *-ell, -lich;* |
| Dyhr (1983) | *auf, aus, bei, in, mit, unter, von seiten, zwischen;* Ableitungen auf *-al, -ell, -(i)sch, -lich, -mäßig, -erseits;* |
| Sommerfeldt/Starke (1988) | *zwischen, unter, seitens;* |
| Helbig/Buscha ([16]1994) | *in, bei, seitens/von seiten, unter, aus, auf, zwischen;* Bildungen auf *-seits;* |
| Zifonun/Hoffmann/ Strecker (1997) | *seitens/von seiten;* |

Tabelle 2: Nicht-grammatikalisierte Agens-Realisierungen

Nicht-grammatikalisierte Agens-Realisierungen sind insofern problematisch, als sie neben der agentiven u.a. lokative, instrumentale, modale, konkomitative Bedeutung haben.[11] Pape-Müller (1980) sieht gerade darin auch ihren Vorteil:

9 Brinker (1971) verzichtet auf die Bezeichnung „Agensangabe" und unterscheidet unter rein formal-syntaktischen Aspekten zwischen subjektfähigen und nicht-subjektfähigen Präpositionalphrasen. Das besondere Merkmal der subjektfähigen Präpositionalphrase besteht darin, dass sie bei einer Transformation in einen Aktivsatz „Nominativsubjekt des T-Satzes (= Aktiv-Satzes) wird" (ebd.: 42).

10 Rösch (1994: 53) bringt in Anlehnung an Brinker (1971) und Trempelmann (1973) eine leicht abweichende Reihenfolge: *in, mit, bei, aus, auf, unter, seitens, zwischen.*

11 Latzel (1982: 24; Beispiel auch dort) spricht in Anlehnung an Jäntti bei Passivsätzen mit Präpositionen, die zwei Aktiv-Interpretationen zulassen, von „Janus-Agenzien", vgl. *[...] mit einer Bestrafung Aydemirs [würde] kaum etwas geändert → Eine Bestrafung Aydemirs* würde kaum etwas ändern. → Man würde *mit einer Bestrafung Aydemirs* kaum etwas ändern.



> Eine derartige, durch die Wahl der Präposition (*bei, in, zwischen, aus* und *mit*) bedingte, komplexe Bedeutung der agentiven Präpositivergänzung im Passivsatz kann in den entsprechenden Aktivsätzen eine Ergänzungsklasse allein nicht ausdrücken. Die Passivsätze sind in diesem Fall eine ökonomische kompakte Ausdrucksform. (ebd.: 82)

Nach Ansicht von Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997) jedoch erfüllen Phrasen mit *in, mit, unter, aus, auf* oder *zwischen* „die Bedingung der Bedeutungsgleichheit der einander zugeordneten Strukturen nicht, allenfalls sind Aktiv- und Passivsatz bedeutungsähnlich" (ebd.: 1831). Die Autoren unterscheiden in diesem Zusammenhang zwei Fälle: (a) neben dieser Präposition kann eine grammatikalisierte Agens-Nennung erfolgen (vgl. (7)) oder (b) die Präpositionalphrase ist im Aktivsatz ausgeschlossen (vgl. (8)):

7) In der Bonifatius-Vita [...] wird Würzburg vom Autor jeweils kurz erwähnt. (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997: 1831)
8) Denn was bei ihm (Camus) als der Kampf zweier „Rassen" gesehen wird, ist tiefer gesehen der Kampf zweier Kräfte im Menschen [...] (ebd.: 1832)

Dieses Dilemma kann z.T. der prototypische Ansatz überbrücken, wobei davon auszugehen ist, dass die Formen der Agens-Realisierung ein Kontinuum bilden, das sich von der prototypischen Agens-Realisierung (= grammatikalisierte Formen wie z.B. die *von/durch*-Phrase) bis zur peripheren Agens-Realisierung (= nicht-grammatikalisierte Formen wie z.B. unter-Phrase, Ableitungen auf *-lich*, vgl. (9)) erstreckt.

9) [...] sein stiller Einfluß verwandelt die anderen [...]. – [...] die anderen [...] wurden unter seinem stillen Einfluß verwandelt [...] (vgl. Brinker 1971: 45)

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt lässt sich hier noch keine genaue Graduierung der Formen der Agens-Realisierung vornehmen. Da eine solche einerseits auf Befragung von Versuchspersonen mit Deutsch als Muttersprache zu beruhen hat, andererseits aber auch die Vorkommenshäufigkeit mit berücksichtigen muss, ist die Erstellung einer Matrix mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden: Die Form *seitens/von Seiten* z.B. wird hinsichtlich ihrer Agens-Merkmale zu den prototypischen Vertretern gehören, weist aber nach ihrer Vorkommenshäufigkeit (vgl. Brinker 1971, Rösch 1994) keine hohe Frequenz auf. Dies führt zur Hypothese, dass eine nicht-grammatikalisierte Form der Agens-Realisierung umso seltener verwendet wird, je mehr prototypische Agens-Merkmale sie besitzt. Dieser Ausdrucksbereich ist ja von den prototypischen Agens-Realisierungen besetzt. Dies bedeutet umgekehrt auch, dass eine nicht-grammatikalisierte Form umso häufiger verwendet wird, je mehr die Agens-Merkmale zugunsten anderer semantischer Merkmale zurückgedrängt sind.

### 2.1.2. Konstruktionen mit *(sich)-lassen*

Eine weitere interessante Umperspektivierung kann mithilfe des Verbs *lassen* vorgenommen werden, vgl.

10) Sie lässt den Text korrigieren.
11) Sie lässt die Lektorin den Text korrigieren.
12) Sie lässt den Text von der Lektorin korrigieren.
13) Sie lässt sich den Text von der Lektorin korrigieren.
14) Der Text lässt sich selbst von einer gewieften Lektorin nicht korrigieren.
15) Nach dem Weggang dieser Person lässt (es) sich hier für uns alle wieder richtig gut arbeiten.

In obigen Sätzen regiert *lassen* volitionale Verben, d.h. Verben, in deren Basisperspektivierung das Agens im Nominativ kodiert ist. Die Sätze sind weiterhin danach zu unterteilen, ob ein Reflexivpronomen aufscheint oder nicht. Konstruktionen mit *lassen*, in denen kein Reflexivpronomen aufscheint, werden hier als *lassen*-Konstruktionen bezeichnet (vgl. Sätze (10)-(12)). Reflexive *lassen*-Konstruktionen (*sich-lassen*-Konstruktionen) unterscheide ich aufgrund der Subjektrealisierung in solche mit belebtem ($Sub_{+bel}$), unbelebtem ($Sub_{-bel}$) bzw. es-Subjekt ($Sub_{+/-es}$) (ausführlicher werden diese Realisierungen in Szatmári (2004) beschrieben):

16) ($Sub_{+bel}$): Sie lässt sich den Text von der Lektorin korrigieren.
17) ($Sub_{-bel}$): Der Text lässt sich selbst von einer erfahrenen Lektorin nicht korrigieren.
18) ($Sub_{+/-es}$): Nach dem Weggang dieser Person lässt (es) sich hier wieder richtig gut arbeiten

Da *sich-lassen*-Konstruktionen mit belebtem ($Sub_{+bel}$) bzw. unbelebtem ($Sub_{-bel}$) dem Passiv vergleichbare Agens-Realisierungen vornehmen, konzentriere ich mich im Rahmen dieses Beitrags auf solche mit *es*-Subjekt ($Sub_{+/-es}$).

#### 2.1.2.1. Agens-Realisierung in *lassen*-Konstruktionen

Während passivnahe Strukturen die Tendenz zeigen, das Agens durch grammatikalisierte Formen (*von/durch*-Phrase) zu repräsentieren, wird bei den *lassen*-Konstruktionen das Agens durch das sog. *Infinitivsubjekt* syntaktisch realisiert. (Den Begriff *Infinitivsubjekt* verwende ich in Anlehnung an Ide 1998.)[12]

Als alternative Formen des Infinitivsubjektes sind zu nennen (a) die Akkusativergänzung (Akk), (b) die *von/durch*-Phrase (Präp) und (c) die Agenstilgung (Null).



Ide (1998) untersucht – auch kontextuelle Zusammenhänge berücksichtigend – das authentische distributionelle Vorkommen der Formen des Infinitivsubjektes in *lassen*-Konstruktionen, wobei Ide auch reflexive *lassen*-Konstruktionen mit einbezieht. Die Untersuchungsergebnisse werden hier tabellarisch zusammengefasst:

| *lassen*-Konstruktion | Form des Infinitivsubjektes | | |
|---|---|---|---|
| | Null | Präp | Akk |
| *lassen* + zwei- bzw. dreiwertige Handlungsverben (zahlenmäßiges Verhältnis (zV): Null: 88; Präp: 8; Akk: 6) | Hauptmotive für Auslassung[13]: situative Verständlichkeit und situative Unwichtigkeit | selten gebraucht, substantivisch besetzt (kein Beleg für pronominale Besetzung); logische Reihenfolge: vom Infinitivobjekt zum Infinitivsubjekt; drücken vorwiegend etwas Neues, Nicht-Vorgegebenes aus; Substantive stellen häufig etwas Institutionelles dar | selten gebraucht; pronominal besetzt; logische Reihenfolge: vom Infinitivsubjekt zum Infinitivobjekt; drücken überwiegend bekannte Personen aus (= Thema) |
| ***sich lassen*** (Subj. = hum) + zwei- bzw. dreiwertige Verben (zV: Null: 165; Präp: 71; Akk: Ø) | Hauptmotiv für Auslassung: kontextuelle Bekanntheit | substantivische Besetzung überwiegt (nur 11 Belege mit pronominaler Besetzung), bezeichnen oft Vorgegebenes | |
| *lassen* + zweiwertige Verben der „inneren kognitiven Vorgänge" (zV: Null: 42; Präp: Ø; Akk: 37) | Hauptmotiv für Auslassung: situative Unwichtigkeit (Nennung bzw. Nicht-Nennung des Infinitivsubjektes = verbsemantischer Natur) | | pronominale Besetzung überwiegt (= Thema), substantivische Besetzung: Eigennamen oder Nomen mit unbestimmtem Artikel |

Tabelle 3: Formen des Infinitivsubjekts nach Ide (1998)

12 Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997: 1411) bezeichnen die Akkusativergänzung wegen der noch ungeklärten Fragen hinsichtlich der Zugehörigkeit des Akkusativs (in der AcI-Konstruktion) (d.h., ob er zum regierenden oder zum regierten Verb gehört) als *Zentralakkusativ*. Dieser Terminus ist irreführend, denn er suggeriert, dass diese Akkusativergänzung das Zentrum der Konstruktion bildet. Dies ist deshalb problematisch, weil sie z.B. bei *lassen* in nicht wenigen Fällen fakultativ ist.

13 Als Motive für die Agens-Tilgung nimmt Ide (1998) an: (1) kontextuelle Bekanntheit, (2) situative Verständlichkeit (berufsspezifische Handlungen), (3) situative Unwichtigkeit.

Die Analyse lässt einerseits die Schlussfolgerung zu, dass bestimmte grammatische, verb- und satzsemantische Merkmale die Wahl der Form des Infinitivsubjektes steuern, andererseits aber auch kontextuelle Bezüge eine wesentliche Rolle dabei spielen.

Die makrovalenzielle (syntaktische) Realisierung des Agensaktanten ist, wie Ide belegen konnte, von verbsemantischen und kontextuellen Faktoren abhängig und keineswegs völlig frei, lediglich *lassen* in Verbindung mit zwei- und dreiwertigen Handlungsverben realisiert alle drei Varianten, vgl.

19) Als er Christa T. angehört hatte, ließ er **seine Sekretärin** Kaffee kochen. (zit. n. Ide ebd.: 277)
20) Als er Christa T. angehört hatte, ließ er **von seiner Sekretärin** Kaffee kochen. (zit. n. Ide ebd.: 279)

Die Austauschbarkeit von Akk und Präp und umgekehrt sollte zusätzlich Aufschluss über den Grad der „freien" Verwendbarkeit der Formen bringen. Die Austauschprobe Akk → Präp bzw. Präp → Akk ergibt zwar grammatisch richtige Sätze, die Informationsvermittlung jedoch ist in den meisten Fällen gestört: Wird für Akk → präpositionales Infinitivsubjekt gesetzt, verändert sich die Informationsstruktur so, dass das frühere, durch das akkusativische Infinitivsubjekt ausgedrückte Thema nicht mehr so deutlich als solches empfunden wird. Beim Ersatz Präp → Akk geht die Vermittlerrolle, die das Infinitivsubjekt mit *von* auszudrücken vermag, verloren, wodurch das Akk-Infinitivsubjekt als direkter Handlungsausführender empfunden wird.

Eine Bestätigung für die „Vermutung, dass die Formenwahl zur Steuerung der Interpretation bzw. zur Abstufung der Willentlichkeit des Infinitivsubjekts getroffen werde" (Ide ebd.: 285-286) konnte nicht gefunden werden.

### 2.1.2.2. Agensrealisierung in *sich-lassen*-Konstruktionen mit *es*-Subjekt ($Sub_{+/-es}$)

Bei bestimmten Verben wird eine Umperspektivierung zur Eigenschaftslesart über das Verb *lassen* erreicht, vgl.

21) Der Text lässt sich korrigieren. → Der Text verfügt über die Eigenschaft, dass man ihn korrigieren *kann*.
22) In dieser Stadt lässt es sich leben. → Diese Stadt verfügt über die Eigenschaft, dass man gut in ihr leben *kann*.

Diese Eignung für diese Lesart ist darauf zurückzuführen, dass *lassen* über die Seme ‚veranlassen/bewirken, dass etwas geschieht', ‚zulassen', ‚erlauben', ‚dulden'



verfügt, bei denen ja immer das Bedeutungsmerkmal ‚Möglichkeit' mitschwingt, nicht weniger wesentlich waren sicher auch die Umstände, dass *lassen* in bestimmten Verwendungsweisen (modale, lokale, temporale) Adverbialia fordert und neben dem Agenssubjekt auch Patienssubjekte zulässt, wodurch sich bereits eine Entwicklung von Anschaulich-Konkretem zu Abstraktem zeigt, vgl.

23) Er ließ ihm das Gerät billig. Er ließ niemanden in sein Zimmer. Er ließ ihm das Buch bis Montag.
24) Das Buch lässt sich leicht lesen.
25) Hier lässt es sich gut lesen.

Im Rahmen dieses Beitrags ist die Aufmerksamkeit in erster Linie auf solche Konstruktionen gerichtet, wie sie u.a. durch Satz (25) repräsentiert sind. Für ein implizit vorhandenes Agens in den *(es) + lässt + sich* Konstruktionen ist der Vorgang unter bestimmten Bedingungen realisierbar bzw. nicht realisierbar. Dabei hängt die Realisierbarkeit allerdings von der „Natur bzw. Beschaffenheit" des Vorganges ab, d.h. der Vorgang an und für sich ermöglicht eine Handlung/ein Wirken von außen. Das Zulassen bzw. das Mitverstehen dieser Einwirkung von außen bringt die *sich-lassen*-Konstruktionen in die Nähe des Passivs.

Die implizit enthaltene Möglichkeit der Ausführung einer Handlung braucht bei Transformation in einen Passiv- bzw. Aktivsatz das lexikalische Element (Modalverb *können*):

26) Dem lässt sich (schnell) abhelfen. – Dem kann (schnell) abgeholfen werden. – Man kann dem (schnell) abhelfen./Dem kann man (schnell) abhelfen.
27) Bei diesem Wetter lässt es sich dort aushalten. – Bei diesem Wetter kann man es dort aushalten.

Die Äquivalenz zwischen den *(es) + lässt + sich* Konstruktionen und den entsprechenden Passiv- bzw. Aktivsätzen ist – bedingt durch das Mitverstehen der Agensgröße – relativ hoch. *Es* kopiert eine Patiens-Realisierung und ist deshalb ein quasi patientives Subjekt (vgl. Ágel 2000: 230). *Es* simuliert also Subjekte, wie sie in den überwiegend aus transitiven Verben gebildeten *sich-lassen*-Konstruktionen mit $Subjekt_{[-belebt]}$ anzutreffen sind:

28) **Diese Speise** lässt sich essen.
29) **Es** lässt sich dort gut essen.

Sollte ein Zweitaktant vorhanden sein, dann weist die *(es) + lässt + sich* Konstruktion ihm bestimmte Eigenschaften zu (z.B. *In dieser Stadt lässt es sich sehr angenehm leben.*). In Anlehnung an Kolb (1979)[14] bezieht sich die durch die *sich-lassen*-Konstruktion ausgedrückte Modalität „stärker und eindeutiger auf die

Natur" des Geschehens bzw. Zweitaktanten, von dem die Rede ist, „als auf das Vermögen dessen, der [damit] zu tun hat" (ebd.: 280). Auch wenn die Bezugsstelle des Agens unbesetzt bleiben kann, so wird die entsprechende Bezugsstelle auch dann mitbedeutet, d.h. die semantische Rolle Agens ist im dargestellten Sachverhalt mitzuverstehen – im Fall dieser subjektlosen *sich-lassen*-Konstruktionen bzw. sich-lassen-Konstruktionen mit es als Erstaktanten handelt es sich um die Vorstellung einer allgemeinen humanen Entität (ausgedrückt z.B. durch das Lexem *man*). Dies lässt sich damit erklären, dass das Vollverb *lassen* in der Regel eine humane Entität als Subjektgröße fordert. Diese semantische Valenz gibt das Verb offenbar beim Grammatikalisierungsprozess auch nicht auf, so dass diese humane Entität stets mitverstanden wird. Dieses Mitverstehen des Agens bei Nicht-Nennung des Agens findet sich auch beim Passiv (vgl. Mode 1994).

Die in dieser Konstruktion mitbedeutete und mitzuverstehende semantische Rolle *Agens* wird nur in wenigen Fällen vom Sprachbenutzer explizit durch Agens-Nennung vorgenommen, wahrscheinlich immer dann, wenn eine von der mitgedeuteten unpersönlichen, unbestimmten Personengruppe abweichende Entität gekennzeichnet werden soll.. Dieses Verhalten zeigt die besondere Nähe dieser Konstruktion zum sog. unpersönlichen bzw. subjektlosen Passiv. Eggers (1979) hebt in diesem Zusammenhang hervor, dass „innersprachlich Sätze mit einem Passiv intransitiver Verben stets ohne grammatisches Subjekt gebildet [werden]. Selbst die Möglichkeit, in den subjektlosen Passiv-Satz ein Agens als ‚freie Angabe' einzubringen, etwa des Typs *Von vielen Arbeitern wird heute gestreikt* wird niemals verwirklicht" (ebd.: 51).

Demzufolge ist es nicht verwunderlich, dass bei *(es) + lässt + sich* Konstruktionen, die überwiegend von intransitiven Verben gebildet werden (vgl. Szatmári 2004), kaum ein Agens angeschlossen wird. Diesbezügliche Aussagen können also nur recht vage sein, bei *(es) + lässt + sich* Konstruktionen scheint es folgende Agens-Realisierungsmöglichkeiten zu geben: (a) Agensanschluss mit *für*, (b) Agensanschluss mit *unter*, (c) Agensanschluss mit von:

(a) Agensanschluss mit *für:*
Das Substantiv bzw. Pronomen in der *für*-Phrase kann in Sätzen, die einen potentiellen Handlungs- oder Geschehensvollzug angeben, als „potentieller Geschehensträger" (Schröder 1986: 112) verstanden werden, z.B.

30) dort ließ es sich für alle aushalten (Höhle 1978: 64)
31) in dem Waldsee läßt (es) sich für geübte Schwimmer wunderbar schwimmen. (ebd.)

[14] Kolb (1979) bezieht sich in seinem Beitrag jedoch auf *sich-lassen*-Konstruktionen mit Sachsubjekt.



32) für einen friedlichen Menschen läßt sich mit Karl gut auskommen (ebd.)

Der Agensanschluss mit *für* tritt somit sowohl bei der Vorgangs-/Eigenschaftsperspektivierung einiger primärer Valenzträger als auch bei der des sekundären Valenzträgers *sich lassen* auf, denn aus einer Untersuchung von Dyhr (1983) geht hervor, dass bei Verben mit *sich* die Agens-Realisierung mittels präpositionaler Ausdrucksformen ausschließlich über die *für*-Phrase erfolgt, vgl.

33) Für mich fährt sich dieses Auto leicht. (Dyhr 1983: 64)

Zum Vergleich sollen hier lediglich einige ausgewählte Konstruktionen der Analyse von Dyhr (ebd.: 60) hinsichtlich ihrer Agens-Realisierung herangezogen werden:

| | Agens-Nennung | | |
|---|---|---|---|
| | *durch* | *für* | *von* |
| *werden* + Part. II | + | | + |
| *sein* + Part. II | + | | + |
| *bleiben* + Part. II | + | | + |
| *bekommen* + Part. II | + | | + |
| *sein* + *zu* + Inf. | + | + | + |
| *bleiben* + *zu* + Inf. | + | + | + |
| *lassen* + *sich* + Inf. | + | + | + |
| ***Verb + sich*** | | + | |

Dürscheid (1997, 1999) begründet die Agens-Nennung mithilfe einer *für*-Phrase mit der Semantik der Präposition, die nicht die prototypische Agenslesart der *von*-Phrase impliziert, sondern die Eigenschaftslesart der Konstruktion betont.

(b) Agensanschluss mit *unter:*

34) Unter Freunden sollte sich immer offen über alles sprechen lassen.

(c) Agensanschluss mit *von:*

35) ?Daran ließe sich von niemandem zweifeln.

Den eher marginale Agensanschluss werte ich als Kennzeichen eines hohen Grammatikalisierungsgrades, d.h. Abstraktionsgrades, der *(es) + lässt + sich* Konstruktion und bringt diese Konstruktion in die Nähe der unpersönlichen bzw. subjektlosen passivischen Konzeptualisierung.

## 3. Überlappung zweier unterschiedlicher semantischer Rollen

Basierend auf dem Konzept der Prototypizität semantischer Rollen führt Dürscheid (1999) u.a. zur Patiens-Rolle aus: Die Dativ-NP in zweiwertigen Verben (z.B. *Ich helfe dir. Ich widerspreche dir.*) sei aufgrund des Vorhandenseins prototypischer Patiens-Merkmale[15] als Patiens zu betrachten. Wenn jedoch zwei Kandidaten für die Patiens-Rolle im Satz aufscheinen, weist Dürscheid der NP die Patiens-Rolle zu, die über die meisten Patiens-Merkmale verfügt, die NP mit der geringeren Anzahl an Patiens-Merkmalen fasst sie dann als Rezipient auf (vgl. ebd.: 191).

Hier spiegelt sich die aus der Fillmore'schen Kasusgrammatik resultierende Auffassung, dass zwei im selben Satz stehende Ergänzungen/Argumente zwei verschiedenen Tiefenkasus angehören (vgl. Wettler 1980: 75). Analog zu interpretieren ist auch Helbig (1992), wenn er von der Unmöglichkeit der Akkumulierung von Ergänzungen gleicher Art in einem Satz spricht.

Dürscheid (1999) weist ferner darauf hin, dass bei Nominativsprachen, wie z.B. dem Deutschen, „im prototypischen Fall das Agens im Nominativ kodiert wird, das Patiens im Akkusativ, der Rezipient im Dativ bzw. der Experiencer im Nominativ und der Stimulus im Akkusativ oder Dativ" (ebd.: 231). Eine Systematik in der Zuordnung von Kasus- und Rollenhierarchie zeige sich darin, dass die jeweils ranghöchste semantische Rolle die ranghöchste Kasusposition (= Nominativ) besetzt. Variationen lassen sich z.B. aus dem hybriden Status einiger Rollen erklären.[16]

In Sätzen wie

36) Der Frisörmeister blondiert *ihr* das Haar.
37) *Sie* bekommt das Haar vom Frisörmeister blondiert.
38) ***Sie*** lässt sich nur vom Frisörmeister das Haar blondieren.

ist *der/vom Frisörmeister* Agens. Im Dativ *(ihr)* ist der Rezipient kodiert. Durch die passivische Umperspektivierung (durch das *bekommen*-Passiv) gelangt der Rezipient in die ranghöchste Kasusposition, vgl. Satz (37). In Satz (38) wird im

[15] Dies begründet sie mit den in Anlehnung an Dowty übernommenen prototypischen Patiens-Merkmalen wie: ‚undergoes changes of state', ‚causally affected by another participant' (Dowty 1991: 572).

[16] Der „hybride[...] Status der Experiencer- und Stimulus-Rolle", die zugleich mit Agens- und Patienseigenschaften ausgestattet sind, erklärt z.B. deren Konkurrenz „um die Realisierung im Nominativ, dem ranghöchsten Kasus der Kasushierarchie" (Dürscheid 1999: 231).



Nominativ nicht nur der Rezipient versprachlicht, sondern auch eine semantische Rolle realisiert, die die Fachliteratur als *Kausator* bezeichnet. Dabei steht die Volitionalität des Subjektes von *lassen* über der des eigentlichen Agens. Dadurch wirkt das grammatische Subjekt in gewisser Weise auf das Geschehen ein, ohne selbst Handelnder zu sein.

Im nachstehenden Abschnitt versuche ich eine Definition dieser Rolle sowie eine Abgrenzung zum Agens.

Das Vollverb *lassen* kodiert im Nominativ (= Subjekt) in der Regel eine belebte/humane Entität, die mit dem Merkmal [+ int] ausgestattet ist:

39) Sie kann das Rauchen nicht lassen. Sie ließ das Kind in der Schule. Ich lasse dir das Buch für drei Tage. Er ließ ihm die Luft aus dem Reifen.

Wird *lassen* nun zur Umperspektivierung der Basisperspektivierung verwendet, so ordnet es, wenn es eine belebte Entität in Subjektposition fordert, dieser Entität agentive Merkmale zu. Da dieser Entität verursachende Wirkung zugeschrieben wird, bezeichnet man sie auch als *Kausator*. Die Fachliteratur nimmt für den *Kausator*[17] folgende Merkmale an: Er ist eine spezifische Klasse von Partizipanten, die (a) Gegenstände, die den Anstoß zu einer Handlung geben, widerspiegeln; (b) einen Tatbestand veranlassen; (c) in nicht-reflexiven resp. nicht-medialen kausativen Situationen nicht unmittelbar (als Denotat von Agens, Patiens, Adressat oder einem anderen Partizipanten) daran beteiligt sind (vgl. Lötzsch/Fiedler/Kostov 1976: 86).

Wenn man sich aber Sätze vor Augen hält wie

40) Sie lässt sich das Haar von ihrer besten Freundin färben.
41) Vertraglich ließ er sich die persönliche Gestaltung seiner Liebesszenen zusichern. (Die ganze Woche, Dabei 43/94: 11)

fällt deren Nähe zum *bekommen*-Passiv auf, vgl.

[17] Nedjalkov (1976) definiert *Kausator* als „‚Ursache' der Handlung, die nicht von ihm selbst ausgeführt wird" (ebd.: 240). Er betrachtet Sätze wie *Sie ließ sich [von jmdm.] töten.* („Subjekt" = „Kausator" = „Objekt") innerhalb der kausativen Diathese als besondere kausativ-passive Diathese, die durch folgende Merkmale gekennzeichnet ist: (1) aufgrund einer bestimmten Verhaltensweise oder einer ihm innewohnenden Eigenschaft unterzieht sich das Subjekt dem im Vollverb ausgedrückten Sachverhalt; (2) Vorhandensein von *sich-lassen;* (3) „Unmöglichkeit, $Ag_{Akk}$ und Möglichkeit, $Ag_{Präp}$ zu verwenden" (ebd.: 243; Ag = Agens – P. Sz.).

42) Sie bekommt das Haar von ihrer besten Freundin gefärbt.
43) Vertraglich bekam er die persönliche Gestaltung seiner Liebesszenen zugesichert.

In beiden Fällen handelt es sich um eine Vorgangsperspektivierung, die mit Agensdezentriertheit und Rezipientenzentriertheit verbunden ist. In den Sätzen (40) und (41) zeigt sich zudem, dass die im Kasusträger *Subjekt* verankerte semantische Rolle einerseits *rezipientenzentriert* ist, andererseits aber auch agentivische Merkmale im Sinne von ‚Veranlassung des Geschehens' aufweist, so dass auch von einer *Kausatorzentriertheit* gesprochen werden kann. Somit ist dem Punkt (c) nicht zuzustimmen.

Im Anschluss an Dürscheid gehe ich davon aus, dass sich bei einem Kasusträger durchaus verschiedene Rollen überlappen können.[18]

Vor diesem Hintergrund schlage ich vor, dass die Zuweisung der semantischen Rolle ‚Kausator' erst in einer konkreten Konstruktion mit Agens-Rolle, die explizit oder implizit vorhanden sein kann, erfolgt. Ich definiere den *Kausator* als

> in der Basisperspektivierung des Handlungs-/Tätigkeitsverbs nicht aufscheinenden Partizipanten, der aufgrund eines (z.B. durch *(sich-)lassen* sprachlich vollzogenen) Perspektivenwechsels in Erscheinung tritt und durch sein Verhalten bzw. ihm innewohnende Eigenschaften den Anstoß zu einer Handlung gibt, die von einem anderen Partizipanten in der Agens-Rolle ausgeführt wird. Das Auslösen von bestimmten Handlungen erfordert eine gewisse Agentivität, deshalb ist der prototypische Kausator mit dem Merkmal ‚willentlich' ausgestattet. Aber auch im Fall des Kausators muss der Kasusträger nicht alle prototypischen Merkmale aufweisen. Die mit grammatischen Mitteln vorgenommene Umperspektivierung operiert auf der Basisperspektivierung relationaler sprachlicher Zeichen, dadurch kann es zu einer Überlappung mit einer durch die Basisperspektivierung aktivierten semantischen Rolle kommen.

Somit ist der prototypische *Kausator* durch folgende Merkmale gekennzeichnet: +hum (humane Entität), +int (‚willentlich', ‚verantwortlich für die Handlung'), $+\text{eff}_{\text{Agens}}$ (‚eine Änderung am Agens bewirkend'), +control (Eigenaktivität zeigend), $+\text{responsible}_{\text{Agens}}$ (‚einen spezifischen verursachenden Anteil an dem Zustandekommen des Ereignisses besitzend, indem er über ein Agens wirkt').

[18] Dies erklärt auch, warum das Subjekt eines Passivsatzes Stellungseigenschaften der „Akkusativergänzung des Aktivsatzes" (Engel ²1992: 324) aufweist, weil der prototypische Kasusträger des Patiens die Akkusativergänzung ist.



Wie die Sätze (40) und (41) belegen, kommt es im Subjekt zu einer Überlappung der semantischen Rollen *Kausator* und *Rezipient*. Diese Überlappung wird durch Koreferenz erzwungen. Kommt es bei sich-lassen-Konstruktionen mit belebtem Subjekt durch die Koreferenz der im $\text{Akkusativ}_{[+\text{hum}]}$ oder $\text{Dativ}_{[+\text{hum}]}$ kodierten Entität mit dem Subjekt zur Reflexivierung, sind folgende Überlappungen möglich:

44) Er ließ $\text{sich}_{[\text{Akk}]}$ nur noch von Peter rasieren. (er = Kausator + Patiens)
45) Er ließ $\text{sich}_{[\text{Dat}]}$ von Peter eine Glatze rasieren. (er = Kausator + Rezipient)

Über die Koreferenz wird die semantische Rolle der Basisperspektivierung des Vollverbs (Patiens bzw. Rezipient) auf das Subjekt übertragen, dem durch *lassen* die agentivischen Merkmale zugewiesen werden. In der Konstruktion ist diese Entität aber nicht *Agens*, sondern *Kausator*. Dabei scheint die in der Basisperspektivierung des Vollverbs verankerte semantische Rolle einen höheren Stellenwert zu haben, denn sie steuert die Lesart in Richtung Patiens- bzw. Rezipientenzentriertheit, was durch den Vergleich mit den prototypischen Vertretern der passivischen Konzeptualisierung erkennbar wird:

44') Er wurde nur noch von Peter rasiert.
45') Er bekam von Peter eine Glatze rasiert.

## 4. Fazit

Das Konzept der Prototypizität auf die Erfassung von Agens-Merkmalen anzuwenden ist eine viel versprechende Lösung zahlreicher Probleme. Eine Anwendung auf die Erfassung von Agens-Realisierungen stellt z.Z. noch eine große Herausforderung dar. Sie scheint zudem auch nur auf der Folie der Konzeptualisierungen möglich zu sein, ohne dabei fließende Übergänge leugnen zu wollen.

Es existiert eine Hierarchie zwischen den semantischen Rollen, d.h. die in der Basisperspektivierung verankerte semantische Rollen (hier: *Patiens* bzw. *Rezipient*) wiegt mehr bei der Lesart der Kasus als die Rolle, die durch die Umperspektivierung hinzukommt (hier: *Kausator*).

**Literatur**

Ágel, Vilmos (1996): Was gibt's Neues übers Passiv? Funktion, Typen, Bildung. In: Deutschunterricht für Ungarn 2, 76-87.
Ágel, Vilmos (2000): Valenztheorie. Tübingen: Narr (Narr Studienbücher).
Almeida, Maria Clotilde (1994): „Agenssätze" im Portugiesischen und im Deutschen. In: Thielemann, W./ Welke, K. (Hg.): Valenztheorie – Werden und Wirkung. Wilhelm Bondzio zum 65. Geburtstag. Münster: Nodus Publikationen, 101-108.

Brinker, Klaus (1971): Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion. München: Hueber.
Brinker, Klaus (1990): Aktiv und Passiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. In: Muttersprache 100, 116-127.
Dowty, David R. (1991): Thematic Proto-Roles and Argument Selection. In: Language 67, 547-619.
Dürscheid, Christa (1997): Perspektivierte Syntax. In: Dies./ Ramers, K. H./ Schwarz, M. (Hg.): Sprache im Fokus. Festschrift für Heinz Vater zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 241-257.
Dürscheid, Christa (1999): Die verbalen Kasus des Deutschen. Untersuchungen zur Syntax, Semantik und Perspektive. Berlin, New York: de Gruyter (Studia Linguistica Germanica 53).
Dyhr, Mogens (1983): Zwei Beiträge zur Untersuchung der Valenzklassen und Satzbaupläne im Dänischen und Deutschen. In: Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik-Sonderreihe Kontra. Kopenhagen.
Eggers, Hans (1979): Nachdenkliches über Aktiv und Passiv. In: Muttersprache 1-2/89, 47-52.
Engel, Ulrich ([2]1992): Deutsche Grammatik. Heidelberg, Budapest: Múzsák Kiadó.
Helbig, Gerhard (1992): Probleme der Valenz- und Kasustheorie. Tübingen: Niemeyer (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 51).
Helbig, Gerhard/ Buscha, Joachim ([16]1994): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig et al.: Langenscheidt/Enzyklopädie.
Höhle, Tilman N. (1978): Lexikalistische Syntax. Die Aktiv-Passiv-Relation und andere Infinitivkonstruktionen im Deutschen. Tübingen: Niemeyer (Reihe Linguistische Arbeiten 67).
Ickler, Irene (1990): Kasusrahmen und Perspektive. Zur Kodierung von semantischen Rollen. In: Deutsche Sprache 18, 1-37.
Ide, Manshu (1998): Die Formen des Infinitivsubjekts in der *lassen*-Konstruktion. Ihre kontextuellen Bedingungen. In: Deutsche Sprache 26, 273-288.
Kolb, Herbert (1979): Das verkleidete Passiv. In: Braun, P. (Hg.): Deutsche Gegenwartssprache. Entwicklungen. Entwürfe. Diskussionen. München: Fink, 265-295.
Lakoff, George/ Johnson, Mark (1980): Metaphors we live by. Chicago, London: Chicago Press.
Latzel, Sigbert (1982): Das deutsche Passiv als Lernproblem. Ein Überblick für den Lehrer. Publikationen der Projektgruppe „Lernschwierigkeiten im Fach ‚Deutsch als Fremdsprache'". Nr. 10. München.
Lötzsch, Ronald/ Fiedler, Wilfried/ Kostov, Kiril (1976): Die Kategorie des Genus verbi in ihrem Verhältnis zu einigen verwandten morphologischen Kategorien. In: Lötzsch, R./ Růžička, R. (Hg.): Satzstruktur und Genus verbi. Berlin: Akademie-Verlag, 63-94.
Mode, Donatien (1994): Verborgenes im Passivsatz. In: Deutsch als Fremdsprache 31, 227-231.
Nedjalkov, Vladimir P. (1976): Kausativkonstruktionen. Studien zur deutschen Grammatik. Bd. 4. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Grammatik 4).
Pape-Müller, Sabine (1980): Textfunktionen des Passivs. Untersuchungen zur Verwendung von grammatisch-lexikalischen Passivformen. Tübingen: Niemeyer.



Rösch, Olga (1994): Untersuchungen zu passivwertigen Funktionsverbgefügen im Deutschen der Gegenwart. Ein Beitrag zur funktionalen Valenzgrammatik. Hamburg: Buske (Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft 8).
Schmidhauser, Beda (1995): Kausalität als linguistische Kategorie. Mittel und Möglichkeiten für Begründungen. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 152).
Schoenthal, Gisela (1976): Das Passiv in der deutschen Standardsprache. Darstellung in der neueren Grammatiktheorie und Verwendung in Texten gesprochener Sprache. München: Hueber.
Sommerfeldt, Karl-Ernst/ Starke, Günter (1988): Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig: Bibliographisches Institut.
Szatmári, Petra (2004): Das heterogene *sich lassen*. Zu syntaktischen und funktional-semantischen Aspekten passivisch interpretierbarer *sich-lassen*-Konstruktionen. Hamburg: Buske (Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft 17).
Welke, Klaus (1988): Einführung in die Valenz- und Kasustheorie. Leipzig: Bibliographisches Institut.
Welke, Klaus (1997): Eine funktionalgrammatische Betrachtung zum Reflexivum: Das Reflexivum als Metapher. In: Deutsche Sprache 25, 209-231.

# Deutsch als Fremdsprache

*Katalin Boócz-Barna (Budapest)*

# Psycholinguistische Aspekte des Fehlers im Tertiärsprachenunterricht

*Welches besondere Potenzial bieten Fehler im Fremdsprachenunterricht? Welchen Beitrag leisten Transfererscheinungen zum Erwerb der zweiten Fremdsprache im Unterricht?* In meinem Beitrag möchte ich auf diese Fragen eingehen, und aufgrund psycholinguistischer Forschungserkenntnisse, sowie anhand von Unterrichtssequenzen zeigen, wie das oft nicht genügend ausgenutzte Potenzial des „Fehlers" und insbesondere das des Transfers im Tertiärsprachenunterricht zur Effektivität des Unterrichts beitragen kann, wenn Lehrende und Lernende mit ‚Fehlern' konstruktiv umgehen.

## 1. Allgemeine fremdsprachendidaktische Aspekte von Fehler und Fehlerkorrektur

Im Laufe des Erwerbprozesses einer fremden Sprache, auf den lerner-endogene und lerner-exogene (neben sprachbezogenen auch lernerbezogene sowie lernsituationsabhängige) Faktoren[1] einwirken, bildet der Lernende ein spezielles Sprachsystem, die sog. Interlanguage (Selinker 1972) aus. Diese individuelle Sprachvariante weist jeweils die Merkmale sowohl von Zielsprache als auch von Muttersprache oder von weiteren Sprachen bzw. ganz spezifische Merkmale auf, sie verändert sich im Laufe der Sprachaneignung. Ein relevantes Phänomen des Erwerbsprozesses ist ferner, um mit Neuner (1999) zu sprechen, die ‚Interimswelt', die Neuner für die Bezeichnung jeweiligen landeskundlichen Wissens des Lernenden anwendet.

> Die Lernenden begegnen im Fremdsprachenunterricht nicht der Zielsprachenwelt, ‚wie sie ist', sondern einem ‚vorgefilterten Konstrukt' der Zielsprachenwelt, also einer Zwischenwelt, die für sie unter ganz bestimmten – soziopolitischen, pädagogischen, linguistischen oder lerntheoretischen – Prämissen zurechtgemacht worden ist. (Neuner 1999: 269).

Der Lernende entwickelt demnach seine ‚Interimsweltbilder' (Rost-Roth, 2003: 58-60), er bildet mit Hilfe von Lernstrategien Hypothesen. Die eingesetzten

[1] Mehr dazu bei Riemer 1997: 64 und Hufeisen 2001: 649.

Lernstrategien „sind in ihrer Ausprägung wie auch in der Anzahl abhängig von der Kreativität der Lehrenden wie der Lernenden" (Rampillon 2003: 90). Durch den Einsatz von Kommunikationsstrategien erweitert der Lernende seine Ausdrucksmöglichkeiten in sprachlichen Bereichen, in denen seine Lernersprache für seine Kommunikationsbedürfnisse nicht ausreicht.

Um zur Entwicklung der jeweiligen Lernersprache von einzelnen Lernenden beizutragen und die Hypothesenbildung wo möglich zu fördern, sollte auch hinsichtlich des Fehlers ein verändertes Lehrer- und Lernerverhalten, ein verändertes Korrekturverhalten realisiert werden. Diese veränderte Sichtweise ist insbesondere beim Erlernen einer zweiten Fremdsprache notwendig. Der Lernende verfügt nämlich über Kompetenzen und Erfahrungen, die im Aneignungsprozess der zweiten Fremdsprache eingesetzt und die einzelnen übertragenen Transfererscheinungen bewusst gemacht werden können, wodurch der Lernprozess im erheblichen Maße gefördert wird. Falls die von den Lernenden angewandten Transfererscheinungen dagegen als Fehler gekennzeichnet und behandelt werden, verschwindet allmählich das Potenzial der ersten Fremdsprache, und fällt die mögliche, gegenseitige Anknüpfung der beiden Fremdsprachen aus.

Wenn wir den Fremdsprachenerwerb als einen Problemlösungsprozess betrachten, bei dem Hypothesen gebildet, geprüft und korrigiert werden, sind Fehler und Fehlerkorrektur insofern von Bedeutung, weil sie dem Lernenden helfen, gebildete Hypothesen zu akzeptieren oder zu revidieren. Bei der Fehlerbewertung sollte der Lehrende demgemäß die jeweilige Stufe der Lernersprache berücksichtigen, und Hypothesenbildung als nützlich ersehen. Fehler sollten in diesem Sinne „als Teil der Übergangskompetenz in der Lernersprache akzeptiert werden" (GER 2001: 156). Fehler ausschließlich an den Normen der Zielsprache zu messen, bedeutet nämlich, die Besonderheiten des Fremdsprachenerwerbsprozesses außer Acht zu lassen. Im Gegenteil, Lehrende sollten Lernende die neue Fremdsprache entdecken, Hypothesen bilden und Strategien ausprobieren lassen.

Hier wird auf die detaillierte Darlegung von Fehlerarten und von sprachdidaktischen Prinzipien der Fehlerkorrektur verzichtet,[2] einige Grundsätze sollen jedoch kurz angesprochen werden.

- Kompetenzfehler[3] (d.h. Verstöße wegen Inkompetenz) und Performanzfehler (Flüchtigkeitsfehler oder noch nicht vollkommen erworbene sprachliche Strukturen) sind natürliche und den Erwerb fördernde Komponenten des Prozesses, sie beweisen nicht, dass der Lernende nicht gelernt hat, im Gegenteil, wenn der Fehler richtig gedeutet wird, kann er zeigen, dass der Lernende über die Sprache nachdenkt, oder trotz Lernschwierigkeiten kommunizieren kann.
- Versprecher, Reparaturen, abgebrochene, unvollständige, mehrmals angefangene Sätze, Denkpausen, Gambits, phonetische Verschleifungen, Füllwörter etc. sind Bestandteile des natürlichen Gesprächs. Demzufolge sollten Abweichungen, die im Prozess der Sprachproduktion – während der Makro- und Mikroplanung – entstehen, auch im Fremdsprachenunterricht differenzierter betrachtet werden, d.h. als natürlich erachtet, toleriert oder zu gegebener Zeit analysiert, erklärt, und erst dann – falls nötig – im Sinne der Analyse korrigiert werden.
- Im Gegensatz zu der traditionellen Fehlerauffassung sollte man abweichende Formen oder Fehler nicht möglichst schnell korrigieren oder vermeiden, sondern das jeweilige Phänomen (Transfer, Lern- oder Lehrproblem) eher aufdecken und erklären. Wenn Lernerbeiträge von Lernenden und Lehrenden regelmäßig – inhaltlich und sprachlich – reflektiert, wenn Kompetenz- und Performanzfehler gewichtet, wenn diesbezügliche Erkenntnisse und Einsichten der Lernenden im Unterricht positiv bewertet und geschätzt werden, kann eine veränderte Sicht Fehlern und Korrekturen gegenüber erreicht werden. Dabei kann nicht unbeachtet bleiben, dass Fehler sehr oft „im Kopf der Lernenden"[4] schon früher entstehen, sie wurzeln gegebenenfalls in früheren Unterrichtsaktivitäten, bevor sie begangen und identifiziert werden. Deshalb ist die Auseinandersetzung mit Fehlern als Lernproblem von großer Bedeutung.
- Beim Umgang mit Fehlern sollten affektiv-emotionale Faktoren unbedingt berücksichtigt werden, damit sich Lernende ohne Sprechangst äußern können, sich im Unterricht weiterentwickeln und keinesfalls das Gesicht verlieren.

Demzufolge können und sollten Fehler nicht nur in Bezug auf die jeweilige sprachliche Norm, sondern auch in Bezug auf die jeweilige konkrete Lern- und Kommunikationssituation und auf den jeweiligen Sprach- und Lernstand einzelner Lernenden, individuell unterschiedlich gedeutet, also korrigiert, reflektiert und toleriert werden.

## 2. Ausgewählte psycholinguistische Aspekte des ‚Fehlers' im Tertiärsprachenunterricht

Im Tertiärsprachenunterricht, d.h. im Prozess der Aneignung einer zweiten Fremdsprache, verfügt der Lernende über bereits im Laufe der Aneignung der Muttersprache und der der ersten Fremdsprache erworbene allgemeine und kommuni-

2 Vgl. Corder 1967; Kleppin 1995, 1998, 2001; Krumm 1990; GER, 2001.
3 Vgl. Corder 1967.
4 Krumm 1990; Kleppin, 2001.

kative Sprachkompetenzen und Teilkompetenzen – Fertigkeiten, Strategien und Techniken.

> Unsere Muttersprache formt das Modell, mit dem wir die Welt wahrnehmen, ordnen, erleben und verstehen lernen und mit dessen Hilfe wir uns mitteilen. Das Erlernen einer Fremdsprache bietet uns dementsprechend eine Erweiterung unseres Modells im Hinblick auf das Wahrnehmen und Verstehen von Fremdem. Das Erlernen einer Fremdsprache ist mehr als das Erlernen eines Systems fremder Zeichen und Laute; sie ermöglicht die Kommunikation mit einer anderen Kultur. (Hansen/Zuber 2000: 3)

Auf vorhandene Kompetenzen sollte also im Unterricht aufgebaut werden. Das setzt vor allem eine Abkehr von alten Lerninhalten vor, denn „vom Standpunkt eines interaktionistischen Spracherwerbskonzeptes beginnt mit der Zweitsprache nicht etwas von vorn, ich muss nicht erneut lernen zu frühstücken …" (Krumm 1997: 11). In diesem Prozess ist die kommunikative Relevanz entscheidend, d.h. Phänomene, die für den Lernenden keine Relevanz haben, werden von ihm nicht oder nur unter Zwang sehr langsam erlernt.

Lernersprachforschung der letzten Jahre,[5] die auf die Erscheinungsformen von Sprachbewusstheit wie metakognitive und metasprachliche Äußerungen fokussiert, bestätigt die Bedeutung sprachbezogener Reflexionen. „Sobald der Stand der kognitiven Entwicklung zuläßt, werden intuitive Erwerbsprozesse in vielen Fällen ergänzt und überlagert durch Prozesse des aktiven und bewußten Lernens." (Vielau 1997: 57) Die Untersuchungen von Göncz (2002) ergaben, dass das so genannte pragmatische Bewusstsein[6] ungefähr im Alter von 10 Jahren ausgebildet wird, d.h. wenn eine Beziehung zwischen dem Sprachsystem und der jeweiligen kommunikativen Situation hergestellt wird. Der Lernende verfügt also über ein Sprach- und Kommunikationsbewusstsein, dadurch wird die Sprache nicht nur als ein Mittel der Sprachproduktion gebraucht, sie ist zugleich das Objekt der Reflexionen über die Sprache als System. Diese Erkenntnisse treffen im L3-Unterricht besonders zu (vgl. Alter, Lernstand, Intelligenzniveau der Lernenden, etc.). Lernenden im Tertiärsprachenunterricht sollte deshalb regelmäßig ermöglicht werden, über die Sprache nachzudenken, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu thematisieren, die von ihnen erkannten Differenzen und Ähnlichkeiten zu verarbeiten.

Im Folgenden gehe ich auf zwei häufige, spezifische Fehlerquellen des Tertiärsprachenunterrichts, auf den Sprachwechsel und den Transfer näher ein.

5 Vgl. Apeltauer 2001:255.

6 Vgl. Krumm 1997: 15: „Ich verweise hier auf *language awareness*-Konzepte, die vorführen, dass ein bewusstes Umgehen mit mehreren Sprachen, eine Schärfung der Sprachbewusstheit durchaus der Förderung zum Beispiel des Deutschlernens dienen kann."



## 2.1. Sprachwechsel

Die in meiner Forschung zwischen 2000-2003[7] ermittelten Sprachwechsel im Deutschunterricht weisen verschiedene Funktionen auf und können auf die unterrichtliche Kommunikation sowie auf den Spracherwerb sowohl positiv als auch negativ einwirken. In der Untersuchung wurden von mir Sprachwechsel wie folgt dokumentiert: das Kommunikationsereignis positiv oder negativ beeinflussende Sprachwechsel; solche Sequenzen, in denen in dem Sprachwechsel verborgene Chancen von den Interaktanten nicht erkannt, verpasst wurden und Überlegungen von Lernenden in der Muttersprache als Reaktion auf Lehrerfragen. In mehreren Wechselsequenzen wurden ferner affektiv-emotionale Botschaften der Sprachwechsel erhoben. Im Laufe des Bedeutungserwerbs konnten Sprachwechsel ermittelt werden, die als Signal für Inkompetenz der Lernenden gedeutet werden. Als lerner-endogene Motive der Sprachwechsel wurden vor allem spontane Einfälle, Mitteilungsbedürfnis (zum Unterrichtsthema), Hilfestellung bei Kommunikationsstörungen (z.B. bei Interventionen), emotionale Betroffenheit, Unsicherheit, Überraschungen, Aha-Effekt, eigener Lernbezug, Neugier (bei neuen, unbekannten sprachlichen Phänomenen), Sprach- und Lerndefizite oder Unterrichtsorganisatorisches (Rückfrage, Bitte um Präzisierung der Aufgabenstellung). Als lerner-exogene Motive kommen oft Verzögerungen (falsche Deutung von Pausen, Denkpausen), Lehr- und Lerntraditionen, etc. vor. Fremdsprachen wirken wechselseitig aufeinander, bereits erworbene oder parallel zu lernende Fremdsprachen „schwingen" im Unterricht der Zielsprache oft mit. Besonders im Fall falscher Kognaten, z.B. ‚where' (eng.) und ‚wer' (deutsch).

Unterrichtliche Sprachwechsel grenzen sich gegen Code-Switching der Alltagskommunikation deutlich ab. Sie gelten meines Erachtens als Auslöser fruchtbarer Erwerbsprozesse, als unerlässliche Bestandteile des Fremdsprachenunterrichts. Sie weisen oft auf Lernprobleme hin, deren Verarbeitung die Sprachaneignung beschleunigen oder unter Umständen erst ermöglichen kann.

## 2.2. Transfer

Wir sollten als evident akzeptieren, dass die neue Sprache „im Lichte der bereits vorhandenen Sprachkenntnisse wahrgenommen und interpretiert" wird (Klein 2001: 607). Die vorhandenen Sprachen können den Erwerbsprozess der neuen Fremdsprache entweder positiv oder negativ beeinflussen. Bei der Übertragung einiger Elemente aus einer Sprache in eine andere Sprache sprechen wir über

7 Die Forschungsergebnisse wurden in Boócz (2003) detailliert dargelegt.

positiven oder negativen Transfer: Beim positiven Ergebnis der Lernübertragung spricht man von positivem Transfer, beim negativen Ergebnis von negativem Transfer. Aus meiner fremdsprachendidaktischen Sicht – im Einklang mit Hufeisen, 1999 und Neuner, 2004 – sollte ‚Interferenz' im Fremdsprachenunterricht eher nicht angewandt werden. „Interferenz impliziert eine negative Beurteilung des Aufeinanderwirkens zweier Fremdsprachen, wo diese Wirkung als das Stören des Lernprozesses angesehen wird" (Hufeisen 1999: 47).

Wenn man im Mehrsprachigkeitskonzept davon ausgeht – und das tun wir –, „dass es *eine* grundlegende Sprachfähigkeit gibt, die durch Fremdsprachenlernen entfaltet und differenziert wird, dann kommt dem Aspekt des *Transfers* eine Leitfunktion zu" (Neuner/Hufeisen, et al. 2004: 49). Deshalb ist es notwendig, diesen Transfererscheinungen im Unterricht mehr Aufmerksamkeit und mehr Zeit zu widmen, sich mit Transfermöglichkeiten regelmäßig auseinander zu setzen. Besonders, wenn die Lernenden den Transfer selber initiieren.

> [D]er Transfer [wird] sowohl mit automatisch-unbewußten wie mit kontrolliert-bewußten Sprachverarbeitungsprozeduren verbunden: Als Stimuli fungieren mentale Konzepte und Responses die durch sie aktivierten sprachlichen Formationsmuster. (Dentler 1998: 34)

Die Transfers können auf mehreren Ebenen auftreten. Bei der Sprachverarbeitung ist es notwendig ins Auge zu fassen, dass die Entwicklung der von den Lernenden zu erwerbenden Fremdsprachen erst möglich ist, wenn zwischen den Sprachen „Transferbrücken" (Neuner 2003: 49) gebaut werden. Besonders wichtig erscheint die Verknüpfung der Fremdsprachen[8] beim Deutschunterricht für ungarische Schüler, da ja ihre Muttersprache von dem Deutschen in erheblichem Maße abweicht, und die andere Fremdsprache, z.B. Englisch, dagegen als Hilfe, als Brücke zwischen den beiden Fremdsprachen genutzt werden kann.

Das setzt voraus, dass didaktisch-methodische Prinzipien der Tertiärsprachendidaktik[9] (Neuner 2004: 51ff.) – wie Kognitives Lehren und Lernen: Vergleichen und Besprechen; vom Verstehen zur Äußerung; Inhaltsorientierung; Textorientierung; Ökonomisierung – regelmäßig und systematisch realisiert werden. Darüber hinaus sollten zeitliche, räumliche und soziale Bedingungen für die individuell verschiedenen Denkprozesse im Unterricht geschaffen bzw. deren Erkenntnisse im Weiteren so aufgegriffen und gemeinsam verarbeitet werden, damit sich die Lernenden auch einander gegenseitig anspornen können.

8 Hier verweise ich auf den Beitrag von Boócz (2006b), in dem die Funktionen von L2-Transfer und Formen dessen Bewusstmachung im Tertiärsprachenunterricht zusammenfassend erläutert werden.

9 Näheres über die Prinzipien der Tertiärsprachendidaktik in Neuner 2004: 51ff.



## 3. Umgang mit Fehlern und Transfererscheinungen im Tertiärsprachenunterricht

In diesem Abschnitt werden einige Beispiele vorgestellt, wie an die vorhandenen Lernerkompetenzen im Tertiärsprachenunterricht angeknüpft werden kann und wie diese weiterentwickelt werden können, wenn man Transfererscheinungen aufgreift, thematisiert und nicht als Fehler auffasst. Transfererscheinungen kommen in verschiedenen Bereichen vor: zum Einem auf einzelnen linguistischen Ebenen wie Phonologie, Orthographie, Morphologie, Syntax, Semantik, Pragmatik, zum Anderen auf verschiedenen sprachdidaktischen Ebenen wie Transfer von Lernstrategien allgemein und in den einzelnen Kompetenzbereichen.

Besonders wichtig ist es aus psycholinguistischer Sicht, dass den Lernenden genügend Zeit zur Verfügung gestellt wird, sich vollkommen auf die Zielsprache umzustellen, und sich gegebenenfalls selbst zu korrigieren. Die folgenden Unterrichtssequenzen – Gespräche zwischen Lehrern (L) und Schülern (S1-n) oder unter Schülern zeigen mögliche Realisierungswege.

### 3.1. Umgang mit Transfererscheinungen – mit ‚Fehlern' im Deutsch-als-L3-Unterricht

In diesem Abschnitt geht es hauptsächlich um „Fehler", die für den Tertiärsprachenunterricht kennzeichnend sind. Kompetenzfehler aus dem Grund, weil das jeweilige Phänomen von Lernenden nicht gelernt oder noch nicht eingeübt wurde, werden hier nicht thematisiert.

Im phonetischen Bereich kommen in den von uns untersuchten Fällen Fehler – wie englische oder gemischte Aussprache deutscher Wörter z.B.: [faðer], [Famil͡i], [six], [point] – bei Anfängern oft vor. Das kann darauf zurückgeführt werden, dass sich Lernende nach einer intensiven Beschäftigung mit der anderen Fremdsprache z.B. mit der englischen Sprache auf die für sie neue Sprache nicht umstellen konnten, zu kurze Pausen zwischen den Unterrichtsstunden können z.B. dazu beitragen. Ein weiterer möglicher Grund für solche „Fehler" ist, wenn Lernende während eines Gesprächs mit dem Inhalt so sehr beschäftigt sind, ihr Mitteilungsdrang so groß ist, dass sie sich schnell äußern wollen, und deshalb im Laufe der Sprachproduktion, auf der Stufe der Formulierung und Artikulation im mentalen Lexikon das häufiger gebrauchte englische Wort abgerufen wird. Diese letztere Erscheinung kann auch bei Müdigkeit auftreten.

Erkenntnisse, Entdeckungen von Lernenden selbst über Regelhaftigkeiten der neu zu erlernenden Sprache – Aha-Effekte – werden effektiver gespeichert. Besonders, wenn die Beschäftigung mit dem Thema von Lernenden selbst initiiert wird, wie im folgenden Beispiel. Bei einem Gespräch (Klasse 9, Gymnasium) greift Schülerin (S2) das bereits behandelte Thema wieder auf:

S2: Tanárnő! Visszatérve, hogy van a cigi németül?[10]
L: Zigarette. Aber eine Zigarette rauchen! Ja? Also (sie schreibt das Wort an die Tafel) die Zigarette…
S2: Ja, z-vel?[11]
Lehrer: Ja. Also eine Zigarette rauchen[12]

Im semantischen Bereich können Transfers beobachtet werden, die meistens wegen Übergeneralisierung auftreten, wie hier (Hospital – Krankenhaus).

S1: .... ah ja .. die Mutter arbeitet im Hospital
L:.. im Krankenhaus ..
S1: ja .. im Krankenhaus . und arbeitet viel .. wenn sie Arbeitsdienst hat, steht sie um 6 Uhr auf....

Im Laufe des Gesprächs versteht jeder, worum es geht, dort ist diese schnelle Einfügung ‚Krankenhaus' durch die Lehrerin mehr als genügend. Nachträglich sollte es jedoch thematisiert werden.

Lernende erfahren im Deutschunterricht sowie außerhalb des Unterrichts, besonders bezüglich der Umgangsprache oder Jugendsprache, dass im Deutschen viele Anglizismen übernommen wurden. Und weil sie auch im Gespräch mit Muttersprachlern auch dann verstanden werden, wenn sie die Sprachen mischen, können Lernende falsche Konsequenzen ziehen, wie im folgenden Beispiel (Drei Lernende sind in einer Kleingruppe tätig):

S1: Mik a tipikus magyar nevek?[13]
S2: Kiss, Nagy, Kovács…
S1: Tóth! .. népet jelent .. hogy mondják németül, hogy népcsoport?[14] (ruft die Lehrerin, sie hört ihn aber nicht)
S3: írd, hogy /pi:pl/! Ha valamit nem tudsz, írd angolul![15]

(Transkribiert von E. Kiss 2004)

Bewusster Umgang mit Transfers, besonders wenn Lernende selbst Unterschiede oder Gemeinsamkeiten erkennen, wirken positiv auf den Lernprozess:

10 Übers.: [Frau Lehrerin! Auf das Vorherige zurückkommend: wie heißt ‚Zigarette' auf Deutsch?]
11 Übers.: [Ach so, mit Z?]
12 Aus dem Korpus eigener Aufnahmen und aus dem Projekt der Fachseminare von Boócz-Barna 2003: 136.
13 Übers. [Welche Namen sind die typisch ungarischen Namen?]
14 Übers. [Slowake ... bedeutet eine Volksgruppe.. wie heißt ‚Volksgruppe' auf Deutsch?]
15 Übers. [schreib /pi:pl/! Wenn Du etwas nicht weißt, schreib es auf Englisch!]



Beim Vergleich verschiedener Autos (Opel Corsa und Ford Fiesta) hört man das folgende Gespräch (M, A und S sind Lernende, Ss bezeichnet mehrere Lernende und L den Lehrenden):

M: Opel Corsa .. die Höchstgeschwindigkeit von Opel Corsa ist genau viel als von .. Ford
S:... ist *als viel als* (spricht mit dem Jungen neben ihm) az ugyanannyi nem azt jelenti, hogy *als viel als*?[16]
A: Lehet, hogy az angolban igen, de a németben nem![17]
L: ..genauso viel wie von Ford Fiesta

(Transkribiert von E. Kiss 2004)

Oft initiieren Lernende selbst oder ein anderer Lernender – wie hier – eine Fehlerkorrektur. Lernerinitiativen über die Sprache sollten im Unterricht mehr Raum gegeben werden, auch wenn sich die Hypothesenbildung später als falsch erweist. Wenn aber das jeweilige Phänomen angesprochen und diskutiert worden ist, und zwar nur von einigen Lernenden wie hier, soll der Vergleich unbedingt thematisiert werden, damit alle Unsicherheiten abgebaut werden. Hier fehlt nämlich die Ratifizierung seitens der Lehrenden. Solche Vergleiche fördern dann die Entwicklung in beiden Sprachen.

Bei weniger komplexen Phänomenen und falls Lernende selber erkennen, dass es um eine Übertragung aus der anderen Sprache, also um eine falsche Form geht, soll es nachträglich nicht unbedingt ausführlich behandelt werden.

L: Rahel! Kannst du das noch ergänzen?
S1: .. ja! . Klemens geht in die Schule on *Fúss*
L: :...nicht! . nicht on . sondern?
Ss: zu Fuss
L: Ja klar! Zu Fuss!

(Transkribiert von E. Kiss 2004)

Zuletzt werden die falschen Kognaten erwähnt. Es gibt auch hervorragende Unterrichtsbeispiele, wie Lehrende mit dem Phänomen umgehen, und in ihren beiden Unterrichtsstunden (Deutsch- und Englischstunden) – bei Bedarf – Querverweise machen. Eine Sequenz aus einer Englischstunde:

01 L: emotions .. you know this word, don't you? This is the same in German and also in Hungarian, . how do you say that in German, Dávid?
02 D: Emotion

16 Übers. [Heißt ‚genau so viel'auf Deutsch nicht ‚als viel als'?]
17 Übers. [Im Englischen mag es sein, im Deutschen aber nicht.]

03 L: Ádám, szerinted mit jelent a flexible?
04 Á: . hát' . biztosan flexibilis
05 L: talented?
06 Ss: tehetséges
07 L: there is an other word for talented . it's gifted, ... egy másik nyelvben is létezik ez a szó' mit jelent a gift[18] (wartet, will nicht erraten, an welche Sprache sie denkt)
08 Á: németül az a méreg
09 L: nagyon jó! Tehát akkor a gift a false friends-ekhez tartozik. Írjuk ki a false friends-es füzetünkbe a giftet is!

(Transkribiert von E. Kiss 2004)

In diesem Beispiel für die systematische Spracharbeit – nämlich für einen Vergleich – lässt der Lehrer vorerst Lernende vermuten. Im Beitrag 07 macht er sie zugleich auf ‚falsche Freunde' aufmerksam. Die Sensibilisierung für falsche Kognaten wirkt auf den Aneignungsprozess von beiden Sprachen positiv.

## 4. Schlussbemerkungen

Im Tertiärsprachenunterricht sollten ‚Fehler' differenzierter betrachtet werden. Das bedeutet, die Anerkennung des Transfers aus einer anderen, bereits erworbenen oder parallel zu lernenden Fremdsprache als Potenzial, als Chance für die Lernenden, sich in beiden Sprachen weiterzuentwickeln. Durch angemessenen Umgang mit Transfererscheinungen, wenn diese Lernerinitiativen, Lernerhypothesen als positiv aufgefasst, aufgegriffen und thematisiert werden, entfaltet sich zugleich das Sprachbewusstsein von Lernenden.

Der Prozess der Fehleridentifizierung bis zur Korrektur, d.h. bis zur Analyse des jeweiligen Lernproblems, sollte regelmäßig durch eine weitere Phase, nämlich durch den bewussten Sprachvergleich erweitert werden. Das setzt jedoch voraus, dass Lehrende die von den Lernenden gelernte andere Fremdsprache beherrschen, sonst sind sie nicht fähig, Lernenden Korrekturhilfen zur Verfügung zu stellen.

Die differenzierte Betrachtung von Fehlern, die Beschäftigung mit Abweichungen bedeuten also eine kreative Arbeit an der jeweiligen Zielsprache und zugleich an der anderen Fremdsprache. Dadurch wird ein wesentlicher Beitrag zur Entfaltung der Interimsprachen und Interimweltbilder von Lernenden, zur Mehrsprachigkeit geleistet.

[18] Übers. [07: .... in einer anderen Sprache gibt es dieses Wort auch. Was bedeutet ‚gift' 08: auf Deutsch heißt es‚Gift' 09: Sehr gut! Schreiben wir in unser ‚false Friend'-Heft das Wort gift.]



**Literaturverzeichnis**

Apeltauer, Ernst (2001): Zweitsprachenerwerb als Lernaktivität I: Lernersprache – Lernprozesse – Lernprobleme. In: Helbig, G./Götze, L./Henrici, G./Krumm, H.-J. (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Internationales Handbuch. (HSK; Bd.19) Berlin, New York: de Gruyter, 677-684.

Boócz-Barna, Katalin (2003a): Formen des Sprachwechsels im Deutsch-als-Fremdsprache-unterricht. Budapest: ELTE (PhD-Dissertation).

Boócz-Barna, Katalin (2003b): Analyse von Sprachwechsel im DaF-Unterricht unter dem Aspekt der kommunikativen Funktion. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 271-290.

Boócz-Barna, Katalin (2005): „Aufgeklärter" Sprachgebrauch im Deutschunterricht. Möglichkeiten mehrsprachiger Enwicklung von Lernenden anhand einiger Unterrichtsbeispiele. In: Deutsch revital. Pädagogische Zeitschrift für das ungarndeutsche Bildungswesen. Budapest: Landesverwaltung der Ungarndeutschen, H.2, 40-47.

Boócz-Barna, Katalin (2006a): Spracherwerb durch Interaktionen im DaF-Unterricht. In: Knipf, E./Knapp, I. (Hg.): Budapester Beiträge zu DaF. Budapest: ELTE Germanistisches Institut – UDV, 96-105.

Boócz-Barna, Katalin (2006b): Funktionen bereits erworbener oder gelernter Sprachen im L3-Deutschunterricht in Ungarn. In: Putz, M. (Hg): Multilingualism across Europe. Bolzano: European Academy (in Vorbereitung).

Corder, S. Pitt (1967): The Significance of Learner's Errors. In: International Review of Applied Linguistics 5/2, 161-170.

Dentler, Sigrid (1998): Zur Systematizität und Prognostizierbarkeit lexikalischer Interferenzen. In: Hufeisen, B./Lindemann, B. (Hg.): Tertiärsprachen: Theorien, Modelle, Methoden. Tübingen: Stauffenburg, 31-47.

Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen. (GER) (2001). München: Langenscheidt

Göncz, Lajos (2002): A metanyelvi képességek fejlődése egynyelvű és kétnyelvű gyerekeknél [Entwicklung metakognitiver Fertigkeiten bei monolingualen und bilingualen Kindern]. Balatonalmádi: V. Pszicholingvisztikai Konferencia, 2002 (mündlicher Vortrag).

Hansen, Margarete/Zuber, Barbara (2000): Zwischen den Kulturen. Berlin, München: Langenscheidt.

Hufeisen, Britta (Hg.) (1999): Deutsch als zweite Fremdsprache. Stuttgart, München: Klett (Fremdsprache Deutsch Heft 20).

Hufeisen, Britta/Neuner, Gerhard (Hg.) (2003): Mehrsprachigkeitskonzept – Tertiärsprachenlernen – Deutsch nach Englisch. Graz: Europäisches Fremdsprachenzentrum, Council of Europe Publishing.

Kiss, Eszter (2004): Psycholinguistische Aspekte des Fremdsprachenerwerbs bei Fortgeschrittenen im DaF-Unterricht. Budapest (Script, Diplomarbeit ELTE Germanistisches Institut).

Klein, Wolfgang (2001): Typen und Konzepte des Spracherwerbs. In: Helbig, G./Götze, L./Henrici, G./Krumm, H.-J. (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Internationales Handbuch. (HSK; Bd.19) Berlin, New York: de Gruyter, 604-617.

Kleppin, Karin (1995): Fehler als Chance zum Weiterlernen. In: Fremdsprache Deutsch. München: Klett (Sondernummer), 22-26.

Kleppin, Karin (2001): Formen und Funktionen von Fehleranalyse, -korrektur und -therapie. In: Helbig, G./Götze, L./Henrici, G./Krumm, H.-J. (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Internationales Handbuch. (HSK; Bd.19) Berlin, New York: de Gruyter, 986-994.
Krumm, Hans-Jürgen (1990): „Ein Glück, daß Schüler Fehler machen!". Anmerkungen zum Umgang mit Fehlern im lernerorientierten Fremdsprachenunterricht. In: Leupold, E./Petter, Y. (Hg.): Interdisziplinäre Sprachforschung und Sprachlehre. Tübingen: Narr, 99-105.
Krumm, Hans-Jürgen (1997): Mehrsprachigkeit und Deutschunterricht. In: Fremdsprache Deutsch. München: Goethe-Klett, H.II/1997, 11-16.
Merten, Stephan (1997): Fremdsprachenerwerb als konstruktiver Prozeß. In: Neusprachliche Mitteilungen, 50, 3, 130-138.
Neuner, Gerhard (1999): Interimswelten im Fremdsprachenunterricht. In: Bredella, L./ Delanoy, W. (Hg.): Interkultureller Fremdsprachenunterricht. Tübingen: Narr, 261-289.
Neuner, Gerhard/Hufeisen, Britta et al. (Hg.) (2004): Deutsch im Kontext anderer Sprachen. Tertiärsprachendidaktik: Deutsch nach Englisch. München: Langenscheidt, Goethe-Institut. Fernstudienangebot Germanistik Deutsch als Fremdsprache.
Rampillon, Ute (2003): Lernstrategisches Minimalprofil an der Schwelle von L2 zu L3. In: Hufeisen, B./Neuner, G.: Mehrsprachigkeitskonzept – Tertiärsprachen – Deutsch nach Englisch. Strasbourg: Council of Publishing, 85-103
Rost-Roth, Martina (2003): Förderung interkultureller Kompetenzen im Tertiärsprachenunterricht Deutsch nach Englisch In: Hufeisen, B./Neuner, G.: Mehrsprachigkeitskonzept –Tertiärsprachenlernen – Deutsch nach Englisch. Graz: Europäisches Fremdsprachenzentrum, Council of Europe Publishing, 51-84.



*Viktoria Ilse (Berlin)*

# *Simulation Globale* – eine ganzheitlich ausgerichtete Lehrmethode im Unterricht Deutsch als Fremdsprache

## 1. Einführung

*„Wer kennt nicht als Lehrerin oder Lehrer die Situation, dass vor einem eine Schülergruppe sitzt, die gelangweilt, müde und schlaff erscheint. Was tun?"* (Bruns 2003: 13). Es gibt eine Lösung – die Methode der *Simulation Globale*.

In einem interaktiven Lernspiel werden die Kursteilnehmer motiviert und in einen, für sie neuen und interessanten, Kontext eingebunden. Hierbei steht das ganzheitliche Lernen – Lernen mit allen Sinnen – im Vordergrund. Ausgangspunkte sind der individuelle Lernstil und das Sprachniveau jedes einzelnen Fremdsprachenlerners. Die *Simulation Globale* ist eine Möglichkeit, diese Aspekte im Unterricht zu berücksichtigen. Dies bedeutet für den Fremdsprachenlehrer unter Umständen von einem lehrwerksorientierten Unterricht Abstand zu nehmen. Zum Lehrer-Schüler-Lehrwerk-Dreieck kommt die Umwelt, also unter anderem auch das jeweilige Land, in dem die Fremdsprache unterrichtet und gelernt wird, hinzu. Wird eine Fremdsprache im Ausland gelehrt, so ist es schwierig, eine der fremdsprachlichen Umwelt entsprechende Lernsituation zu schaffen. Es stellt sich die Frage, wie man den Deutschlernern in Ungarn eine möglichst authentische Lernumgebung, die der in Deutschland am nächsten kommt, schaffen kann. Das oberste Ziel der *Simulation Globale* ist die Schaffung authentischer Kommunikationsmöglichkeiten und gleichzeitig die Festigung der vier Fertigkeiten – Hören, Sprechen, Lesen und Schreiben.

Im Folgenden wird die Methode der *Simulation Globale* theoretisch dargestellt, dann in der praktischen Umsetzung erläutert und schließlich mit einem Ausblick in die Zukunft abgerundet.

## 2. Die Methode der *Simulation Globale*

### 2.1. Geschichtlicher Hintergrund

Simulationen an sich kennen wir aus unterschiedlichen Bereichen. So werden zum Beispiel in öffentlichen Gebäuden, wie Schulen, regelmäßig Alarmübungen

simuliert. Das Wichtige dabei ist, dass die Simulation ernst genommen und entsprechend gehandelt wird.

Eine solche ernstzunehmende Übung ist aber nicht das Modell für die *Simulation Globale*, sie wäre eher mit militärischen Planspielen und Unternehmensspielen vergleichbar, die sich natürlich nicht eins zu eins auf den Fremdsprachenunterricht übertragen lassen. Die hier vorgestellte *Simulation Globale* hat ihren Ursprung im *Bureau d'Etudes pour les Langues et les Cultures* (BELC) in Frankreich. Hier haben sich in der Mitte der 1970er Jahre vornehmlich *Francis Debyser, Jean-Marc Caré* und *Francis Yaiche* um die Entwicklung einer umfassenden neuen Methodik bemüht, die vor allen Dingen den Französischunterricht verbessern sollte. Das Ergebnis war ein ausführliches methodisches Konzept zur *Simulation Globale*, welches bis heute häufig nur im Lehrmethodenrepertoire von Französischlehrern zu finden ist.

## 2.2. Aufbau einer *Simulation Globale*

Bei der Umsetzung des methodischen Konzepts der *Simulation Globale* ist es wichtig, drei Säulen zu beachten (vgl. Sippel 2003). Sie bilden das Fundament für eine erfolgreiche *Simulation Globale*.

Der Handlungsrahmen *(le lieu-thème)*, im genauen die lokale und zeitliche Situierung, wird meist als erste Säule in der *Simulation Globale* eingeführt. Es wird – in der Regel von Kursleiter und Kursteilnehmern gemeinsam – beschlossen, ob die *Simulation Globale* an einem geografisch festgelegten Ort, wie einem Dorf, Haus, auf einer Insel oder einem Kreuzfahrtschiff, einem Zirkus oder ähnlichem stattfindet. Parallel dazu legt man die Handlungszeit fest. Findet die *Simulation Globale* in einem vergangenen Jahrhundert, im Jetzt oder in der Zukunft statt? Man kann diese erste Säule auch als Planungsphase bezeichnen. In dieser Phase geht es allerdings nicht darum, einen genauen Zeitplan für den weiteren Verlauf der *Simulation Globale* zu erstellen. Es handelt sich bei der *Simulation Globale* um einen autonomen und selbstgesteuerten Prozess der Teilnehmer, bei welchem eine starre Zeiteingrenzung negative Auswirkungen hätte.

Die zweite Säule der *Simulation Globale* bildet der Erwerb von fiktiven Identitäten durch die Teilnehmer *(l'identité fictive)*.

> Oberstes Ziel dieser Identitätsannahme ist die Identifikation der Lernenden mit ihrer Rolle im Spiel. Sie soll ihnen auf dem Weg über die Distanznahme zu sich selbst mehr Gewissheit über die eigene Persönlichkeit verschaffen. Die dabei entstehende ‚doppelte Identität' erlaubt es den Lernenden, die Fixierung auf die eigene soziale Rolle zu überwinden und sich selbst als Sprecher und Einheimischer einer anderen Kultur zu erfahren. (Sippel 2003: 27)



Bei der Identitätsfindung kann es passieren, dass man plötzlich einer anderen Kultur angehört und sich entsprechend dieser verhalten muss. Die *Simulation Globale* hat somit nachweislich einen hohen Grad an interkulturellem Austausch (vgl. Sippel 2003).

Wie kommen die Teilnehmer nun zu ihrer fiktiven Identität? Einerseits können sie ihre Identitäten selbst entwickeln, andererseits kann der Lehrer als Moderator bei der Identitätenfindung unterstützend mitwirken: Die Namen, Herkunftsländer, das Alter etc. können auf kleine Kärtchen notiert werden, die dann ausgelost werden (vgl. Dräger-Spence 1998, Hahn 2001). Dieses Auslosen hat einen besonderen Spannungs- und Überraschungseffekt und wirkt auf die Teilnehmer sehr motivierend.

Die dritte Säule der *Simulation Globale* entspricht der Belebung des neuen „Kosmos" *(faire ‚comme si'/ simuler le réel)*. Die Teilnehmer sollen agieren und dabei ihre fiktiven Identitäten so gut wie möglich verkörpern. „Gleichzeitig steigt die Verantwortung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Simulationsspiel, denn ihnen obliegt es fortan in gemeinsamer Anstrengung, die neu entstandene Welt durch intensive Interaktion zu beleben." (Sippel 2003: 29)

Die drei grundlegenden Säulen der *Simulation Globale* stehen nicht nebeneinander, sondern sind eher als Prozess und damit als Entwicklungsstufen zu verstehen (vgl. Sippel 2003). Diese sind nach oben hin offen und werden durch so genannte Themenmodule frei erweitert. Die Bestimmung bzw. Ausfüllung der Entwicklungsstufen der *Simulation Globale* erfolgt in der Zusammenarbeit der einzelnen Teilnehmer. Es geht dabei nicht darum, einem Schauspiel Leben einzuhauchen, sondern vielmehr darum, authentische Kommunikationsmöglichkeiten hervorzurufen und zu fördern:

> Teilnehmer an einer Simulation dürfen nicht >schauspielern<, sie sollen Aufgaben, Verantwortlichkeiten und Pflichten ihrer Rollen und Funktionen übernehmen und sich mit ihnen so gut wie möglich identifizieren und entsprechend verhalten. Innerhalb des fiktiven Rahmens sind sie real Handelnde. Der Lehrer ist Spielleiter und Organisator, sagt den Teilnehmern aber nicht, was sie tun sollen. (Rösler 1994: 134)

Der Lehrer kann im Verlauf der *Simulation Globale* unter anderem zur Förderung der vier Fertigkeiten anregen. Hörverstehen und Sprechen werden ganz offensichtlich von Anfang an geschult. Für Schreiben und Lesen werden verschiedene Anstöße gegeben. Die Teilnehmer der *Simulation Globale* können auf Empfehlung des Lehrers zur nächsten Sitzung ihre Identitäten in unterschiedlichen Textarten (z.B.: tabellarischer Lebenslauf, Gedicht, einfacher Erzähltext, etc.) verschriftlichen. Das Lesen erfolgt dann ganz von selbst, indem diese Texte in der nächsten Sitzung in der Gruppe gelesen werden. Häufig möchten die Teilnehmer Gelesenes über ihren Handlungsort *(le lieu-thème)* vorstellen, viele andere Möglichkeiten sind denkbar, der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt.

> Entscheidend für das Gelingen einer Simulation globale ist in diesen Fällen nicht so sehr, auf welche Weise und in welche Richtung die Fantasie der Lernenden angeregt wird, sondern vielmehr, dass sie überhaupt aktiviert und für kreative Sprech- und Schreibprozesse nutzbar gemacht werden kann. (Sippel 2003: 28)

Wichtig ist hier noch festzuhalten, dass der Lehrer auch grammatische Aspekte einfließen lassen kann. Die grammatischen Phänomene lassen sich entweder vor der *Simulation Globale* einführen und dann während der *Simulation Globale* üben, oder man lässt die Grammatik in die *Simulation Globale* einfließen, um sie im Anschluss zu erklären. Diese Einbindung der Grammatik als „Grammatik im Kontext" ist von großem Vorteil für die Teilnehmer (vgl. Dräger-Spence 1998). Dräger-Spence fasst die Zusammenarbeit von Lehrer und Schüler und die Themeneinbindung in der *Simulation Globale* konkret zusammen:

> Eine solche Art des Unterrichts, in der sämtliche fremdsprachenspezifischen und gemeinhin als „trocken" betrachteten Inhalte in den Bau einer simulierten Welt integriert werden und in der sich die Ideen von Lehrer und Schüler gegenseitig befruchten und damit das Ganze weitertreiben, enthält ein enormes Potential an intrinsischer Motivation. (Dräger-Spence 1998: 285)

### 2.3. Einordnung der *Simulation Globale* in den Rahmen der Sprachlernspiele

Generell lässt sich über die *Simulation Globale* sagen, dass sie kein einfaches Sprachlernspiel, sondern ein den vollen Einsatz der Teilnehmer forderndes Interaktionsspiel ist. Wenn wir Spieltypen im modernen Fremdsprachenunterricht nach der Aktivitätsprogression einteilen würden, dann kann man drei Typen feststellen. Erstens das Lernen mit einfachen Lernspielen (z.B. Vokabelspiele), zweitens das Darstellen (z.B. Szenen- und Theaterspiele nach vorgegebenen Texten) und drittens das Interagieren (z.B. Rollenspiele nach freien Texten) (vgl. Sippel 2003). Zum Typ des Interagierens zählt man auch die *Simulation Globale*. Wichtig ist nun, die am nächsten verwandten Spiele im Bereich des Interagierens (das Drama, das Rollenspiel und die *Simulation Globale*) zu betrachten und miteinander zu vergleichen, um daraus Rückschlüsse für den Fremdsprachenunterricht zu ziehen.

Sowohl im Rollenspiel als auch in der *Simulation Globale* simulieren die Teilnehmer Kommunikation in bestimmten Situationen, auf der Basis der Darstellung ihrer Rollen. Dies geschieht mit verbalen und nonverbalen Mitteln. Auch emotionale Faktoren spielen eine Rolle. Beim Rollenspiel ist deren Bedeutung nicht so hoch, da hier eben meist genau vorgegebene Rollen und Handlungsmuster einstudiert werden (Beispiel: Verkaufssituation – ein Teilnehmer ist der Verkäufer, der andere der Käufer). Hierunter leidet oft die Authentizität. Selbige ist in einer



*Simulation Globale* größer, da die Handlungsmöglichkeiten der Teilnehmer als weiter und realer aufgefasst werden. Dadurch wird die *Simulation Globale* wesentlich authentischer als das Rollenspiel.

„Sowohl die Simulation Globale als auch das Drama stellen im Fremdsprachenunterricht methodische Alternativen dar, die dem Mangel an echten Kommunikationsmöglichkeiten abhelfen soll." (Sippel 2003: 73) Beide Methoden zielen auf die freie Kommunikation in einem fiktiven Universum ab. Das Drama wird häufig als die ästhetische Kunstform betrachtet, die das Gedächtnis durch das Lernen von Textvorgaben trainiert. In wieweit das Drama kreativ und frei ausgestaltet werden kann, hängt von den jeweiligen Vorgaben ab. In der *Simulation Globale* denken und handeln die Teilnehmenden in der jeweiligen Situation permanent aus der ihnen übertragenen Funktion heraus (vgl. Hahn 2001) und erzeugen dabei permanent Bauelemente ihrer Bezugswirklichkeit, auf denen wiederum die weitere Handlung aufbaut (vgl. Sippel 2003).

Nach der Beschreibung von Drama, Rollenspiel und der *Simulation Globale* lässt sich feststellen, dass die Grenzen teils fließend sind. Das offenste und kreativste Konzept scheint dabei die *Simulation Globale* zu sein. Der Fremdsprachenlehrer entscheidet darüber, wie er seinen Unterricht konzipiert und ob er sich dabei auch auf eine *Simulation Globale* einlässt.

### 2.4. Einsatz, Anwendungsfelder und Varianten der *Simulation Globale*

Der Einsatz von *Simulations Globales* in der Anfängerstufe erfolgt wesentlich gesteuerter, was mit Mehrarbeit für den Lehrer verbunden ist, und wird daher selten von Lehrern in den Anfängerunterricht eingebracht. Häufiger findet sich die Methode in der Mittel- und die Fortgeschrittenenstufe wieder (vgl. Ecke 2001).

Die *Simulation Globale* kann sowohl im muttersprachlichen als auch im fremdsprachlichen Unterricht angewendet werden. Im muttersprachlichen Unterricht findet die *Simulation Globale* vor allen Dingen in dialektgeprägten Gebieten Anwendung, wie z.B. im Elsass (vgl. Sippel 2003).

Generell unterscheidet man zwischen *Simulations Globales,* die eher allgemeiner Natur sind *(simulations globales généralistes),* und spezialisierten *Simulations Globales,* die auf ganz spezielle Zielgruppen ausgerichtet sind *(simulations globales fonctionnelles).*

*Simulations globales généralistes* können *l'Immeuble* (dt.: das Haus), *Iles* (dt.: die Insel), *le Cirque* (dt.: der Zirkus), *le Village* (dt.: das Dorf), *la Croisière* (dt.: die Kreuzfahrt), *l'Expédition* (dt.: die Expedition) etc. sein (vgl. Yaiche 1998, Dräger-Spence 1998, Sippel 2003).

In *Simulations globales fonctionnelles* können bestimmte Berufsgruppen fachspezifische Themenkomplexe trainieren: *l'Hôtel* (dt.: das Hotel), *l'Entreprise* (dt.: das Unternehmen), *l'Hôpital* (dt.: das Krankenhaus), *la Conférence Inter-*

*national* (dt.: die internationale Konferenz) etc. (vgl. Yaiche 1998, Dräger-Spence 1998, Sippel 2003).

Wichtig ist, dass die *Simulations Globales* einerseits als „in sich abgeschlossene, zeitlich klar begrenzte Unterrichtsprojekte" (Sippel 2003: 105), die das Lehrwerk ersetzen, aber auch als „unterrichtsbegleitende bzw. auch -ergänzende Lernsituationen" (Sippel 2003: 105) durchgeführt werden können. Die Entscheidung über die genaue zeitliche Ausdehnung (zum Beispiel einmal pro Woche über einen langen Zeitraum oder intensiv als „Block" in ein bis zwei Wochen) und die Integration in die Lehrwerksarbeit liegen beim Lehrer.

## 3. Die Praxis der *Simulation Globale* im Unterricht Deutsch als Fremdsprache

### 3.1. Im Fachsprachenunterricht von Deutsch als Fremdsprache

In der Praxis des Deutsch als Fremdsprache-Unterrichts treffen wir häufig auf fachspezifische *Simulations globales fonctionnelles*. In Deutschkursen mit dem Schwerpunkt Fachsprachen werden zum Beispiel fiktive Firmen gegründet, die Kursteilnehmer nehmen dann innerhalb dieses Handlungsrahmens fiktive Identitäten an. Im weiteren Verlauf steht dann die Lösung eines bestimmten Problems im Vordergrund: „Wesentliches Ziel einer Simulation ist es, nach Lösungsstrategien für ein Problem zu suchen und vor allem die notwendigen Entscheidungen zu treffen." (Jung 2001: 201) Der eigentlich kreative Charakter einer *Simulation Globale* kann darunter leiden. Selbstverständlich schließen sich Kreativität und die Fixierung auf Lösungsstrategien nicht aus, sie können sich jedoch möglicherweise hemmen. Bei zu viel Kreativität wird die Problemlösung aus den Augen verloren, und andersherum. Auf jeden Fall wird dem obersten Ziel der *Simulation Globale* – der Schaffung authentischer Kommunikationsmöglichkeiten – auch im fachsprachlichen DaF-Unterricht Rechnung getragen werden können.

### 3.2. Im allgemeinsprachlichen Unterricht von Deutsch als Fremdsprache

Im allgemeinsprachlichen Deutsch als Fremdsprache-Unterricht kann man neben dem lehrwerksorientierten Unterricht in einem klar abgeschlossenen Unterrichtsprojekt, zum Beispiel ein Haus *(l'Immeuble)* in einer Stadt im deutschsprachigen Gebiet als *Simulation Globale* nutzen. Dies soll im Folgenden an einem eigenen Fallbeispiel erläutert werden.

Meine erste Begegnung mit der *Simulation Globale* im Jahre 2004 hatte ich als Bewohnerin des Hauses Oderbergerstraße 40 in Berlin, Prenzlauer Berg. Dies geschah im Rahmen einer Fortbildungsreihe an der Sprach- und Kulturbörse der Technischen Universität Berlin.[1] Aus der Deutsch als Fremdsprache-Lehrerin



wurde plötzlich Ann Schneider,[2] 83 Jahre alt, aus Großbritannien, eine Bewohnerin mit, wie sich bald zeigen sollte, vielen sozialen Kontakten zu ihren Hausnachbarn. Bevor ich Ann Schneider wurde, führte uns die Dozentin in die Geschichte der *Simulation Globale* und dann in „unser" Haus in Berlin ein:

> FANTASIEREISE
> Setz Dich bequem. Schließ die Augen. Atme tief ein, tief aus. Spüre Deine Füße auf dem Boden. Spüre Deine Hände. Spüre Deinen Rücken an der Sitzlehne. Hör Dein Herz, wie es schlägt.
> Du bist in Berlin, im Ostteil der Stadt, im Bezirk Prenzlauer Berg. Du bist in einer Straße, der Oderberger Straße. Es ist Sommer. Es ist Samstagnachmittag, die Sonne scheint. In der Straße sind viele Cafés, Menschen sitzen auf den Terrassen. Siehst Du sie? Hörst Du sie? Was machen sie?
> Du befindest Dich gegenüber von einem Haus, das Haus, in dem Du wohnst. [...]

Diese Einstimmung auf die *Simulation Globale* in Form von einer Fantasiereise war für die erfolgreiche Durchführung wichtig, da sie das Fundament für den weiteren Verlauf bildete. Als nächstes wurde der Handlungsrahmen *(le lieu-thème)* konkretisiert und zwar in Bezug auf das Aussehen des Hauses und der Umgebung. Der Handlungsrahmen konnte dann sogleich als Ausgangspunkt für erste Arbeiten in der Gruppe genutzt werden:

> Beschreiben Sie Ihre Straße. Erzählen Sie die Geschichte Ihres Viertels. Entwerfen Sie einen Prospekt über den Bezirk Prenzlauer Berg für Touristen. [...]

Erst nachdem der Ort vor unserem inneren Auge konkrete Formen angenommen hatte, durfte jeder der Teilnehmer eine Wohnung per Losverfahren „beziehen".

---

1 Die Sprach- und Kulturbörse der Technischen Universität Berlin (SKB) ist ein studentisches, selbstverwaltetes Projekt mit rund 90 Mitarbeitern aus 38 Ländern, und besteht seit dem Wintersemester 1988/89. Sie bietet neben dem Erlernen einer Fremdsprache durch Sprachkurse (auch spezielle Sprachkurse, wie Film-, Podcast-, Kochkurse), Sprachpartnervermittlungen und dem Sprachcafé auch Kommunikationsplattformen wie Stadtrundgänge, Exkursionen und kulturelle Veranstaltungen. Den Mitarbeitern wird die Möglichkeit geboten, mit Hilfe von Fortbildungen, ihr Methodenrepertoire regelmäßig zu erweitern (vgl. Bruns 2003, URL: http//:www.tu-berlin.de/fak1/skb).

2 Workshop der Sprach- und Kulturbörse der Technischen Universität Berlin zur internen Lehrerfortbildung. 3.-4. Juli 2004. Workshopleiterin: Dr. Martha Boeglin. Angaben zum Handlungsrahmen und zu den fiktiven Identitäten mit freundlicher Genehmigung von Dr. Martha Boeglin. Ähnlichkeiten mit echten Personen und Orten sind nicht beabsichtigt, da sie rein fiktiv sind.

WER WOHNT WO?
1-Zimmer-Wohnung, 40 qm ohne Bad, Außenklo, Ofenheizung, VH, 4. Stock links
4-Zimmer-Wohnung, 120 qm, Bad, Toilette, Ofenheizung, VH, 2. Stock links
[...]

Die Spannung stieg, da mehrere Teilnehmer in einer Wohnung wohnten und jeder neugierig war, wer mit wem wohnt. Diese Tatsache bot sofort genügend Gesprächsstoff für Spekulationen, wie zum Beispiel „Wer bin ich wohl, dass ich mit zwei anderen in einer 2-Zimmer-Wohnung wohne?". Dies zeigte sich im nächsten Schritt durch das Auslosen von fiktiven Identitäten *(l'identité fictive)*.

HAUSBEWOHNER – NAME UND HERKUNFTSLAND
Schneider Ann – Großbritannien
[...]

Die fiktive Identität löste wieder Spekulationen aus – „Woher komme ich genau? Was mache ich wohl in Deutschland?" Im weiteren Verlauf der *Simulation Globale* wurden das Alter, der Beruf, der Familienstand, Kinder, physische und psychische Eigenschaften ausgelost. Mit jeder zusätzlichen Eigenschaft verfestigte sich die jeweilige Identität. Als Aufgabe sollten die Teilnehmer dann in einem Rautengedicht kurz etwas über sich und die neu erworbene Identität schreiben:

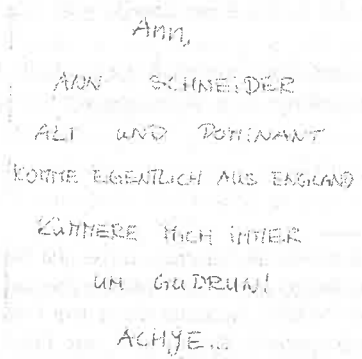



Abb. 1: Rautengedicht der *Simulation Globale* in der SKB, 2004

Erst nachdem wir völlig in unseren neuen Identitäten aufgegangen waren, begann die Belebung unseres „Kosmos" *(simuler le réel)* und wir nahmen uns der entstehenden Probleme in unserem Haus an:



PROBLEME
Ist hoffnungslos verliebt
Findet keine Stelle
Fühlt sich heimatlos
[...]

Gekoppelt an diese und andere Problemkonstellationen wurden dann Aufgaben verteilt wie

Sie waren heute im Keller. Es roch nach Leiche, was haben Sie gefunden? Alarmieren Sie die Nachbarn.
[...]

Die hier vorgestellten Möglichkeiten bei der Umsetzung einer *Simulation Globale* sind Ausschnitte, die lediglich verdeutlichen sollen, wie das theoretische Konzept in die Praxis umgesetzt werden kann. In der Praxis sollte man neben den drei Säulen der *Simulation Globale* (der Handlungsrahmen – *le lieu-thème;* die fiktive Identität – *l'identité fictive;* das Reale simulieren, so tun als ob – *simuler le réel*) drei weitere Regeln beachten:

Erstens: Zu Beginn einer *Simulation Globale* muss jeder Teilnehmer sein Einverständnis zur Teilnahme geben. Es bringt nur Unmut in die Gruppe, wenn einer der Teilnehmer nur aus Zwang mitmacht.

Zweitens: Die Hauptsache einer gelungenen und erfolgreichen *Simulation Globale* ist die Improvisation. Als Lehrer sollte man nicht erwarten, dass die Teilnehmer sich an ein vorgegebenes Konzept halten und so die Enttäuschung verhindern, die entstehen würde, wenn die *Simulation Globale* nicht so läuft, wie man sich das vorgestellt hat. Schließlich bleibt das oberste Ziel der *Simulation Globale* die Schaffung echter Kommunikationsmöglichkeiten (sowohl schriftlich als auch mündlich).

Drittens: Jede *Simulation Globale* muss abgeschlossen sein. Das heißt, dass der fiktive Handlungsort verlassen werden muss, zum Beispiel muss das Haus verkauft werden. Dies ist wichtig, da jeder Teilnehmer am Ende jeder *Simulation Globale* einen Abschluss für den fiktiven Ort, die fiktive Identität und die fiktiven Probleme finden soll.

Meine Kollegen und ich standen der *Simulation Globale* am Anfang dieses Selbstversuchs sehr skeptisch gegenüber. Heute lässt sich sagen, dass wir sie in vielen unterschiedlichen Fremdsprachenkursen und Niveaus erfolgreich und mit positiven Erfahrungen angewendet haben. Die Erfahrungen zeigen, dass die große Offenheit der Methode möglicherweise einige Lerner überfordern kann. Diese Offenheit kann im Anfängerunterricht und je nach Gruppe durch Steuerung, wie etwa Auslosen der Identitäten, gemildert werden. Als Moderator solch einer *Simulation Globale* steht es einem frei die Steuerung in geringem oder großem Grad zu übernehmen, und damit eine Struktur in die Durchführung hineinzubringen.

## 4. Die Zukunft der *Simulation Globale*

Ich möchte zum Abschluss dieses Berichtes die Frage stellen, ob die *Simulation Globale* „die" Lösung für den modernen fremdsprachlichen Unterricht darstellt – *„La simulation globale, «la» solution?"* (Yaiche 1998: 158) und sie dahingehend beantworten, dass sie sicher nicht „die" Lösung, aber eine *„exzellente Form handlungsorientierten Unterrichts"* (Dräger-Spence 1998: 285) darstellt. Ein moderner Fremdsprachenlehrer sollte sie unvoreingenommen ausprobieren und dann für sich selbst beurteilen. Um etwas Neues auszuprobieren, braucht es Mut und den entsprechenden institutionellen Rahmen. Unterstützung fand ich bei meinen Kollegen:

> Wenn solche Übungsmethoden auch für den Lehrenden anfangs befremdlich erscheinen, so können auf Dauer doch positive Erfahrungen angeführt werden. Auch wenn einige Lernende anfangs skeptisch reagieren, so sind die Widerstände aus der Unsicherheit entstanden, da vom herkömmlichen, bekannten Unterrichtsverfahren abgewichen wird. Erkennen die Lernenden, dass mit der Sprache praktisch umgegangen wird, sind sie schnell bereit, sich auf eine veränderte Unterrichtssituation, [...] einzulassen. (Bruns 2003: 18)

Genau dies habe ich dann auch im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht in Ungarn und im Ungarisch-Unterricht in Deutschland erfahren. Vor dem Hintergrund, dass beide Fremdsprachen meist nach Englisch gelernt werden, die Fremdsprachenlerner also schon eine Lern- und Lehrmethodengewohnheit mit sich bringen, erscheint die *Simulation Globale* als Innovation in jedem Unterricht. Die Fremdsprachenlerner sind froh, wenn sie einmal im Unterricht nicht über sich reden müssen, wenn sie lachen dürfen, wenn sie fühlen, dass sie ihr bisher gelerntes Wissen nach ihren Möglichkeiten anwenden können und aus dem konventionellen Unterricht einmal „ausbrechen" dürfen. Aus Fremdsprachenlehrersicht ist festzustellen, dass eine erfolgreiche *Simulation Globale* aus den soeben genannten Gründen eine Bereicherung für jeden Kurs ist. Eine *Simulation Globale* kann vom Anfangs- bis Fortgeschrittenen-Niveau erfolgreich angewendet werden.

Obwohl die Arbeit mit der *Simulation Globale* in meinem Umfeld so erfolgreich ist, hat sie sich in der Praxis nur vereinzelt durchgesetzt – meist im Französischunterricht bzw. französischen Sprachraum. Dies sollte sich nicht nur meines Erachtens nach ändern:

> Simulationen spielen im Vergleich zu Rollenspielen im DaF-Unterricht bislang eine untergeordnete Rolle. Wahrscheinlich sind sie aber wegen ihrer größeren Authentizität ein interessantes Lernmedium, das öfters gezielter eingesetzt werden sollte. (Storch 2001: 230)

Genau diese Authentizität ist es, die die *Simulation Globale* als Interaktionsspiel trägt und die Kursteilnehmer für sich einnimmt – es kommt oft vor, dass sie zum



Ende der Stunde gar nicht mehr aufhören möchten zu „spielen" – so sehr sind sie in ihrer fiktiven Welt angekommen. Dieser Artikel soll ein Plädoyer dafür sein, die Methode der *Simulation Globale* ins Lehrmethodenrepertoire eines jeden Lehrers aufzunehmen. Womöglich wird dies in der Zukunft auch geschehen.

**Literaturverzeichnis**[3]


Abrantes, Ana Margarida (2006): Y-Groups im Fremdsprachenunterricht am Beispiel einer globalen Simulation. In: Schäffer, D./Adamopoulou, M/Agogi, E. (Hg.): Fremdsprache Deutsch Europäisch. Neue Wege zum Sprachenlernen mit dem DaF-Netzwerk. Akten der zweiten internationalen Konferenz des Comenius-Netzwerks DaF-Südost in Szigetszentmiklós/Budapest, Ungarn 2005. Pallini: Epinoia , 93-95. URL: http://www.daf-netzwerk.org/tagungen/ergebnisse/konferenz2005-10/Fremdsprache_Deutsch_Europaeisch.pdf [17.11.2006]

Bruns, Angélique (2003): Lernen einmal anders – Partizipatorische Ansätze im Unterricht für Deutsch als Fremdsprache. In: Dialogische Erziehung 4, 13-20.
URL: http://www.dialogische-erziehung.de [8.11.2006] oder
URL: http://www.skb.tub-fk1.de/deutsch/gerindex.html [8.11.2006]

Dräger-Spence, Stefanie (1998): Die simulation globale: Ein Dorf entsteht aus dem Nichts. In: Praxis des neusprachlichen Unterrichts 45, 3, 279-290.

♦ Ecke, Peter (2001): Simulationen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: Deutsch als Fremdsprache 3, 159-165.

Hahn, Sven-Holger: Simulations globales als offenes Unterrichtskonzept für das Fach Französisch. In: Fremdsprachen Lehren und Lernen (FLuL) 30, 230-253.

Jung, Lothar (2001): 99 Stichwörter zum Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Ismaning: Hueber.

Kleppin, Karin (2003): Sprachspiele und Sprachlernspiele. In: Bausch, K.-R./Christ, H./Krumm, H.-J.: Handbuch Fremdsprachenunterricht. 4. Aufl. Tübingen, Basel: Francke, 263-266.

Rösler, Dietmar (1994): Deutsch als Fremdsprache. Stuttgart, Weimar: Metzler.

♦ Sippel, Vera A. (2003): Ganzheitliches Lernen im Rahmen der Simulation Globale. Grundlagen – Erfahrungen – Anregungen. Tübingen: Narr.

Storch, Günther (2001): Deutsch als Fremdsprache: eine Didaktik; theoretische Grundlagen und praktische Unterrichtsgestaltung. München: Fink.

Yaiche, Francis (1998): Les simulations globales: une pédagogie de l'autonomie. In: Zielsprache Französisch 30, 4, 153-158.

Einführungen und Beschreibungen zur *Simulation Globale* im Internet unter:
http://www.schule-bw.de/unterricht/faecher/franz/meth/simulations.html [17.10.2006]
http://www.dfjw.org/paed/langue/tandemglobalde.html [20.10.2006]


[3] In der mit „♦" gekennzeichneten Literatur lassen sich konkrete Ideen und Hinweise zur praktischen Umsetzung der *Simulation Globale* im DaF-Unterricht finden.

# Rezensionen

## Büssgen, Antje: Glaubensverlust und Kunstautonomie. Über die ästhetische Erziehung des Menschen bei Friedrich Schiller und Gottfried Benn. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2006. 442 S.

„Die *Kunst,* oh Mensch, hast du allein", sagt Schiller im Gedicht *Der Künstler* emphatisch aus, und nach diesem Gedicht gibt es für den Menschen, der „an des Jahrhunderts Neige" steht, nur dieses einzige Terrain, das der Kunst nämlich, auf dem er sich von der sonstigen Kreatur unterscheidet. Die Rolle der Kunst wird jedoch auch dadurch akzentuiert, dass nach Schiller allein Schönheit (Ästhetik) fähig ist, die Harmonie im Menschen wieder herzustellen „und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen" zu machen. Schillers Konzept, das er in den *Ästhetischen Briefen* darlegt, korrespondiert aufs Engste mit den Ansichten Benns, der im Sinne von „Erziehung durch Artistik" der (autonomen) Kunst auch eine besondere Bedeutung zuspricht im Blick darauf, dass die Kunst auf „feinere Empfindungsvermögen" wirkt und somit die „Verwandlung des Stils und der Gesinnung" herbeizuführen vermag. Kunst kann dies nach Benn leisten, da sie nicht Erziehung, „sondern das andere [ist], eben Kunst" *(Prosa und Autobiographie).*

Diese Parallelen stecken den Horizont des Forschungsinteresses von Antje Büssgens Buch *Glaubensverlust und Kunstautonomie. Über die ästhetische Erziehung des Menschen bei Friedrich Schiller und Gottfried Benn* ab. Im Meer der zum Schiller- (2005) und Benn-Jahr (2006) erschienenen Publikationen zeichnet sich diese Studie nicht zuletzt dadurch aus, dass sie zum einen Schiller als Skeptiker herauszustellen versucht, und dass sie zum anderen Benn – ein genuin neuer Aspekt in der Forschung – im Erziehungsdiskurs situiert, womit in erster Linie an eine ästhetische Erziehung gedacht wird. Büssgen geht in ihrer Studie selbstverständlich auch auf Benns Erziehungsidee und deren Verknüpfungen mit der Politik ein. Benns zeitweilige Sympathie mit dem Nationalsozialismus wird im Konzept der Analyse auch mit originären Argumenten ergänzt und in ein neues Licht gerückt. Zu erwähnen ist hier nur ein maßgeblicher Punkt, den Büssgen belegt, nämlich, dass Benn auch schon vor der Machtergreifung der Nazis volkspädagogische Überlegungen äußerte. Nicht diese Zusammenhänge bilden jedoch den Hauptgegenstand der Untersuchung.

Sowohl Schillers als auch Benns Position – und hier schließt sich die Studie der Forschung an – ist aufs Tiefste von einer Kulturkritik geprägt, von einer Zeitdiagnostik der Krise und Krankheit, was jedoch eine Doppelstrategie ins Leben ruft, denn das Krisenbewusstsein wird mit einem Versöhnungswunsch gekoppelt, und beide Autoren entwickeln ein Konzept, das die Verlusterscheinungen in einem Kunstenthusiasmus aufzuheben sucht. Kunst sei fähig, so die Devise, den bruchstückhaften Menschen, seine Kräfte wieder zu vereinen. Damit wird (autonome) Kunst, das zeigt Büssgen eingehend, zum Religionsersatz.

Wie die Verfasserin darlegt, wird von Schiller in der fundamentalen Sinnkrise der Moderne ein Deutungsmuster zur Verbindung von Ästhetik und gesellschaftlichem Veränderungswillen entworfen, das traditionsbildend wirkt. Die Parallele zwischen Schiller und Benn erschöpft sich demnach nicht allein in der kulturkritischen Perspektivierung, sondern es wird überzeugend ausgeführt, dass die vergleichbaren intellektuellen und biographischen Dispositionen beider Autoren auch ähnliche ästhetische Lösungsvorschläge ins Leben rufen.

In Zeiten, in denen eine längerfristige Grundorientierung mit konsistenten Denk- und Handlungsmustern fehlt, in Zeiten, die mit dem Verlust traditioneller Konventionen einhergehen, soll nun die Kunst die „Richtung" angeben und den Menschen aus seiner „Entwürdigung" aufrichten (Schiller). Resultierend aus ihren Erfahrungen kann für beide Autoren allein die Ästhetik eine neue Grundorientierung geben.

Im vorliegenden Buch wird also unter den Bedingungen der Moderne auch der Idee der „ästhetischen Aufklärung", die aus der Aufklärungskritik hervorgegangen ist, nachgegangen. Wichtig dabei ist für Büssgen, die Umbruchsphasen, in denen beide Autoren wirkten, miteinander zu verbinden, einen gemeinsamen Referenzrahmen zu erarbeiten und mit dessen Hilfe Traditionslinien ästhetischer Theoriebildung herauszustellen:

Die Erfahrung des Nihilismus, aber auch die kritische Einstellung zur Erkenntnis, was bereits für Schiller geltend gemacht wird, leitet zu Nietzsche über. Um ihre These weiter zu spezifizieren, stellt Büssgen in der vorliegenden Studie einleuchtend dar, dass es zahlreiche Affinitäten zwischen Schillers und Nietzsches Historienschriften gibt und dass bei Schiller auch in Hinsicht auf Nietzsches Betonung des Perspektivismus-Theorems einiges präformiert vorliegt. Das Nietzsche-Kapitel ist in der Abhandlung Büssgens auch insofern von großem Gewicht, als hier dem nachgegangen wird, wie Nietzsche mit den sog. Zweiweltentheorien des Abendlandes abrechnet und damit für die Kunstauffassung Benns den Boden ebnet. Als grundlegend für Benns Kunstenthusiasmus und ästhetischen Extremismus wird nämlich die Aufhebung von Schein und Wirklichkeit durch Nietzsche geltend gemacht. Wie Büssgen darlegt, ist das Postulat Nietzsches, wonach der Schein die einzig maßgebliche Existenzform des Menschen sei, der Grundstein für Benns Ausschaltung der sinnlichen und natürlichen Erkenntniskräfte, was als der Weg gesehen wird dazu, den Verlust von Einheit und Harmonie des Menschen vergessen zu machen.

Die Affinitäten, die bei den erwähnten Autoren in der Studie von Büssgen durch den Zusammenhang von Erkenntniskritik, Nihilismus und Kunst entstehen, lassen aber auch erkennen, dass zwischen Schiller und Benn philosophiegeschichtlich und erkenntnistheoretisch maßgebliche Unterschiede zu verzeichnen sind. Die Verfasserin führt in ihrer Abhandlung Benns Schiller-Kritik vom Anfang der 30-er Jahre auf diese Zusammenhänge zurück und weist dabei auch darauf hin, dass



wahrscheinlich diese Schriften dafür verantwortlich sind, dass der Blick der Forschung auf die zahlreichen Korrespondenzen lange verstellt blieb. Eingegangen wird auch darauf, dass die offensichtlichen Parallelen zwischen Nietzsche und Benn wiederum verhinderten, dass Benns Idee der Artistik in breiteren ideengeschichtlichen Zusammenhängen situiert und die Entwicklungslinie bis Schiller verfolgt wurde.

Akzentuiert wird jedoch mehrfach, und das ist für die Idee der Studie zentral, dass Benns kritischer Bezug auf Schiller die Historienschriften im Auge hat und somit die Affinitäten in der Positionierung von Kunst nicht grundsätzlich berührt. Wenn man das Augenmerk auf dieses Thema richtet, lässt sich nun fragen, was Kunst „als letzte Transcendenz des großen europäischen Nihilismus" (Benn) bedeuten und bewirken kann. Wie Büssgens Ausführungen dezidiert zeigen, denkt sowohl Schiller als auch Benn anthropologisch. Die Betonung der Kunst, des ästhetischen Erlebnisses als Verfeinerung des Menschen, als eine existentiell notwendige Größe in dessen Leben wird keinesfalls heteronom, als direkte Einwirkung, als konkreter Aufruf zum Handeln verstanden. Es geht nämlich immer rigoros um eine Haltung, die sich gegen jegliche Fremdbestimmung richtet; im Fokus steht vielmehr, dass das Subjekt gerade und allein durch die autonome Kunst seine Autonomie zurückgewinnen kann. Gerade wenn sich Kunst von lebensweltlicher Zweckrationalität freihält, kann sie zu „unserer[r] zweite[n] Schöpferin" (Schiller) werden. Das Schöne vermag „nichts weiter" (Schiller) zu leisten, als dass es „uns" die Freiheit zurückgibt. Kunst ist im Sinne Schillers eine Ermöglichung von Humanität – „nichts weiter". Der Wandel des Empfindungsvermögens, der in Schillers Kunsttheorie akzentuiert wird, begünstigt auch die Verstandesautonomie, und der integrierende Prozess bewirkt einen Bewusstseinswandel, was als innerer Entwicklungsgang, als Chance der ästhetischen Aufklärung, der Idee der Selbstbestimmung gerecht werden kann. Wie Büssgen darlegt, wird als Artistik auch bei Benn produktions- und rezeptionsästhetisch gedacht, als Prozess der Formung. Indem die Kunst zwar nicht praktisch wirkt, aber zur Verfeinerung beiträgt, macht sie das „Individuum kunstfähig", und setzt es in den Stand, eine Disponierung des Menschen zur Kunst zu erreichen.

Die Konzepte, die in der vorliegenden Studie diskutiert werden, werden als paradigmatische Ideen für die Moderne gelesen und so in einem größeren Problemzusammenhang situiert. Die ästhetischen Erziehungskonzepte Schillers und Benns, auf die Antje Büssgen in ihrem Buch das Forschungsinteresse lenkt und worin sie zahlreiche Themen und Zusammenhänge aufdeckt, die in der Forschung bislang vernachlässigt wurden, könnten zusammenfassend und im eigenen Wort Schillers wie folgt lauten: „Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergisst seiner Schranken, so lang' es ihren Zauber erfährt."

*Erika Hammer (Pécs)*

## Caduff, Corina; Sorg, Reto (Hg.): Nationale Literaturen heute – ein Fantom? Die Imagination und die Tradition des Schweizerischen als Problem. München: Fink, 2004. 315 S.

Am Anfang ihres Beitrags im vorliegenden Konferenzband zitiert Monika Schmitz-Emans eine Geschichte von der geistreichen Madame Deffand – diese soll auf die Frage, ob sie an Gespenster glaube, vielsagend geantwortet haben: „Nein, aber ich habe Angst vor ihnen" (S. 235). So widersprüchlich ist auch die Problematik der nationalen Literatur, der Imagination und Tradition des Schweizerischen oder des Nationalen: Einerseits herrscht in der einschlägigen Sekundärliteratur weitgehend Übereinstimmung darüber, dass das Konzept der Nationalliteratur an die vergangene Periode der neuzeitlichen Nationenbildung zu knüpfen ist („Es scheint klar: Die aus dem 19. Jahrhundert datierende Dichotomie ‚Nationalliteratur versus Weltliteratur' ist heute nicht mehr praktikabel" – so *Corina Caduff* und *Reto Sorg* bereits im ersten Satz des Bandes, S. 9). Viele namhafte Vertreter der Literatur aus der Schweiz (Gottfried Keller, Adolf Muschg, Urs Widmer oder Peter Bichsel) lehnten und lehnen jedoch alle Konzepte einer Schweizer Nationalliteratur oder die Etikettierung als Schweizer Autor definitiv ab. Zu erwähnen wären hier noch die Einsichten neuerer, auch konstruktivistisch und dekonstruktivistisch genannter Theorien der Nations- und Nationalismusforschung (Anderson, Hobsbawm, Gellner, Bhabha), die Nationen als apriorische Subjekte der Geschichte in Abrede stellen. Andererseits haben die Forschungen zu Nationalismus seit ca. zwei Jahrzehnten zweifelsohne Hochkonjunktur. So wird auch in der Diskursgeschichte der „Schweizer Literatur" die Gretchenfrage „Gibt es sie? – Gibt es sie nicht?" immer wieder gestellt, auch wenn dabei, so *Michael Böhler*, meistens wie ein Mantra wiederholt wird, dass die Schweiz für die Literatur kein Thema und die Vorstellung einer Schweizer Literatur und ihrer Nationalautoren abwegig sei (S. 65). Der literarische Diskurs über die Schweizer Nationalidentität wird damit gerade durch das ständige Bemühen um ihre Dekonstruktion und Subversion bestätigt, und in diesem Sinne trifft das Bild des Fantomatischen auf die Nation, auf das Nationale im Literarischen vollkommen zu: Diese sind nämlich weder ganz vergangen, noch wirklich präsent, weder „richtig" noch „falsch", gehören aber im phänomenologischen Sinne zur Wirklichkeit: Fantomschmerzen tun weh. Dementsprechend wird in den wissenschaftlichen Beiträgen des Bandes nach dem Verhältnis zwischen Nation und Narration, dem Zusammenhang zwischen literarischem Erzählen und nationaler Verortung gefragt, d.h., nach Strukturen, die den Diskurs über die „Schweizer Literatur" regeln, nach Konstitutionsbedingungen des ‚Eigenen' und ‚Fremden' im Kontext der Schweizer Literaturgeschichte sowie nach Funktionen der Imagination und Tradition für die Konzeption von Nationen und Nationalliteraturen.



Im Tagungsband, wie auch im ihm zugrunde liegenden Symposion (Schauspielhaus Zürich, 2003) wurde der Versuch unternommen, die strikte Trennung von Literatur und Literaturwissenschaft aufzuheben, die auch mit einer Voraussetzung der Nationenkonstruktion im 19. Jahrhundert, mit der Herausdifferenzierung der Disziplinen, zusammenhängt. Die Beiträge prominentester VertreterInnen der deutschsprachigen Literatur- und Kulturwissenschaft aus der Schweiz, aus Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien stehen im fruchtbaren Dialog mit den Poetikvorträgen, die *Sprache, Herkommen und Nation* thematisieren oder als *Fluggeschichten* betitelt sind. Die Beiträge werden in zwei Kapitel aufgeteilt: Ersteres trägt den Titel *Nation, Nationalliteratur: Theorie, Tradition, Geschichte*, zum zweiten *(Kleine Literaturen)* gehören weniger allgemeine und nicht nur primär theoretisch orientierte Interpretationen, Fallstudien. So befindet sich auch der umfassende, längste und einleuchtende Grundbeitrag von Sabine Haupt zur Diskursgeschichte der „Schweizer Literatur" in diesem letzten Kapitel.

*Jürgen Fohrmann* geht auf das ästhetisch-politische Projekt der Herstellung von Form ein, indem er die Rolle der Grenzziehungen bei der Konstruktion der Nation und Nationalliteratur näher betrachtet. Nationalliteratur und Komparatistik seien nach seiner These „zwei sich einhakende Schwester" (S. 26). Fohrmann spricht von einem mythischen Einheitsdiskurs, der die demokratische Rede vernichtet und Multikulturalismus, Kontingenz befürchtet. Dieser vertikalen Entdifferenzierung innerhalb der Nation entspricht auf der horizontalen Ebene die Abgrenzung von anderen Nationen: Das Eigene, das Nationale kommen in dieser Art von Komparation zum Vorschein. Die Grenze zwischen der eigenen Form und dem Anderen wird, so seine These, in jenem Augenblick gezogen, indem man sich entscheidet, diese Form als nationalen Körper zu wollen: Da sich diese Form nur als und in dieser Entscheidung konstituiert, operieren nationale Einheitsdiskurse grundsätzlich mit einer leeren Form. Der Aufsatz von *Sigrid Weigel* widmet sich nicht direkt den Phantomen der Nation und der Nationalliteratur, sondern dem (von ihnen untrennbaren) Phantom der Tradition. Ihre Überlegungen zur Begriffsgeschichte der Tradition (und des Phantoms), zur Rolle des Familienromans in der literarischen Traditionsbildung führen u.a. zum Fazit, dass das Phantom der Tradition von einer Vorstellung produziert wird, die Geschichte „nach dem Modell familialer Erbschaft" (S. 45) interpretiert. Phantombilder sind, so Weigel, Allegorie für die „sekundäre Fiktion" der Literaturgeschichte, die als phantomal zu betrachten ist, indem sie sich an der Norm einer „lückenlosen, geheimnislosen, d.h., *nicht un*heimlichen, also heimlichen – oder nationalen – Tradition" (S. 39) orientiert. Interpretiert man Phantome einfach als Trugbilder, so ist auch festzustellen, dass Nationen Phantome erzeugen: Trugbilder des homogenen Raums, Trugbilder imaginierter Zeiten (so der

Fiktionen der geteilten Geschichte), und die Helden und „Wiedergänger" nationaler Mythen *(Thomas Macho).* Macho bespricht ferner den Zusammenhang zwischen Natalität und Nationalität am Beispiel von Defoes *Robinson Crusoe,* um aufzuzeigen, dass gerade die Verschränkungen zwischen Geburtstagen, Landungstagen und Nationalfeiertagen, die nationale Identitäten konstituieren, diesen Zusammenhang aufheben und diese Identitäten subvertieren können.

*Michael Böhlers* präzise Analyse zum Kreolischen an der Schweizer Literatur gehört zu den wenigen Beiträgen des Bandes, die das Hauptthema des Nationalen oder Phantomatischen und die Problematik im Untertitel, die Imagination und die Tradition des Schweizerischen fruchtbar aufeinander beziehen können. (Und diese Tatsache scheint auch Böhlers Feststellung einigermaßen zu bestätigen, dass der Schweizer Literaturdiskurs als ausgeprägter Binnendiskurs geführt wird.) Ausgehend von Pascale Casanovas Thesen über die „créolité suisse" spricht Böhler u.a. von der *Paratopie* des literarischen Ortes und der *Paradoxie* der Identitätskonstellation im Schweizer Literaturdiskurs und deckt am Beispiel von Textinterpretationen jene rhetorischen Figuren auf, die den fantomanfälligen Schweizer Literaturdiskurs formelhaft aufbauten und den paratopischen Ort transformierten: die Ablehnung (und seltener die Affirmation) einer spezifisch Schweizer Literatur, die Anwendung einer „Geschlechter-Metaphorik bipolarer Komplementaritätsfiguren" auf die Deutsch- bzw. Welschschweiz, die Oppositionsbildung „Muttersprache-Vatersprache" in Bezug auf den Dialekt und das Hochdeutsch (Dürrenmatt), die Metonymik des *pars pro toto* (Helvetia Mediatrix) und die Figuren der Ironie, Paradoxie, Parodie (Robert Walser, Keller). *Aleida Assmann* hebt in Ernest Renans Analyse der Nation die Entsubstantialisierung des Nationen-Begriffs hervor und betont die konstitutive Rolle des Vergessens im nationalen Gedächtnis, die Koexistenz von Modernisierung und Mythisierung in der Nationsbildung. In ihrer Analyse zur Behandlung der Geschichte des Wilhelm Tell bei Schiller (Mythenkonstruktion), Frisch (Kritik des Mythos) und Wilkomirski (Absage an den Mythos) zieht sie den Schluss, dass die körperlichen und seelischen Prägungen in der Traumatisierung heute effektivere Ressourcen der Stiftung kollektiver Identität sind als die Heroisierung in nationalen Mythen. Den Begriffspaaren nationell und national, Nationalliteratur und Weltliteratur, Staatsnation und Kulturnation, der Zuordnung zu einer Nationalliteratur bzw. der Austreibung dieses „Phantoms" aus der Germanistik in der Schweiz und in Österreich widmet sich *Jacques Le Rider.* Sein eingehender Beitrag wirft einen kritischen Blick auf aktuelle Fragen des deutsch-französischen Kulturtransfers in der Schweiz oder des Widererwachens des populistischen Nationalismus und auf die Mythen der Westschweiz (sie sei, um ein Beispiel zu nennen, im Gegensatz zur „hinternationalen" Ostschweiz ein international Begegnungsort verschiedener Kulturen). Als Kritik am radikalen Konstruktivismus einiger Theoretiker der Nationsbildung wurde schon häufig erwähnt, dass sie Nationalismen als beliebige, herstellbare Phänomene behandeln und ihrer historischen Realität nicht gerecht werden. Von dieser Argumentation geht auch *Matías Martínez* aus, dessen Interesse jedoch gerade einer imaginierten Tradition, Rudolf Borchardts gegen realhistorische Kontexten erdachtem Konzept der deutschen Nation gilt. Borchardt versuchte nämlich, sein Programm einer schöpferischen Restauration deutscher Kulturtotalität durch eine eigenartige Übersetzung von Dantes *Göttlicher Komödie* zu verwirklichen, indem er aus dem Berndeutschen und dem schweizerischen Idiotikon, als Pendant zu Dantes Sprache ein Deutsch erfand.



Nach Robert Menasse sei „die Behauptung der österreichischen Germanisten, dass die österreichische Literatur keine nationalen Besonderheiten aufweise, selbst eine österreichische Besonderheit"; die österreichische Literatur werde „gleich als Weltliteratur konsumiert", und „Weltliteratur ohne Heimat" sei ein „zutiefst österreichisches Spezifikum" (S. 182) – u.a. mit diesen Meinungen setzt sich *Wendelin Schmidt-Dengler* auseinander. Er deckt die Spuren von einem *megalomania austriaca,* der „Weltunmittelbarkeit des Österreichers" in der Literaturgeschichte (Thomas Bernhard) und in der österreichischen Politik der Gegenwart auf. Schmidt-Dengler weist zurück, dass die österreichische Literatur ein Phantom sei und geht dabei offenbar nicht von jener Bedeutungskomponente des Wortes aus, die die Gegenwärtigkeit und Wirklichkeit des Phantomhaften betont. Er beruft sich auf bis heute unersetzliche Institutionen wie Nationalbibliotheken und Literaturarchive oder auf die Betreuung des Nachlasses von Autoren mit einer gewissen Staatszugehörigkeit. Der bereits erwähnte Grundlagenbeitrag von *Sabine Haupt* liefert eine präzise Analyse der Diskursgeschichte der Schweizer Literatur in den vergangenen 150 Jahren: Sie geht auf alle kanonisierten literaturgeschichtlichen Darstellungen, alle Schwellen und Wellen im Diskursverlauf ein (von Haller, Bächtold und Faesi bis heute). Der Diskurs der Schweizer Literatur wird, so ein Ergebnis ihrer Untersuchungen, grundsätzlich von vier Konzepten geprägt: vom Konzept der mehrsprachigen Nationalliteratur, von jenem der Sprachgemeinschaft (Werke Schweizer Autoren gehören zur deutschen, französischen usw. Literaturen), von dem „Vier-Literaturen-Konzept" und vom Konzept der regional bestimmten literarischen Identität (z.B. „Jurasüdfuß-Literatur"). Katastrophen sind Weltuntergänge, auch wenn sie „nur" in der Schweiz lokalisiert sind: Sie erzwingen nämlich stets eine weltanschauliche Neuordnung. Vor allem diesen Zusammenhängen zwischen dem Lokalen und Globalen, der schweizerischen Topografie und der Gesellschaftsanalyse widmet sich Peter Utz in seinen Analysen von Katastrophenszenarien u.a. in den Texten Pestalozzis, Gotthelfs, Adolf Wölflis, Friedrich Glausers, Robert Walsers

und Friedrich Dürrenmatts. Der besonders einleuchtende Beitrag von *Monika Schmitz-Emans* verbindet Peter Bichsels bekannte Äußerungen über die Schweiz und eine Schweizer Literatur mit der Philosophie Wilhelm Schapps, die von der wirklichkeitskonstituierenden Kraft der Geschichten, der Notwendigkeit des Geschichtenerzählens bei der Hervorbringung von Identitäten ausgeht. Im Lichte dieser Überlegungen erweist sich auch das Nationale als etwas immer „erst Herzustellendes", das nicht ab ovo gegeben ist, sondern auch in literarischen Texten, sprachlich konstituiert wird: Zur „National-Literatur" gehören auch solche „Schweizer Geschichten" (betont in Plural), die sich kritisch auf Nationales beziehen. Die Problematik der Übersetzung spielt in der mehrsprachigen Schweiz eine besondere Rolle, vor allem wenn es um die „Abgrenzung vom anderen gleichen und die Zugehörigkeit zur eigenen Diversität" (S. 258) geht: *Irene Weber Henking* untersucht am Beispiel der Übersetzungen der Texte von Jeremias Gotthelf und Charles Ferdinand Ramuz die Rezeptionsmechanismen der unterschiedlichen Kulturräume in der Schweiz. Das Thema des Beitrags von *Michael Angele* sind die Geschichten Franz Bönis, die die Schweiz, so Angele, als einen Alptraum zeigen; im Zusammenhang mit der Unbewohnbarkeit der Schweiz oder der Welt sind diese Texte auch noch mit Paul Nizons Traktat *Diskurs in der Enge* zu verbinden oder sie lassen sich auch in Hinblick auf aktuelle Theorien von Verschränkungen zwischen Literatur und Kulturanthropologie interpretieren.

Die anfangs erwähnten acht Poetikvorträge würden eine selbständige, nur ihnen gewidmete Rezension verdienen. *Peter Bichsel*, der sich von der Etikettierung als „Schweizer Schriftsteller" und der Existenz einer „Schweizer Literatur" abgrenzt, bekennt seine Eingesperrtheit in die schriftdeutsche Sprache, was aber zugleich ein Bekenntnis zu einer Sprachsituation ist, die es nur in der Schweiz gibt: Das Schriftdeutsch, seine Notwendigkeit könnte ihm in Australien abhanden kommen. Etwas ähnliches bemerkt *Robert Schindel* auch: „Womöglich ist die Heimat des Autors ausschließlich die Sprache, in der er sich und sie bewegt. Sofern er [...] in der Sprache die Sedimente des Weltgeschehens wörtlich durchdringt, gerät das *In-der-Welt-Stehen* buchstäblich zu einem Fensterstock, einem im Nachhinein verstandenen, und von da aus schraffiert er sich die Welt als nationale Literatur" (128). *Klaus Theweleit* reflektiert in seinem Essay – wie es auch dem Titel zu entnehmen ist *(Ohne Heimat: Der Start des Schreibens im Mutter- und Besatzungsradio)* – auch über die mediale Bedingtheit der Weltwahrnehmung, der Erfahrung von Fremdheit und Eigenheit – sei es im Radio der singenden Mutter, in den Übertragungen von Fußballspielen, in den gedruckten Sprachen der Dichter und Denker, im „Rock 'n' Roll-Englischen", in der „Universalsprache" des Kinos, oder in den (in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts) öffentlich gewordenen Subsprachen des Marxismus, der Psychoanalyse, der Popkultur: „Es ist gut, in keiner Sprache ‚zu Hause' zu sein. Nur so fängt man an zu hören, was



gesagt wird und wie es gesagt wird und zu wem und zu wem nicht. Wer sich heimatlich fühlt, kann nur blöd werden" (S. 139). *Herta Müller* entdeckt in ihrem Beitrag jene Distanz, jene scheinbar widersprüchliche Koexistenz von „Verlangen und Widerwärtigkeit", die das Dazugehören, die Liebe kennzeichnen und jenes „Ernstnehmen des Dazugehörens", das diese Zugehörigkeit zerfetzt. In *Friederike Kretzens* Poetikvortrag wird durch den Begriff der Knochenarbeit die Nation näher betrachtet und Gottfried Kellers *Martin Salander* interpretiert. *Fleur Jaeggy* betont auch, ohne es direkt zu nennen, den Phantomcharakter des Nationalen, wenn sie das Deutsch als „Lücke, Abwesenheit, Leere" (S. 160), jedoch auch als *ihre* Sprache definiert. Die zwei Fluggeschichten am Ende des Abschnitts „Poetikvorträge" machen schließlich auch darauf aufmerksam, dass das Fliegen bzw. die Gemeinschaft der Passagiere im Flugzeug als metaphorische Spiegel der Hybridität der heutigen postkolonialen Gemeinschaften, der allgegenwärtigen Grenzüberschreitungen zu lesen sind. So wird in *Yoko Tawadas* Beitrag humorvoll auch auf die Konstitutionsmechanismen „postnationaler", von Flugkatastrophen und Terrorismus bedrohter Gemeinschaften hingewiesen. Die Frage der Schweizer Nation und ihrer „Nationalliteratur" kommt einem im Hinblick auf das Verhältnis der australischen Aborigines, der Philippinen, oder der Senegalesen zu der Sprache, in der sie schreiben, nicht mehr als einzigartig und kompliziert vor (so *Etienne Barilier*). Diese Perspektiven, die Zuwendung zum postkolonialen und post- bzw. internationalen Kontext der Fragestellung ergänzen die Einsichten und Ausgangspunkte mehrerer wissenschaftlicher Beiträge (s. z.B. Böhlers Überlegungen zum Kreolischen an der Schweizer Literatur), was auch den Erfolg des vorliegenden Dialogs zwischen Wissenschaft und Gegenwartsliteratur bestätigt.

*Eszter Pabis (Debrecen)*

## Cornejo, Renata; Haring, Ekkehard W. (Hg.): Wende – Bruch – Kontinuum. Die Moderne österreichische Literatur und ihre Paradigmen des Wandels. Wien: Praesens, 2006. 504 S.

Festgelegt an politisch besetzten Jahreszahlen wie 1918, 1945 sowie 1989 erweisen sich die Diskussionen von Literaturhistorikern über Wende und Kontinuum mit politisch immer schon in Anspruch genommenen Bezugspunkten oft als eine Gratwanderung, die von einer heillosen Verstrickung in die (Zeit)geschichte oder von der Unreflektiertheit hinsichtlich der eigenen Position gefährdet ist. Es sei denn, dass das Nebeneinander überaus heterogener primärer Texte die Interpretationen gegen allzu rasche Festsschreibungen oder unhinterfragte Prämissen ohnehin imprägniert, wie es

in dem von Renata Cornejo und Ekkehard W. Haring herausgegebenen Band *Wende – Bruch – Kontinuum* mit seinem beeindruckenden Reichtum an behandelten Texten und nicht zuletzt als Ergebnis einer bei den Verfassern selbstverständliche Interkulturalität der Fall ist.

Das Konzept des Bandes beruht auf einer in Zusammenarbeit des Lehrstuhls für Germanistik / Ústí nad Labem und des germanistischen Instituts der Universität Wien veranstalteten Konferenz im Oktober 2005, und wird bis in die grafische und typografische Gestaltung geltend gemacht und so konsequent durchgeführt, dass sogar die Kontinuität der wissenschaftlichen Rede „gebrochen" wird, indem sich zwei Exkurse, ein belletristischer (Thema Familientreffen) und ein literaturkritischer (zur Entstehung bzw. Herbeiführung von Wenden im Literaturbetrieb) zwischen die thematischen Sektionen einschieben. Der Band ist überhaupt durch die Bestrebung gekennzeichnet, Begriffe wie Wende, Bruch und Kontinuum nicht so sehr zu erläutern bzw. theoretisch zu bestimmen, sondern – möglicherweise treu zu dem österreichischen Philosophen Ludwig Wittgenstein, dessen Name in mehreren Beiträgen vorkommt – ihre verschiedenen Gebrauchsweisen zu zeigen. Als Ausnahme gilt der Aufsatz von *Karin S. Wozonig* über die Möglichkeit der Anwendung chaostheoretischer Einsichten in der Literaturwissenschaft, der den Versuch angeht, in einem neuen terminologischen Rahmen einen Wendebegriff zu prägen; allerdings wird diese Annäherung nicht mit Beispielen aus der österreichischen Literatur illustriert.

Umso reicher ist das Buch an Analysen literarischer Konstruktionen von Zeitstrukturen, die sich mit den im Titel geführten Begriffen fruchtbar beschreiben lassen. Im Aufsatz von *Edit Király* wird z.B. dargestellt, wie von Hofmannsthal, Musil und Doderer der erste Weltkrieg als „der historische Kontext einer besonderen persönlichen Zeiterfahrung bemüht" wird. Das Anliegen dieses Beitrags – zu zeigen, „wie der gelebte Augenblick als Darstellungstopos der Kriegserfahrung figuriert und wie er umgekehrt oft mit Rekurs auf ein Kriegserlebnis geschildert wird" –, lässt zugleich vermuten, wie schwierig es gewesen sein mag, die Beiträge zu gruppieren: Der Band umfasst, von den erwähnten Exkursen abgesehen, fünf Teile, die je von einem Schwerpunkt-Thema bestimmt sind *(Politische Zeitwenden und Wendezeiten, Wende und biographisches Schreiben, Ein-Bruch Krieg? Ende oder Anfang?, Theresienstädter Bruchlinien, Dis-Kontinuitäten im Diskurs)*, deren Themen aber sich, wie es aus dem angeführten Zitat ersichtlich ist, notwendigerweise verschränken. Daraus (und aus den vielen gemeinsamen Referenzen) ergibt sich eine Vernetzung innerhalb des Buches, die – Brüche in der Linearität des Lesens zeitigend – gegenseitige Beziehungen zwischen den Texten herstellt, ohne die Vielfalt der Fragestellungen einzuschränken. Mit dem Ansatz von Király kann der Leser beispielsweise zu *Karl Schuhmachers* spannender Doderer-Lektüre zurückkehren und den Versuch



angehen, Doderers Bekenntnis zu Österreich als Augenblick des Abenteuers zu interpretieren. Oder: Wenn *Dana Pfeiferová* u.a. darüber schreibt, wie Libuše Moniková als Vermittlerin zwischen der tschechischen und der deutschen bzw. österreichischen Kultur an der Demontage nationaler Stereotypien arbeitet, schließt sie auch an die Studie von Zdeněk Mareček an, der das Wirken solcher Stereotypien und Haltungen in deutschen und österreichischen Romanen der zwanziger Jahre ausweist. Auch auf diese Weise werden *Thomas Stahls* Aufsatz zu Christoph Ransmayrs Konterkarierung des „Entwurfs der Zweiten Republik" im Roman *Morbus Kitahara* und die teilweise rezeptionsgeschichtlich ausgerichtete Studie Jaroslav Kovářs über Hans Leberts Roman *Die Wolfshaut* – ein Werk, das eine gesellschaftliche Wende schildert und seinerseits, wie besonders nach seiner Wiederentdeckung nach dem Umbruch von 1989 ersichtlich wurde, eine Wende in der Erinnerungskultur der österreichischen Nachkriegszeit darstellt – durch die Auseinandersetzung mit der „Stunde Null"-Problematik aufeinander bezogen.

Fragt man nach dem Novum des Bandes, so muss man zuerst auf die Fruchtbarkeit des Begriffes Wende in der Literaturgeschichte hinweisen. Wie er auch immer definiert wird, es wird in ihm hinsichtlich der Begriffe Bruch und Kontinuum ein Moment des „sowohl – als auch" oder des „weder – noch" erscheinen und daher eignet er sich für eine historische Modellbildung, die Orientierung ermöglicht, ohne dabei strikte Grenzziehungen vorzunehmen. Indes muss es auffallen, dass die Verfasser der Beiträge tendenziell vermeiden, auf eingebürgerte Periodisierungen der Literaturgeschichte zurückzugreifen – was nicht unbedingt als Ignorierung einer Problematik zu verzeichnen ist. Allerdings wäre es interessant, näher zu untersuchen, inwieweit die reflektierte Verwendung der „Navigationsmetapher" Wende Oppositionen wie z.B. Moderne/Postmoderne neu interpretieren würde.

Was den Ertrag anbelangt, den die einzelnen Beiträge für engere Forschungsfelder bringen können, ist der Band offensichtlich reich an Angeboten. Um einige Beispiele zu nennen: Der differenzierte Versuch *Filip Charváts*, die tschechische und deutschsprachige Erzählliteratur mit der Tradition der Mystik (*Wende ins Absolute?* – lautet der Titel) in Zusammenhang zu bringen, und zwar als Antwort auf eine Krise des Subjekts, die auch zu einer gegenläufigen Tendenz, nämlich zur Einsicht in die Abhängigkeit von übergreifenden geschichtlichen bzw. sozialen Strukturen und mithin zum sozialen Engagement der Autoren führen konnte, scheint das Vorhandensein einer ästhetische Option in einem Kontext zu belegen, in dem sie bisher kaum untersucht wurde. In ihrem Aufsatz zu Barbara Frischmuts Debüt *Die Klosterschule* kann *Christa Gürtler* zeigen, dass Frischmuts Roman vielmehr an den gesellschafts- und erziehungskritischen Diskurs der Wende um 1968 als an die „Neue Subjektivität" der 70er Jahre anschließt. Es ist beispielhaft, wie *Hans Höller* der Begriff Wende ermöglicht, eine „individuelle Schreibbiographie"

von Peter Handke, einem „sich verändernden" Schriftsteller mit „Ausweich- und Vermeidungs- und Gegenläufigkeitsbewegungen", zu erstellen. Das Kontinuum des Handke'schen Œuvres wird nach einem anfänglichen Traditionsbruch durch eine „Wende zum Erzählen um 1970", eine „klassische Wende um 1980" und eine „Wendung zur Zeitgeschichte in den Jugoslawien-Texte der neunziger Jahre" gegliedert, die nicht einmal als schwerpunktmäßige Verschiebungen, geschweige denn als Absage an frühere poetologische Errungenschaften zu verstehen sind.

Im Vorwort des Bandes nimmt Haring auf das österreichische „Jubiläumsjahr" 2006 Bezug, um dann dem offiziellen Feiern der unverbrüchlichen kulturellen Traditionen die differenzierteren Sichtweisen in der Literatur entgegenzusetzen; andererseits macht er aus seiner Besorgnis kein Hehl: „Ist die Erfahrung der Wende im Zeitalter der beschleunigten Mobilität des Events und des permanenten Wandels überhaupt noch der Rede wert?" Als Remedium gegen dieses lähmende Gefühl der Kontingenz könnte hier an Wozzonigs Ansatz erinnert werden, dem zufolge Wendeereignisse nicht als Drohungen auftreten, sondern als nachträglich zu plausibilisierende „Entscheidungspunkte" eines Systems, an denen jede sinngebende, identitätsstiftende Erzählung interessiert sein muss. Mit seinen vielfältigen und reichhaltigen Ansätzen ist der vorliegende Band ein wertvoller Beitrag zum Entwurf solcher Erzählungen.

*Miklós Fenyves (Szeged)*

## Feld-Knapp, Ilona: Textsorten und Spracherwerb. Eine Untersuchung zur Relevanz textsortenspezifischer Merkmale für den „Deutsch als Fremdsprache"-Unterricht. Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2005. 214 S.

Das vorliegende Buch erschien als zweiter Band in der Schriftreihe LINGUA – Fremdsprachenunterricht in Forschung und Praxis. Der Thematik dieser Schriftreihe entsprechend deuten bereits Titel und Untertitel auf die Verknüpfung der zwei Disziplinen Textlinguistik und Fremdsprachenunterricht hin. Begründet wird die Bedeutung der Untersuchung dieser Schnittstelle in der Einleitung der Arbeit wie folgt: „Neue Erkenntnisse aus verschiedenen Referenzwissenschaften des Faches [Deutsch als Fremdsprache] können in den Dienst des Unterrichts gestellt werden und zur Steigerung der Effektivität der Sprachlern- und -lehrprozesse in einem kommunikativ orientierten Unterricht beitragen." (S. 11)

Der Band gliedert sich in sechs Kapitel mit anschließenden Anmerkungen und dem Literatur- und Quellenverzeichnis. Den eigentlichen Textanalysen und Anregungen für die Textarbeit im



DaF-Unterricht gehen drei Kapitel voraus, die durch ihre theoretischen Auslegungen als wissenschaftlich fundierte Grundlage für die praktische Arbeit mit und am Text dienen. Erörtert wird im Kapitel 1 zunächst der Wandel der Zielsetzungen des Fremdsprachenunterrichts. Es folgt die Darstellung der Funktion von Texten beim Lernen und Lehren von Fremdsprachen. Der multifunktionale Charakter der Texte und die daraus resultierende Komplexität des Umgangs mit ihnen lassen die Forderung nach einer generellen Textkompetenz laut werden. Diese setzt sich zusammen aus „denjenigen Kompetenzen, die sich auf den *situativen Kontext* beziehen [...], und denjenigen, die sich auf den *Text selbst* beziehen." (S. 18) Spätestens an dieser Stelle wird aber eine nähere Bestimmung des Textbegriffs im Fremdsprachenunterricht notwendig. Demnach wird die Auswahl der späteren Textbeispiele durch einen Textbegriff im engeren Sinne bestimmt. Es werden monologische Texte – entweder kürzere Basistexte oder längere Lesetexte – herangezogen. Dialogische Texte, Hörtexte und audiovisuelle Texte (Texte im weiteren Sinne) bleiben außer Betracht. Das Kapitel wird durch Erörterungen zum Stellenwert von literarischen Texten als einem speziellen, aber durchaus gängigen Phänomen im Fremdsprachenunterricht abgerundet.

Im Kapitel 2 wird das textorientierte fremdsprachliche Lernen aus verschiedenen Gesichtspunkten erläutert. Die kognitive Lerntheorie und deren Weiterentwicklung in den Ansätzen der konstruktivistischen Lern- und Verstehenstheorie zogen didaktische Konsequenzen nach sich. Zentrale Rolle im Hinblick auf die Erstellung des Unterrichtskonzepts spielt die Förderung der bewussten Kontrolle der kognitiven Handlungen und der Eigenverantwortung und Selbstständigkeit durch Authentizität und Realitätsnähe. Diese Aspekte organisieren auch die rezeptiven und produktiven Prozesse der Textverarbeitung beim Spracherwerb; ein unumgänglicher Weg zur Herausbildung vom Textmusterwissen. Die Autorin schließt hier eine ausführliche Darstellung von Textrezeption und -produktion an, die eine gute Basis für den anschließend erörterten Zusammenhang von Textverstehen und Spracherwerb bietet.

Das nächste Kapitel bildet einen Übergang von der Theorie zur Praxis. Die Zweckmäßigkeit textlinguistischer Ansätze bei der Aufbereitung konkreter Texte für die Arbeit im DaF-Unterricht wird hier deutlich. So wird jedes einzelne der sieben Kriterien der Textualität nach De Beaugrande und Dressler (1981) anhand von Textbeispielen verschiedener Textsorten veranschaulicht. Die Betonung liegt auf der Verschiedenartigkeit der Textsorten. Ein eigener Abschnitt wird der Darstellung textanalytischer Ansätze gewidmet. Textbeschreibungsmodelle, z.B. die Thema-Rhema-Gliederung und Modelle zur Konstituierung von Textmakrostrukturen, werden auf ihre Bedeutung für den Unterricht selbst und insbesondere auf ihre Bedeutung für die Herausbildung und Festigung von Textmusterwissen überprüft. Ebenso wie die linguistische Einheit ‚Text' wird nun der Textsorten-

begriff einer näheren Betrachtung unterzogen. Kriterien zur Beschreibung und Abgrenzung von Textsorten, einschließlich der Schwierigkeit des Textsortenbegriffs, werden zusammengefasst. Das Kapitel schließt mit der detaillierten Darstellung des Brinkerschen Analyseverfahrens. Von der Autorin wird insbesondere das von Brinker festgelegte Fünf-Schritte-Schema für die Differenzierung von Textsorten aufgegriffen. Dies bildet anhand ausgewählter Textexemplare den Leitfaden bei den anschließenden Analysen. Im letzten Abschnitt von Kapitel 3 wird noch ein wichtiger Gedanke aufgegriffen: „Das Textmusterwissen ist nicht als etwas Statisches zu betrachten, es ist prozedural geprägt, wird immer neu aufgebaut und aktiviert." (S. 69)

Die Textexemplare im Kapitel 4 „fungieren einerseits als Prototyp der jeweiligen Textsorte, andererseits ist jedes konkrete Textexemplar eine Realisierung der allgemeinen Größe ‚Text'." (S. 71) Bei den Textbeispielen wurde zunächst zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten unterschieden. Bei den ersteren erfolgt eine weitere Differenzierung in Geschichten (Märchen und Erzählungen der Kinder- und Jugendliteratur), in Erzählungen der gehobenen Standardliteratur, in Kurzprosa und in Gedichte. Die nichtfiktionalen Texte wurden in Informationstexte (Nachrichten, Berichte und Beschreibungen/Schilderungen) und in Kontakttexte (Briefe) gegliedert. Die eingehende Analyse der ausgewählten Textsorten setzt sich zum Ziel, Muster für den Umgang mit Texten in der Fremdsprache zu vermitteln. Dabei wird bewusst oder gar unbewusst auf bereits vorhandenes Text- bzw. Textmusterwissen zurückgegriffen.

Bei der konkreten Analyse von Texten wird in einem ersten Schritt vor dem Hintergrund der bereits genannten Multifunktionalität eine Hauptfunktion des Textes bestimmt. Für die Feststellung der Textfunktion werden in Anlehnung an Brinker sprachliche, nichtsprachliche und kontextuelle Indikatoren gesucht. Der zweite Analyseschritt umfasst die Beschreibung der Kommunikationsform und des Handlungsbereichs. In einem dritten Analyseschritt werden thematische Restriktionen/ Festlegungen (temporale und lokale Orientierung) beschrieben, während der vierte Analyseschritt der Beschreibung der thematischen Entfaltung und Realisationsform dient. Der letzte Analyseschritt geht auf die sprachlichen, grammatischen Mittel der Textualität (u.a. Artikelgebrauch, Formen der Wiederaufnahme, Konnexionen, Tempusgebrauch, Textklammern, lexikalisch-semantische Spezifika usw.) näher ein. Als Resultat entsteht jeweils ein Textmuster, charakterisiert durch allgemeine, funktionale Merkmale und strukturelle Spezifika auf der makro- und mikrostrukturellen Ebene.

Der Autorin geht es im Kapitel 5 um die Frage, wie die gewonnenen Erkenntnisse im Rahmen der Textarbeit, speziell bei der Aufbereitung von Aufgaben, von Nutzen sein können. Zu den einzelnen Textexemplaren, die nun als Modelle fungieren, werden Vorschläge und Anregungen für die Vorbereitungs- und Motivationsphase,



für die Textarbeit und die abschließende Reflexions- und Erweiterungsphase gegeben. Es werden Schemata entwickelt, die sich bei kleiner Modifizierung auf die Arbeit mit beliebigen Textsorten übertragen lassen. Hier liegt m.E. einer der größten Vorzüge dieses Bandes.

Die folgende Textsammlung erleichtert die Suche und Auswahl von Beispieltexten für den Unterricht. Es werden Texte, wenn auch nicht explizit angegeben, für Lerngruppen mit spezifischen Interessen, unterschiedlichem Vorwissen und Sprachkenntnissen gebracht.

Der Band schließt mit einem Kapitel, das die grundsätzlichen Erkenntnisse mit besonderem Hinblick auf die didaktischen Konsequenzen im Interesse der Förderung des autonomen Lernens zusammenfasst. Aus diesem Grund plädiert die Autorin für den offenen Unterricht als bestgeeignete Unterrichtsform für die Ermöglichung und Verwirklichung der Lernerautonomie. Im Konzept der Lernerautonomie lassen sich nämlich Prinzipien der eingangs erwähnten kognitiven und konstruktivistischen Lerntheorie mit einer erstrebenswerten Form der Textarbeit vereinigen, welche die Ansätze angewandter Textlinguistik zu nutzen weiß.

Der Verdienst des Bandes liegt vor allem in der Verbindung von theoretischer Fundierung und praktischer Arbeit. Mit dieser Zielsetzung liefert die Arbeit wertvolle Erkenntnisse im Hinblick auf die in den letzten Jahren immer intensiver gewordene Diskussion über die Anwendbarkeit textlinguistischer Ansätze zur Vermittlung von Textmusterwissen im DaF-Unterricht. Diese Bestrebung reflektiert die Forderung nach einem komplexen Wissen der Fremdsprachenlernenden bezüglich Textproduktion und Textrezeption, das gleichzeitig eine Leistungsoptimierung und Qualitätserhöhung auf dem Gebiet der Fremdsprachendidaktik verlangt. Dazu leistet der vorliegende Band mit seiner logischen Struktur und umfassenden Beispielsammlung einen wesentlichen Beitrag.

*Odett Csepela (Budapest)*

## Hárs, Endre; Müller-Funk, Wolfgang; Reber, Ursula; Ruthner, Clemens (Hg.): Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn. Tübingen, Basel: Francke, 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz 9). 295 S.

Die Forschungen zur Geschichte des Habsburgerreiches, insbesondere im Hinblick auf die Macht- und Völkerverhältnisse des langen 19. Jahrhunderts, sind in gewissem Sinne an einem intellektuellen Wendepunkt angekommen. Es gibt mehrere Gründe dafür. Freilich hat eine starke Wende in nationale Richtung in jeder einzelnen Historikerzunft stattgefunden. Dieser Wandel wurde in der österreichischen Geschichts- und Kulturforschung

einerseits durch den EU-Beitritt Österreichs (als allererstes Land in der EU ohne wirkliche globale Perspektive und koloniale Vergangenheit) motiviert, der als Erstfolge zu einer ephemeren „Ostarrîchî"-Periode, d.h. zur Betonung des historischen Zusammenhangs der deutsch-österreichischen Erblande auf Kosten aller übrigen Provinzen führte. Andererseits hat das letzte Jahrzehent den Rücktritt einer Historikergeneration mit sich gebracht, für deren Vertreter die Mehrsprachigkeit und die persönliche Knüpfung an die gestorbene Welt der k.u.k. Zeiten noch eine natürliche Gegebenheit war. Eine ähnliche Situation ist in der Geschichtsforschung der anderen Nachfolgestaaten zu bemerken: In diesen Kulturen gingen demokratischer Wandel und ethnisch-nationales Geltungsverschaffen Hand in Hand nach 1989.

Es verwundert daher nicht, dass man neue Wege und Methoden sucht, die altösterreichischen kulturellen Identitäten etwa synthetisch zu ergreifen. Den allerwichtigsten methodologischen Ansatz auch des vorliegenden Sammelbandes bildet die Auseinandersetzung mit diesen Herausforderungen der historischen Konstellation.

Obzwar die größeren Themenkreise mit Untertiteln nicht abgesondert wurden, sind sie jedoch mit wenig Mühe zu identifizieren. Den einleitenden Kapiteln, die die methodologischen Schwerpunkte deutlich machen, folgen umfassende Studien: *Gabriella Schubert* befasst sich mit der Balkan-Problematik innerhalb der Monarchie, *Andrea Komlosy* schreibt über die ökonomischen Machtverhältnisse Kakaniens, während *Günter Dinhobl* in seiner Studie „»... die Cultur wird gehoben und verbreitet« Eisenbahnbau und Geopolitik in »Kakanien«" eine brillante Analyse der Strukturierung von Zentrum und Peripherie anhand der österreichischen Eisenbahnpolitik bietet.

Dazu kommen die Fallstudien *Joachim v. Puttkammers, Hannelore Burgers* und *Daniela Strigls* über das Schulwesen, die Sprachpolitik bzw. die Stereotypenbildung im ehemaligen Habsburgerreich. Der Beitrag von *Amália Kerekes* und *Peter Plener* beschäftigt sich mit der Pester und Wiener Publizistik um 1873. Eine besondere Gruppe bilden inmitten der Fallstudien die Beiträge mit geschlechterkritischen Aspekten: die Schriften *Waltraud Heindls* über österreichische Helden und Heldinnen, *Georg Eschners* über die Prager femmes fatales sowie *Alexandra Millners* über das Frauenbild in Wiener Literatur- und Kulturzeitschriften um die Jahrhundertwende.

Reise und Entfernung stehen im Mittelpunkt der vierten Themengruppe. Endre Hárs schreibt über die Reisemonografien Károly Eötvös', während *Edit Király* die Reiseberichte von Felix Kanitz präsentiert. Die Studien *Ursula Rebers* und *Clemens Ruthners* schildern die kulturellen Verhältnisse der „orientalischen" Balkan-Peripherien der Habsburgermonarchie.

In der einleitenden Studie der Herausgeber geht es vor allem darum, die Strapazierfähigkeit einzelner Theorien und ihrer Schlüsselbegriffe aus der Sicht der Fragestellungen der späteren Habsburgermonarchie zu prüfen: Grund/Aufbau, Zentrum/Peripherie,



Kolonialismus-Theorien. Obzwar das Einleitungskapitel vielleicht der spannendste und am meisten herausfordernde Beitrag des Bandes ist, verdankt sich sein herausragender Charakter nicht seiner eventuellen synthetisierenden Aufgabe. Dieser liegt vielmehr in einem methodologisch-normativen Ansatz. Meistens war es das Zentrum-Peripherie-Modell Immanuel Wallersteins, das die Beiträger, als Interpretationsschema, mit ihren substantiellen Forschungsrichtungen versöhnen konnten und wollten. Es bleibt jedoch weiterhin fraglich, ob dieses Modell auch im Bereich der Kultur und der verschiedenen Formen der intellektuell-künstlerischen Kreativität und Rezeptivität problemlos angewandt werden könnte. Die Äußerungen Wallersteins zum Thema Zentraleuropa deuten es vielmehr an, dass er selbst weit entfernt davon war, seine Konstruktion auf symbolische oder imaginär-geografische Verhältnisse adaptieren zu wollen.

Hinsichtlich der Methodologie, bildet den anderen gemeinsamen Nenner der Verfasser der einleitenden Studie ihr poststrukturalistischer bzw. postphänomenologischer Ausgangspunkt. Die Zielsetzung ist klar: die ideologie- und subjektkritischen Einsichten dieser philosophishen Schulen im Kontext des Habsburgerreiches in Betrieb zu setzen. Wie es in *Wolfgang Müller-Funks* Aufsatz „Polyphems Kinder. Kulturelle Irrfahrten zwischen Zentren und Peripherien" klar formuliert wird, „geht [es] darum, die Würde all jener Kulturen und Subkulturen wiederherzustellen, die insbesondere im Gefolge der Etablierung der großen Narrative von Fortschritt, Aufklärung und Freiheit in den Verdacht des Dunklen und Primitiven geraten" (S. 20).

Trotz aller bedeutender Teilergebnisse, die in diesen Studien vorgenommen werden, scheint uns die einfache Adhärenz zu den Einsichten der angelsächsischen Kolonialismus-Studien im Falle der ethnischen und kulturellen Verhältinisse der Donaumonarchie eine zu starke Position zu sein. Der diskutierte Zeitraum ist zweifelsohne eine Umgangsperiode: Pluralistische Identitäten oder ethnieunabhängige Loyalität sind als allgemeines Phänomen wahrzunehmen, daher ist auf diese Periode die binarische Opposition von ‚kolonialisiert' und ‚kolonialisierend' kaum anzuwenden. Die erneuten Hinweise auf die Herrschaftslogik der großen Kolonialmächte setzen gerade solche Objektbezogenheit beiseite, die den Übergang zu axiologischen Erwägungen ermöglichen könnte. Kurz: die Kolonialismusforschung als Methode droht im österreichischen Diskursbereich mit der Konsequenz, trotz aller ideologiekritischen Aspirationen die zu dekonstruierende Struktur zu verewigen.

Die Frage bleibt offen, inwiefern dieses ideologiekritische Programm ohne ein sprachkritisch-hermeneutisches *turnaround,* d.h. ohne die Berücksichtigung des eigenen Vorverständnisses dieser „dummen", den untersuchten Machtbeziehungen ausgesetzten Kulturen und Strukturen durchzuführen ist. Darüber hinaus bleibt es weiterhin ungewiss, ob die ideologischen, kulturellen und gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen des Habsburgerreiches als eine geschlos-

sene Zentrum-Peripherie-Struktur aufgefasst werden könnten, in der die deutsch-österreichische Hälfte eine an sich aufgeklärte und dominierende Rolle spielt. Auch die österreichische Kultur ist, ihrerseits, zweifelsohne eine Peripherie, die auf die intellektuellen Herausforderungen des aufgeklärt-rationalistischen „großdeutschen" Zentrums nicht selten ja „romantisch" oder „irrationell" reagierte.

Denn eben aus der Richtung einer hermeneutischen Annäherung könnte die Frage formuliert werden: Inwiefern ist diese Interdependenz mit ihrer Peripherien dem gegenaufklärischen oder irrationalen Charakterzug der deutsch-österreichischen Kultur zu danken? Ohne diese Fragestellung bleibt das Zentrum-Peripherie-Drehbuch nach wie vor eine Untergattung des wohlbekannten Deutungsmusters, in dessen Namen man auf die kulturmissionelle Rolle Österreichs hinzuweisen pflegt.

Für eine genauere Anerkennung der Notwendigkeit einer solchen hermeneutischen Wende muss dabei betont werden, dass die Aufhebung der Kommunikationsgemeinschaft zwischen dem westlichen und dem östlichen Teil der ehemaligen Monarchie bereits lange vollgezogen wurde: Der Monarchiediskurs in Zentraleuropa wies, historisch oder allegorisch, auf die Zustände dieser Puffer- oder Satellitstaaten zwischen den politischen Großmächten der Nachkriegsperiode hin. Es ist nur der etwa anorganisch hinzufügte Anhang des Bandes, der Essay von Dragan Velikiæ Bericht über Mitteleuropa. Ein literarischer Essay, der diese Problematik skizzenhaft berührt. Dieser Diskurs hat mit der glücklichen Republik Österreich eigentlich ja sehr wenig zu tun.

Das Kolonialismus-Schema lässt die Frage nicht zu Wort kommen, ob die österreichische Kultur tatsächlich zu den aufgeklärt-rationalistischen westlichen Kulturen gehört. Ohne das Zuwortkommen der dummen Provinzen wirken paradoxerweise auch durch die gutwilligste Kolonialismus-Kritik die ehemaligen Ungleichheiten fort, und der Dialog wird dabei weiterhin verstopft. Ist die sprachliche Entmündigung der Peripherien ein Phänomen, das mit der Monarchie gar nicht aufhörte?

*Gábor Gángó (Budapest)*

## Hoffmann, Thorsten: Konfigurationen des Erhabenen. Zur Produktivität einer ästhetischen Kategorie in der Literatur des ausgehenden 20. Jahrhunderts (Handke, Ransmayr, Schrott, Strauß). Berlin, New York: de Gruyter, 2006. 417 S.

Das Erhabene als philosophisch-ästhetischer Grenzbegriff beschäftigt die Philosophen und Dichter seit zweitausend Jahren. Im postmetaphysischen Zeitalter jedoch scheinen das Erhabene und die Versuche, dem damit verbundenen lustvoll-unheimlichen Gefühl in der Literatur Ausdruck zu verleihen, obsolet geworden zu sein. Nicht nur, weil der Begriff die Vorstellung einer Literatur evoziert, deren metaphysische Fundierung heute undenkbar ist, sondern weil er auch politisch-sozialgeschichtliche Dimensionen hat: Mit der Transponierung des Erhabenen in die Sphäre des Politischen operierte ja auch der Faschismus. Diese Annahme, dass das Erhabene also keinen ernst zu nehmenden Bezugspunkt für zeitgenössische Literatur mehr darstellen könne, möchte Thorsten Hoffmann mit seinem umfangreichen Werk widerlegen, indem er die Produktivität der ästhetischen Kategorie für das literarische Schaffen von Handke, Ransmayr, Schrott und Strauß nachweist. Sein Ziel ist damit auch, einen Mangel in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft zu beheben, denn obwohl die Untersuchungen zum Erhabenen in der philosophischen Ästhetik durch Lyotards Rekurs auf Kant und die Aktualisierung dieser Kategorie für die Postmoderne einen Aufschwung erfahren haben, reagierte die Literaturwissenschaft auf dieses vermehrte Interesse nur mit Untersuchungen vor allem zum 18. Jahrhundert (S. 5).

Der Verfasser legt großen Wert darauf, sein „genuin literaturwissenschaftliche[s] Interesse" zu betonen; die literarischen Texte sollten nicht „bloß als Steinbruch für eine Motivgeschichte oder für die theoretische Ästhetik" (S. 7) benutzt werden. Die Befürchtungen, die hinter diesen und ähnlichen Formulierungen stecken, sind durchaus berechtigt. Immer, wenn man – wie der Verfasser auch – davon ausgeht, dass sich in der Literatur Erklärungsansätze für philosophisch konturierte Probleme finden, dass literarische Texte auf eine bestimmte Theorie (hier des Erhabenen) rekurrieren oder den theoretischen Diskurs spiegeln, unterlaufen oder verifizieren können, läuft man Gefahr, gerade den literarischen Charakter dieser Texte aus dem Blickfeld zu verlieren. Während man Literatur aus dem philosophischen Diskurs mit Berufung auf die Uneigentlichkeit, auf das Als-Ob ihres Sprechens ausschließt, tut man ihr genauso sehr Unrecht an, wenn man sie auf bestimmte Aussagen, Positionen, ihre Stellungnahme in einer theoretischen Debatte reduziert. Das explizite Thema des hier besprochenen Buches verschränkt sich also notgedrungen mit der Frage nach der angemessenen Lektüre – und von der Beantwortung dieser Frage (gerade durch die Praxis der Lektüren) hängt das Gelingen der Arbeit wesentlich ab.

Die Schwierigkeiten des Unternehmens mehren sich dadurch, dass es beim Erhabenen schon nach Kant um etwas handelt, das bloß negative Darstellungen zulässt, wie auch, viel später, Lyotard vom Erhabenen als vom Versuch spricht „darzustellen, dass es ein Nicht-Darstellbares gibt" (S. 3). Zwischen den Positionen Kants und Lyotards gibt es sonst natürlich wesentliche Unterschiede, und diese Unterschiede, die Wandlung des Begriffs anhand ausgewählter Autoren darzustellen, nimmt sich das Kapitel *Theoretische Modelle* (S. 21-68) vor. In diesem Kapitel konzentriert sich der Verfasser auf bestimmte Schlüsselmomente der

Begriffsgeschichte und ist vor allem daran interessiert, die theoretischen Positionen zu benennen, die für die untersuchten Texte des ausgehenden 20. Jahrhunderts einen Bezugspunkt und ein mögliches Erklärungspotenzial bieten. Es wird dargelegt, wie Kant ein zweistufiges Modell des erhabenen Erlebnisses entwickelte, wobei der Überwältigung des sinnlichen Vermögens, der Einbildungskraft durch übermächtige Naturerscheinungen eine zweite Phase der Bewältigung folgt, in der sich der Mensch als Vernunftwesen an sich selbst begeistert. Diese Erhebung von Unlust zu Lust, vom Sinnlichen zum Übersinnlichen stellt somit ein vertikales Modell dar, das für das metaphysische Erhabenheitsverständnis charakteristisch ist. In den folgenden Untersuchungen zu Lyotard, Martin Seel und Raoul Schrott geht es dann im Wesentlichen immer um die Frage, ob dieses zweistufige Modell beibehalten, ob Unlust und Lust als (vertikal oder horizontal) aufeinander folgende oder eher gleichzeitig vorhandene Bewusstseinszustände konzipiert werden, und ob überhaupt so etwas wie eine Bewältigung angenommen wird. Außerdem wird bei der Bestimmung des Gegenstandes eine Gewichtsverlagerung festgestellt vom Dynamisch-Erhabenen (etwa stürmischer Ozean, Vulkanausbruch etc. bei Kant) zum Mathematisch-Erhabenen (z.B. Weite und Leere bei Schrott), von räumlich bestimmbaren Gegenständen zur Erfahrung von Zeitlosigkeit, sowie von der Natur zum Erhabenen in der Kunst. Der wichtigste Name ist hier natürlich Lyotard, der seine Konzeption des Erhabenen für die Postmoderne als konstitutiv ansieht und dessen Ansichten (neben denen von Martin Seel) im Folgenden, in den einzelnen Analysen zu den literarischen Texten als Bezugspunkt und Kontrastfolie dienen. Die theoretischen Ausführungen sind – trotz vielfältiger Querverweise unter den besprochenen Beiträgen zum Erhabenen und einer detaillierten kritischen Darstellung der Fachliteratur – nicht nur klar formuliert und leicht zu verfolgen, sondern sie verstehen es auch, immer wieder zum Weiterlesen anzuregen. Ganz dem vorhin schon angesprochenen Anliegen der Arbeit entsprechend, sind gerade diejenigen Passagen am interessantesten geraten, in denen beispielsweise die dem begrifflich bestimmbaren Gehalt zuwiderlaufende Rhetorik der Kantschen Argumentation beschrieben oder wo erklärt wird, was eigentlich Raoul Schrott in der prominenten Liste der Philosophen von Kant bis Lyotard zu suchen hat – also immer dort, wo Philosophie als Literatur und Literatur oder literarischer Essay als Philosophie gelesen wird bzw. die Grenzen zwischen den beiden verschwimmen. Im Falle von Schrott muss der Verfasser dann freilich zugeben, dass die Erklärung des Erhabenen bei diesem Autor „recht unspezifisch" bleibe (S. 52).

Allerdings wird die Kritik an Schrott noch in anderer Hinsicht bedeutsam. Der Vorwurf einer unspezifischen Bestimmung des Begriffs besteht nämlich darin, dass der von Schrott diagnostizierte „Riss zwischen Ich und Welt" als adäquateste Bestimmung des Erhabenen an anderer Stelle ganz allgemein die Funktion von Sprache beschreibe und somit höchstens ein gradueller Unterschied zwischen ‚Sprache allgemein' und ‚erhabenem Sprechen' konzipiert werde (S. 52). In den folgenden Unterkapiteln *Natur* (S. 69-157) und *Sprache* (S. 157-208) des dritten Teils *Literarische Konfigurationen,* dessen gehaltreiche und präzise Einzelanalysen hier zu rekapitulieren unmöglich wäre, geht es mehr oder weniger unterschwellig immer auch darum, dass die Autoren Handke, Ransmayr, Schrott und Strauß angesichts des Erhabenen gerade mit der Unzugänglichkeit und Bedeutungsverweigerung der Natur, also mit dem als „Riss" auf den Punkt gebrachten Darstellungsproblem zu kämpfen haben. Das Erhabene als der radikalste Auslöser einer Erfahrung der Privation (ein Leitbegriff bei Lyotard) ist aber bei diesen Autoren nicht zu lösen von der Erfahrung der Sprache als Privation. Ihre Antwort darauf ist nun eigentümlich, und das Befremden, von dem diese Art von Literatur in der Kritik stets begleitet wurde, resultiert wahrscheinlich nicht zuletzt aus dieser Eigentümlichkeit. Es ist natürlich immer ungerecht, in vieler Hinsicht so verschiedene literarische Texte auf einen Nenner zu bringen, aber trotzdem kann man sich beim Lesen dieser Interpretationen des Eindrucks nicht erwehren, dass manche von den Texten auf eine ähnliche Weise das Zerreden dieser Privation in einer hochstilisierten Sprache betreiben. Thorsten Hoffmann formuliert z.B. im Zusammenhang mit Schrotts Band *Tropen. Über das Erhabene* die Einsicht, dass die Unmöglichkeit einer Repräsentation des erhabenen Erlebnisses hier zu dem Programm führe, dieses Erhabene nur noch im Ton, in einer erhabenen Rhetorik, im *genus sublime* greifbar zu machen (S. 171). Wie wenig sich jedoch Schrotts Sprache tatsächlich „entleert" oder diesen Riss aufzeigt, zeigen gerade Hoffmanns Analysen, in denen sich diese Gedichte als gut lesbare Durchexerzierungen von Schrotts poetologischem Programm im den Band begleitenden Essay *Inventarium* herausstellen. In einem der resümierenden Schlusskapitel weist Hoffmann zwar nachdrücklich darauf hin, dass Schrott mit „literarischen Ausdrucksmitteln experimentier[e]" (S. 351) und seine Gedichte teilweise zur „Bildverweigerung" tendierten (S. 354), aber davon ist in der vorgängigen ausführlichen Analyse kaum etwas zu merken.

In diesem Zusammenhang sei noch von einer Parallele die Rede, die der Verfasser immer wieder suggeriert: Es geht um Lyotards eminentes Beispiel aus der zeitgenössischen Kunst, um den sog. Abstrakten Expressionismus, in dessen prominentestem Vertreter Barnett Newman Lyotard den „Kronzeugen für seine Theorie einer zeitgemäßen Form von Erhabenheit" sieht (Kap. *Bildende Kunst,* S. 223). Die riesigen Farbflächen von Newman seien in der Lage, „das Bewußtsein außer Fassung zu bringen", aber sie böten vor der drohenden Zeit- und Formlosigkeit auch einen letzten Halt und suspendierten damit die Drohung der Beraubung (auch S. 33). Der Abstrakte Expressionismus, der vor allem in Botho Strauß' *Geschichte der Almut* einen expliziten

Bezugspunkt (und, wie Hoffmann überzeugend zeigt, einen Anlass zur Korrektur der Lyotard'schen Konzeption durch Strauß) darstellt, wird in dem schon erwähnten Schlusskapitel auch mit Schrotts Lyrik in Verbindung gebracht: „Wenn er [Lyotard] die Geschichte des Erhabenen in der bildenden Kunst [...] als eine Geschichte der zunehmenden Abstraktion und das moderne Erhabene als grundlegend für den ‚Ursprung der abstrakten Malerei' begreift, lässt sich dies durchaus mit Schrotts abstrakter, weitgehend inhaltsleerer Version des Erhabenen in Verbindung setzen" (S. 355). Zieht man nun einige der Zitate aus Schrotts *Tropen,* die Hoffmann bringt, in Betracht (beispielsweise „hatte ich mir in der höhe gott ersehnt/fand ich ihn bloß auf meinen eng beschriebnen bögen" oder „ohne die kraft zu widerstehen zieht/das erhabene den körper in seinen bann und betäubt/die seele"), dann wird diese Parallele nicht ohne Weiteres plausibel. Während Schrott in seinen Gedichten *erklärt,* in welchem Sinne das Erhabene eine Herausforderung für den modernen Dichter darstellt, die ganze Tradition des Erhabenen *mitreflektiert* und – den „Riss" auch narrativ explizierend – in der Rhetorik nach einem letzmöglichen Halt sucht, zeigen die Gemälde Newmans mit ihren nonfiguralen, weitgehend bedeutungsfreien Farbflächen diesen letzten Halt vor dem Chaos *auf.* Deswegen wäre ein Pendant zu Newmans Malerei in der Literatur wohl eher in manchen Texten der klassischen oder postklassischen Avantgarde zu suchen, die das Darstellungsproblem nicht explizit verhandeln, sondern über den Weg der Abstraktion und Referenzverweigerung letzte Formen bieten.

In diesem Buch geht es natürlich bei weitem nicht nur um Schrott oder um die beschriebenen Fragestellungen, und vor allem werden selbst diese noch in anderer Perspektive zugänglich. Hoffmann zeigt z.B., dass selbst innerhalb des untersuchten Textkorpus noch bestimmte Wandlungen des Umgangs mit der Herausforderung des Erhabenen stattfinden: Er bescheinigt den früheren Texten, wie z.B. Handkes *Langsame Heimkehr* oder Strauß' *Die Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war* eine Erhabenheit über das Erhabene. Mit der Erschaffung literarischer Gegenwelten solle das Ich vor der Infragestellung durch die Überwältigungserfahrung gerettet werden. (Dies ist die neutrale und damit vielleicht angemessenere Formulierung dessen, was wir als das Zerreden der Privation benannt haben.) Die Überwindung speise sich aber „nicht mehr aus metaphysischen oder moralischen Quellen, sondern aus dem Vertrauen in die Möglichkeiten poetischen Sprechens", womit diese Texte eindeutig der Moderne zuzuordnen seien (S. 338), im Gegensatz zu (oder in gradueller Abweichung von) bestimmten späteren Werken der genannten Autoren. In den späteren Texten trete der früher „von der artifiziellen Sprache übertönte Überlebenskampf des Subjekts" (S. 339) nun deutlicher zutage. Dieser abstrakten Vorstellung vom Tod des Subjekts korreliere dann bei Ransmayr in *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* die konkrete Todesgefahr.



Im Kapitel *Politik, Krieg und Holocaust* (S. 245-284) entwickelt Hoffmann aus Strauß' Erzählungen eine „Rezeptionstheorie" des Erhabenen, deren politische Implikationen erst in Essays wie *Anschwellender Bocksgesang* vollends deutlich werden. Durch eine präzise Analyse dieses – bei seinem Erscheinen so viele Anschuldigungen auslösenden – Essays und den Rekurs auf Lyotard wird gezeigt, dass Strauß' Gedankengang über den Holocaust an die Struktur von Erhabenheitserfahrungen anschließt und in dieser Hinsicht Lyotards Holocaust-Auffassung sehr nahe steht. In einem weiteren Kapitel (S. 284-333) werden die naturwissenschaftlichen Theorien referiert (z.B. die Chaosforschung oder die verschiedenen Zeitmodelle), die vor allem Botho Strauß, aber wie es schon am Anfang des Buches angedeutet wird (S. 49), auch den *poeta doctus* Raoul Schrott bei ihrer Konzipierung des Erhabenen nachweislich beeinflusst haben. In jedem einzelnen Kapitel versteht es der Verfasser, an vorangegangene Einsichten anzuknüpfen und diesen angesichts des neuen Textes oder des neuen Blickwinkels weitere Nuancen oder eben Widersprüche abzugewinnen. Sein Forschungsfeld betrachtet er, dem impliziten Appell des Erhabenen gemäß, als etwas Heterogenes, dem man mit der größtmöglichen Gerechtigkeit begegnen sollte.

*Kovács Edit (Debrecen)*

## Kerekes, Gábor; Erdődy, Orsolya (Hg.): Hermann Hesse. Humanist und Europäer. I. Internationale Hermann-Hesse-Gedenkkonferenz in Ungarn. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2005 (Budapester Beiträge zur Germanistik 49). 184 S.

Als im Jahre 2002 eine Gedenkkonferenz anlässlich Hermann Hesses 125. Geburtstag in den Räumlichkeiten des Budapester Goethe-Instituts stattfand, wurde sehr deutlich, dass die Rezeption des heute in Ungarn zu den meistgelesenen ausländischen Autoren gehörenden Hermann Hesse vergleichsweise spät einsetzte. Mittlerweile liegt eine umfassende ungarischsprachige Werkausgabe im Budapester Verlag *Cartaphilus* vor, ein Privileg, das nur den wichtigsten ausländischen Autoren vorbehalten ist. Vor der politischen Wende war Hesse in Ungarn zwar kein Unbekannter, aber die Übersetzung seiner Werke wurde von der sozialistischen Kulturpolitik kaum gefördert, obwohl seine Texte trotz individualistischer Tendenzen nicht als gemeinschaftsfeindlich eingestuft wurden. Da Hesse von der Politik nicht direkt verfolgt wurde, konzentrierten sich die Übersetzer tendenziell darauf, weitaus „problematischere" Autoren wie Broch, Kafka und Musil gegenüber der sozialistischen Kulturpolitik „durchzusetzen". Einen fundierten Überblick über die

ungarischsprachige Rezeption Hesses in Ungarn zwischen 1913 und der Gegenwart gibt Gábor Kerekes (S. 77-96) im 2005 erschienenen Konferenzband mit den Beiträgen der TeilnehmerInnen. Zwar wurden bereits seit 1913 vereinzelt kürzere Texte Hesses in der Zeitschrift *Népszava* veröffentlicht, aber die führende Literaturzeitschrift *Nyugat* erwähnte seinen Namen zum ersten Mal erst 1935, und auch in der wirkungsmächtigen *A világirodalom története* (Geschichte der Weltliteratur) von Antal Szerb wird Hesse zwar kurz erwähnt, aber kaum vertiefend behandelt. Auch die Verleihung des Nobelpreises im Herbst 1946 an Hermann Hesse trug kaum zu einer Veränderung der Situation bei. Nachdem bereits 1922 der *Peter Camenzind* und 1923 *Siddharta* ohne größeren Erfolg in ungarischer Übersetzung erschienen waren, wurde z.B. *Narziß und Goldmund* erst in den 60er Jahren in Ungarn publiziert. Als wichtig für eine in den 60er Jahren beginnende nennenswerte Rezeption Hesses erachtet Kerekes, dass die Literaturzeitschrift *Nagyvilág* seit den späten 50er Jahren Texte von Hesse abdruckte, sich in den 60er Jahren bekannte Literaturwissenschaftler wie Előd Halász und Béla G. Németh für den Autor einsetzten und bedeutende Übersetzer wie Dezső Keresztúry und István Tótfalusi begannen, sich seines Werkes anzunehmen. Auch scheint die einsetzende positive Rezeption Hesses auf die wohlwollenden Bemerkungen Thomas Manns über den Autor zurückzuführen zu sein.

In den 70er Jahren kommt es dann endgültig zum Durchbruch, was sich auch daran zeigt, dass im 1975 von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen *Lexikon der Weltliteratur* ein längerer Artikel über Hesse erscheint. In den 80er Jahren wird dann *Das Glasperlenspiel* in ungarischer Übersetzung veröffentlicht, und es finden sich auch bereits viele Artikel und Rezensionen über Hesses Werke in Fachorganen. Interessant sind die Ausführungen von Kerekes zur Nachwendezeit in Ungarn, denn Hesse erlebt in dieser Zeit, die allgemein bezüglich der Übersetzungsvielfalt eher als Rückschritt bezeichnet werden kann, einen bemerkenswerten Boom. Im Verlag *Cartaphilus* erscheinen unter der Betreuung des Hesse-Forschers Géza Horváth fast alle Texte von Hesse in ungarischer Übersetzung, so auch *Unterm Rad* („Kerék alatt") im Jahre 2002.

Neben dem Beitrag von Gábor Kerekes finden sich weitere interessante Artikel im Tagungsband. *Regina Bucher* (Montagnola) geht in ihrem persönlich gehaltenen Beitrag *‚Und auch die Tessiner liebe ich sehr (...)' Hermann Hesse und die Tessiner* (S. 19-27) auf Hesses distanziertes und zugleich liebevolles Verhältnis zum Tessin ein. Der Autor lebte seit etwa 1919 bis zu seinem Tod im Jahre 1962 im Tessin, vorwiegend in Montagnola, was er auch in der Erzählung *Mein Nachbar Mario* literarisch verarbeitete.

*Orsolya Erdődy* untersucht in ihrem Beitrag *‚Statt Kosmos Chaos, statt Ordnung Wirrnis' – Zu einem Tagebuchblatt von Hermann Hesse* (S. 28-37) einen Tagebucheintrag Hesses vom 15. Mai 1955, in dem der Autor über



eine seelisch-dramatische Situation, nämlich die Wirkung der Musik nach einem Konzert, in dem Stücke von so gegensätzlichen Musikern wie Händel und Béla Bartók gespielt wurden, berichtet. Hesse, der moderner Musik eher ablehnend gegenüber stand, sieht in der als chaotisch, dissonant und zufällig bezeichneten Musik Béla Bartóks das Gegenstück zu den regelhaften, klar und logisch aufgebauten Stücken von Händel. Beide Welten sind zwar entgegengesetzt, streben aber doch zueinander. Die eine (Händel) entspricht der Bürgerswelt mit ihrer Ordnung und Planbarkeit, die andere (Bartók) dem triebhaften, schmerzhaften und vergänglichen Teil der menschlichen Existenz. Die Verfasserin zeigt, dass Hesse durchaus nicht nur an romantischer, sondern auch an moderner Musik interessiert war.

*Miklós Györffy* geht in seinem Beitrag *Hesse als Glasperlenspieler* (S. 38-45) auf die im Glasperlenspiel vorgeführte Welt der Musik und Mathematik ein, die sich jenseits der Worte befindet. Hesse strebe in diesem Roman nach einer Überwindung verschiedener Polaritäten, wie sie für sein Werk charakteristisch seien.

Dieses Thema vertiefend beschäftigt sich *Géza Horváth* in seinem Aufsatz *Die Funktionen der Handlungsstruktur im Glasperlenspiel am Beispiel der drei Lebensläufe: Der Regenmacher, Der Beichtvater und Indischer Lebenslauf* (S. 46-55) mit den Hauptgedanken des Romans, die sich im Anhang („Josef Knechts hinterlassene Schriften") finden. Die Lebensläufe spiegeln wichtige Stationen der Menschheitsgeschichte, so im *Regenmacher* die matriarchalischen Zeiten vor etwa 20.000 Jahren, im *Beichtvater* das Urchristentum im 3. oder 4. Jahrhundert und in *Indischer Lebenslauf* das alte Indien des zum erleuchteten Yogin gewordenen indischen Fürstensohns Dasa. Gleichzeitig sind in ihnen Hauptgedanken des Hesse'schen Werkes – wie Bipolarität, Kreislauf, Einheit, der Protagonist als Erwählter und Seelenführer - sowie seine Entwicklungslehre zu finden. Die Funktion der Lebensläufe ist u.a., dass zwei Pole (deren höchstes Gegensatzpaar Geist und Natur bilden) jeweils zu einer Weiterentwicklung auf eine höhere Stufe führen. Diese Bewegung vollzieht sich in Kreis- und Spiralform nach oben hin, also in Richtung einer Transzendenz. Um dorthin zu gelangen, sind bei Hesse Erwählte nötig, die bereits weit entwickelt sind und sich dem Ziel einer Einheit nähern. Bei Hesse werden daher die Protagonisten von Seelenführern geleitet, die bei Erreichung des entsprechenden „Ziels" wieder verlassen werden können. Um solche Figuren handelt es sich in unterschiedlicher Ausprägung in den drei Lebensläufen.

*Peter Huber* beleuchtet in seinem Aufsatz *Dichtung als Konfession. Der Hesse der 20er Jahre* (S. 56-76) die beiden Bezugspunkte des Schaffens von Hesse. Zum einen sei das die Dichtung als „Glaubensbekenntnis" bzw. „Beichte" in der Tradition von Augustinus, Rousseau und des deutschen Pietismus, zum anderen die Psychoanalyse, die seit dem Ersten Weltkrieg für den Autor zunehmend an

Bedeutung gewinnt. Spuren davon sind in vielen seiner Texte zu finden, so in *Kinderseele, Klein und Wagner und Klingsors letzter Sommer*. Hesse sucht darin nach einem Ausgleich von Geistigkeit und Sinnlichkeit, wie sie auch von C.G. Jung, bei dem der Autor im Mai und Juni 1921 in Therapie war, angestrebt wird. Huber vertritt die Auffassung, dass die Texte Hesses letztendlich seinen eigenen Lebensweg widerspiegeln und insofern gewissermaßen einer Beichte gleichkommen.

*Ursula Klingenböck* (Wien) behandelt in ihrem interessanten Aufsatz *Pictura – Mythos – (literarischer) Typus. Die Darstellung Fréderic Chopins in ausgewählten Schriften Hermann Hesses* (S. 97-119) das Verhältnis Hesses zu Chopin und die vielfältigen Spuren in seinen Werken, vor allem in den Schaffensphasen bis etwa 1900 und nach 1950. Klingenböck zeigt, dass Hesse bestrebt ist, die psychische Seite Chopins in den Mittelpunkt zu rücken, angeregt durch Chopins *Stuttgarter Tagebuch*, in dem sich dieser über das Sterben Rechenschaft ablegt. Chopin erscheint bei Hesse als zarter, nervöser, schwärmerischer und überempfindsamer Künstler. Vor allem, so zeigt Klingenböck, in der frühen Phase ist eine klischeehafte Stilisierung des Künstlers als ein an sich leidender und einsamer, überempfindsamer Mensch nicht zu übersehen. Bei Hesse wird Chopin zum Inbegriff einer Künstlerfigur, deren Züge sich in den verschiedenen Ausprägungen (Musiker, Maler, Dichter) im seinem Werk vielfach zeigen.

Der Herausgeber der Schriften Hesses im Suhrkamp Verlag, *Volker Michels*, arbeitet in seinem Beitrag *‚Auf den Einzelnen kommt es an!' Zur Aktualität von Hermann Hesse* (S. 120-134) die Kategorie des Eigensinns als Gegenpol zur Anpassung als charakteristisches Merkmal seiner Werke heraus. Hesse wollte diesem Begriff im Sinne von Mut zur Eigenständigkeit, als Expedition zu sich selbst, Suche nach persönlichen Stärken etc. zu Aktualität verhelfen. Auch bei Michels wird sichtbar, wie stark Hesse seine eigene Biografie im Werk verarbeitet. Die großen Widerstände gegen jeden Konformitätsdruck resultieren auch aus einer Reibung mit seiner protestantischen Herkunft, dem Ausbruch aus dem Theologischen Seminar im Alter von 14 Jahren, der Einweisung in eine Heilanstalt und dem schwierigen Versuch, mit 21 Jahren erstmals als Schriftsteller tätig zu sein. Michels betont, dass Hesse einerseits in seinen Schriften die Individualität in den Mittelpunkt stellt, andererseits aber auch ein großes Interesse für andere Völker und Kulturen entwickelt hat. In seinem Beitrag skizziert Michels die Gründe für den weltweiten Erfolg des Autors. Hesse erlebe immer in Zeiten eines Werteverfalls oder der Neuorientierung eine Renaissance, z.B. nach den beiden Weltkriegen und während des Vietnamkrieg in den USA. V.a. helfen seine Bücher, mit den großen Lebenskrisen zurechtzukommen; mehr als die Hälfte seiner Leser ist zwischen 14 und 35 Jahre alt. Gerade diese Gruppe ist auf der Suche nach Individualität, nach einem „Ich", wobei Michels sehr zu Recht betont, dass damit bei Hesse keinesfalls die häufig verengte Sichtweise des Europäers oder gar ein westlicher Egoismus und Egozentrismus gemeint ist, sondern vielmehr – mit den Worten Hesses - der „innerste wesentliche Kern jeder Seele, den der Inder Atman nennt und der göttlich und ewig ist. Wer dieses Ich findet, sei es auf dem Wege Buddhas oder der Veden oder des Lao Tse oder Christi, der ist in seinem Innersten verbunden mit dem All, mit Gott und handelt aus einem Einverständnis mit ihm heraus." (S. 126 f.). Michels zeigt auch, dass die ungeheure Popularität Hesses im Gegensatz zur Skepsis der Literaturwissenschaft steht. Lange bekam Hesse überhaupt keine Literaturpreise in Deutschland verliehen. Mittlerweile beträgt die Weltauflage seiner Werke 100 Millionen Exemplare, davon sind etwa 20 Prozent deutsche Ausgaben; sein Werk wurde in 60 verschiedene Sprachen übersetzt, auch in Russland und China ist Hesse mittlerweile bekannt. Weitere Faktoren des Erfolgs sind laut Michels Hesses klare und verständliche Sprache, die sich aus einem reichen Wortschatz speist.



*Uli Rothfuss* (Calw) fragt sich in seinem Beitrag *‚Seit ich zurückdenken kann, hat es ihn gegeben'. Schriftsteller und Hermann Hesse* (S. 135-147), wieso Hesse trotz vieler negativer Rezensionen einen so großen Erfolg hat und der meistübersetzte deutsche Dichter seit den Brüdern Grimm ist. Ein wichtiger Faktor sei, dass Hesse ein Kommunikationstalent war. Rothfuss vermutet, dass der Erfolg Hesses möglicherweise auch an einer gewissermaßen verallgemeinerbaren Beliebigkeit in seinem Werk liegen könnte. Auch Rothfuss betont die Bedeutung der Sprache Hesses, deren Verständlichkeit und Klarheit bei gleichzeitiger Musikalität und einem hohen Anteil an bedeutungsvollen Passagen bei jungen Lesern besonders gut ankommt.

*Marco Schickling* zeigt in seinem Aufsatz *Hermann Hesse als Leser und Rezensent* (S. 148-160), dass Hesse mit über 3000 Rezensionen und zahlreichen Aufsätzen zur Literatur ein ausgesprochen produktiver Rezensent und Verfasser von Artikeln war. So publizierte er in 60 verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, u.a. im anti-wilhelminischen *Simplicissimus*, in der von ihm zwischen 1906 und 1912 mitherausgegebenen kulturpolitischen Zeitschrift *März* und in der *Frankfurter Zeitung*. Seit 1912 wird die *Neue Züricher Zeitung* zur Stammzeitung Hesses. Interessant ist, dass Hesse anscheinend in seinen Rezensionen kaum tadelte, sondern bestrebt war, v.a. die positiven Aspekte der besprochenen Bücher hervorzuheben. Nach dem ersten Weltkrieg gründete Hesse seine eigene Zeitschrift *Vivos voco*, in der er auch zahlreiche eigene Rezensionen veröffentlichte. Insgesamt werden seine Besprechungen seit 1917 zeitkritischer, er bezieht klar Stellung, so auch in der Diskussion um Kästners angeblich unmoralischen Roman *Fabian* (1931).

Schließlich behandelt *László V. Szabó* in seinem Beitrag *Hermann Hesse, der gute Europäer* (S. 161-176) das Verhältnis des Autors zu Europa. Hesse wandte sich immer wieder gegen ein zu eng verstandenes Deutschtum, dem auch Dichter wie Heine zum Opfer gefallen sind. Dem gegenüber stehen

bei ihm die guten Europäer wie Goethe und Nietzsche (auf dessen Europavorstellungen sich Hesse auch bezieht), Mozart und Schopenhauer als Träger der Hoffnung auf ein weiter verstandenes Deutschtum. Das Europa Hesses ist ein Gegenbild zum Nazi-Regime und entspricht einer geistigen Welt- und Wertvorstellung, die in einer humanen und religiösen Tradition verankert ist.

Der Band wird abgerundet durch einen Anhang, in dem sich ein aufschlussreiches Gespräch zwischen Regina Bucher und Giulio Petrini, der im Postbüro in Montagnola arbeitete und Hesses Briefe zustellte (S. 178-181), ein Gespräch mit den Veranstaltern der Hesse-Tagung, Orsolya Erdődy und Gábor Kerekes (S. 182-184), ein kurzes Vorwort der Herausgeber (S. 7-8), Einführungsworte des Vorsitzenden des Ungarischen Schriftstellerverbandes, Márton Kalász (S. 9-11), des damaligen Botschafters der Bundesrepublik Deutschland in Ungarn, Wilfried Gruber (S. 12-13) und des Dekans der Philosophischen Fakultät der ELTE in Budapest, Károly Manherz (S. 14-15).

Zu bemängeln wäre an diesem interessanten und vielfältigen Band, der insbesondere die ungarischen Aspekte des Werkes Hesses in den Blick nimmt, allenfalls, dass eine Aufstellung der Verfasser mit Informationen zu Werdegang und Wirkungsstätte fehlt. Auch scheint an einigen Stellen auf ein gründliches Lektorat verzichtet worden zu sein.

*René Kegelmann (Eger)*

## Kertész, András: Philosophie der Linguistik. Studien zur naturalisierten Wissenschaftstheorie. Tübingen: Narr, 2004. 439 S.

Der Autor des vorliegenden Buches ist bekanntlich einer der führenden europäischen Wissenschafts- und Sprachtheoretiker. Das besondere inhaltliche Merkmal seiner bisherigen Werke ist das ungewöhnliche Verhältnis von Wissenschaftstheorie und Linguistik. Während die Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts ihre Thesen am Beispiel der Naturwissenschaften, vor allem an dem der Physik, erarbeitete, versucht Kertész konsequent, wissenschaftstheoretische Probleme durch Fallstudien über verschiedene Aspekte der linguistischen Theoriebildung zu veranschaulichen. Dies mündet einerseits in einen originellen Ansatz zur allgemeinen Wissenschaftstheorie, andererseits in ein neues Herangehen an die Grundlagenprobleme der Linguistik.

In seinem neuen Buch versucht Kertész, seine Erkenntnisse auf beiden Gebieten zu synthetisieren. Die umfangreiche Monografie besteht aus sechs Teilen, die ihrerseits in mehrere Kapitel untergliedert sind.

In Teil 1 unterbreitet der Autor die



Grundthesen seines wissenschaftstheoretischen Ansatzes, den er *reflexiv-heuristischen Naturalismus* nennt. Er geht von den Diskussionen aus, die Quines Vorschlag, die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie „zu naturalisieren", auslöste (vgl. Quine, Willard Van Orman: Epistemology Naturalized. In: Ders.: Ontological Relativity and Other Essays. New York: Columbia UP, 1969, S. 69-90). Quine stellt der sog. Traditionellen Wissenschaftstheorie die Naturalisierte Wissenschaftstheorie gegenüber. Sein Grundgedanke ist, dass die Traditionelle Wissenschaftstheorie – die grundsätzlich a priori verfährt, und wissenschaftliche Theorien aufgrund der Prinzipien der Rationalität bewertet – durch die Methoden der empirischen Naturwissenschaften ersetzt werden solle. Im Unterschied zur Traditionellen Wissenschaftstheorie zielt die Naturalisierte Wissenschaftstheorie nicht darauf ab, der Wissenschaft normativ vorzuschreiben, wie sie verfahren müsse, sondern vielmehr darauf, wissenschaftliche Erkenntnis mit den empirischen Mitteln der Naturwissenschaften zu beschreiben und zu erklären. Kertész' Analyse der Forschungslage zeigt allerdings, dass Quines ursprünglicher Ausgangspunkt durch neueste Entwicklungen entscheidend modifiziert und abgeschwächt wurde. Zum einen geht es heute – anders als bei Quine – nicht mehr um die gänzliche Ablösung der Traditionellen Wissenschaftstheorie durch die Naturalisierte; vielmehr soll zwischen ihnen eine Art Arbeitsteilung entstehen. Somit argumentiert Kertész *nicht gegen* die Traditionelle Wissenschaftstheorie, sondern *für* die Koexistenz der beiden. Zum anderen kommen als Kandidaten für die Naturalisierte Wissenschaftstheorie nicht nur die Naturwissenschaften, sondern die Einzelwissenschaften im Allgemeinen – vor allem die Kognitionswissenschaften und die Soziologie, aber auch die Linguistik selbst – in Frage. Dadurch beschränkt sich das Attribut „naturalisiert" – im Unterschied zu seiner wörtlichen Bedeutung – nicht auf die Verwendung naturwissenschaftlicher Mittel; es werden all die Untersuchungsmethoden zur Analyse der wissenschaftlichen Erkenntnis als legitim anerkannt, die in den Einzelwissenschaften im weitesten Sinne geläufig sind.

Anstatt die Naturalisierte Wissenschaftstheorie kritiklos auf die Linguistik anzuwenden, zeigt Kertész, dass sie zu einem Paradoxon führt. Eine Konsequenz dieses *naturalistischen Paradoxons* besteht darin, dass – da Objekt- und Metatheorien gleichermaßen empirisch und einzelwissenschaftlich sind – zur Beschreibung der Objektwissenschaft eine Metatheorie, zur Erarbeitung dieser Metatheorie eine Metametatheorie nötig ist – usw. ad infinitum. Kertész löst das Paradoxon auf eine einfache, aber umso originellere Weise. Er schlägt eine Heuristik vor – die *Heuristik des reflexiven Naturalismus* –, mit deren Hilfe aus objektwissenschaftlichen Theorien Metatheorien konstruiert werden können. Die Eleganz dieser Lösung zeigt sich darin, dass sie unmittelbar die Grundzüge eines innovativen wissenschaftstheoretischen Projekts ergibt. Da eine Heuristik per definitionem aus Regeln

besteht, wird zunächst der unendliche Regress vermieden: „Aus der Beschaffenheit des Regelbefolgens geht hervor, dass man, um die Regeln einer Heuristik zu befolgen, *diese nicht zu beschreiben, zu erklären oder in welchem Sinne auch immer darzustellen braucht.* Die Analogie zur Sprache ist [...] nahe liegend: Genauso wie wir eine Sprache fehlerfrei sprechen können, ohne jemals ein Grammatikbuch in der Hand gehabt zu haben, können wir *eine Heuristik praktizieren, ohne sie beschrieben zu haben.* Es besteht daher zwar die *Möglichkeit* eines eventuellen Regresses, aber *keine Notwendigkeit* dazu. Natürlich *darf man* sie beschreiben – aber für die erfolgreiche Anwendung einer Heuristik ist die Darstellung derselben auf einer höheren Metaebene *keine notwendige Voraussetzung* und es gibt keinen Zwang zu einem Regress" (S. 54). Gleichzeitig wird ermöglicht, dem gegenwärtigen Pluralismus der Wissenschaftstheorie Rechnung zu tragen: Prinzipiell sind all die Metatheorien akzeptabel, die mit dieser Heuristik verträglich sind, und solche Metatheorien sind nichts anderes als mögliche Realisierungen der Heuristik. Sie dürfen koexistieren und stellen Alternativen dar, zwischen denen der Wissenschaftstheoretiker je nach den zu lösenden Problemen wählen kann. Dadurch lassen sich Metatheorien unterschiedlichen Ursprungs integrieren und auf ihre Leistungsfähigkeit hin überprüfen.

Nachdem der Autor seinen wissenschaftstheoretischen Untersuchungsrahmen auf diese Weise entwickelt hat, zeigt er in den nachfolgenden Teilen des Buches, mit welchem Ergebnis alternative Metatheorien, die zwar mit der Heuristik des reflexiven Naturalismus verträglich sind, die sich aber voneinander u.U. beträchtlich unterscheiden, auf gewisse, exemplarisch ausgewählte Aspekte der linguistischen Theoriebildung angewendet werden können.

Die Teile 2-5 sind nach einem einheitlichen Muster strukturiert. Sie beginnen jeweils mit einem Überblick über die für das Verständnis der Argumentation notwendigen Hintergrundannahmen. Anschließend werden zentrale Thesen der jeweiligen Metatheorie zusammengefasst, die Grundbegriffe eingeführt und erläutert. Es folgen mehrere Fallstudien, deren Aufgabe es ist, die Funktionsfähigkeit der ins Auge gefassten Metatheorie zu illustrieren. Schließlich wird im letzten Kapitel die Leistung der angewandten Metalinguistik ausgewertet.

Teil 2 ist der wissenssoziologischen Realisierung der Heuristik des reflexiven Naturalismus gewidmet. Es wird gezeigt, wie David Bloors Wissenssoziologie (vgl. z.B. Bloor, David: Knowledge and Social Imagery. London: Routledge, 1976) – einer der umstrittensten Ansätze der gegenwärtigen Wissenschaftstheorie – in eine mögliche Metatheorie der Linguistik weiterentwickelt werden kann. Ihre Anwendungen auf die Linguistik in den Fallstudien führen zu interessanten Erkenntnissen. Beispielsweise argumentiert der Autor dafür, dass einzelne Entwicklungsstadien der generativen Linguistik mit der Struktur der Wissenschaftlergemeinschaft korrelieren, und daher gewisse Eigenheiten der Theoriestruktur teilweise durch gesellschaftliche Interessen beeinflusst worden sind. Ebenfalls neuartig ist die Hypothese, wonach in einem wissenssoziologischen Rahmen Chomskys und Wittgensteins Sprachauffassung sich nicht unbedingt ausschließen. In einer dritten Fallstudie wird am Beispiel von Verschuerens empirisch-konzeptuellem Ansatz zur Pragmatik dafür argumentiert, dass in der Linguistik auch vortheoretische Informationen erklärend sein können.



Da eine der bekanntesten Realisierungen der Naturalisierten Wissenschaftstheorie die Kognitionswissenschaft ist, werden im dritten Teil des Buches Fallstudien angeführt, die in den Bereich der „cognitive science of science" gehören. Der Autor entwirft eine mögliche modularistische und eine holistische Metalinguistik, und zeigt in mehreren Fallstudien, dass ihre Anwendungen zu entgegengesetzten Ergebnissen führen. Es sei bemerkt, dass Kertész der in diesem Teil dargestellten Problematik eigenständige Monografien gewidmet hat, und somit die hier abgedruckten Fallstudien lediglich komprimierte Zusammenfassungen von Befunden sind, die andernorts in detailliert ausgeführter Form vorliegen (vgl. etwa Kertész, András: Die Modularität der Wissenschaft. Konzeptuelle und soziale Prinzipien linguistischer Erkenntnis. Braunschweig: Vieweg, 1991; Ders.: Die Ferse und der Schild. Über Möglichkeiten und Grenzen kognitionswissenschaftlicher Theorien der Erkenntnis. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 1995; Ders.: Cognitive Semantics and Scientific Knowledge. Case Studies in the Cognitive Science of Science. Amsterdam: Benjamins, 2004).

Teil 4 führt weitere alternative Metalinguistiken exemplarisch an: Eine pragmatische und eine katastrophentheoretische Metatheorie sowie eine Anwendung der von Barbara von Eckardt erarbeiteten „research frameworks" auf die germanistische Linguistik (vgl. Eckardt, Barbara von: What is Cognitive Science? Cambridge, MA: MIT Press, 1993). In der letztgenannten Fallstudie wird beispielsweise die hochaktuelle und in der Literatur heftig diskutierte Frage thematisiert, ob es die germanistische Linguistik als eine autonome Disziplin überhaupt gibt. Kertész skizziert einen metatheoretischen Ansatz, der sowohl die Vielfalt als auch die Einheit der germanistischen Linguistik zu erfassen vermag.

Wie wir erwähnt haben, besagt eine der zentralen Thesen von Kertész, dass die Traditionelle Wissenschaftstheorie – im Unterschied zu Quines ursprünglicher Intention – durch naturalisierte Metatheorien nicht vollständig ersetzt werden dürfe, sondern mit ihnen koexistieren müsse. Dementsprechend wird in Teil 5 untersucht, welche Anwendungsmöglichkeiten die Traditionelle Wissenschaftstheorie auch nach der naturalistischen Wende bewahren kann. Am Beispiel der Phonologie des Deutschen wird gezeigt, dass linguistische Theorien oft unauflösbare Widersprüche enthalten, und dass sich ihre Struktur deshalb nur mithilfe einer parakonsistenten Logik rekonstruieren lässt. Dieser Befund weist sowohl auf die Legitimität von logischen Re-

konstruktionen im Sinne der Traditionellen Wissenschaftstheorie hin als auch auf die Notwendigkeit, ihre Mittel zu erweitern.

In Teil 6 werden schließlich die Ergebnisse der dargestellten Untersuchungen zusammengefasst, und die Probleme angeschnitten, derer sich der Autor bewusst ist, die aber ohne den gegebenen Rahmen zu sprengen nicht gelöst werden konnten.

Nach diesem Überblick stellt sich die Frage nach der Bewertung des im Buch vorgelegten Konzeptes. Was der Rezensentin als erstes auffällt, ist der Kenntnisreichtum des Autors, der ihn befähigt, sowohl mit wissenschafts- als auch mit sprachtheoretischen Problemen kompetent umzugehen. Zweitens ist die Kühnheit dieses groß angelegten Projekts beeindruckend. Anstatt in die Fußstapfen anderer zu treten, an irgendeine vorgeprägte, mehr oder weniger verbreitete Theorie zu glauben und diese anzuwenden, sucht Kertész neue Wege. Er erwägt Alternativen, überprüft gründlich und vorurteilsfrei die Möglichkeiten und Grenzen unterschiedlicher Ansätze. Er ist Repräsentant einer leider seltenen, aber umso wertvolleren Denkweise, die Toleranz, Offenheit, Pluralismus, Kreativität und vor allem das Recht zum selbstständigen Denken verkündet.

Das Programm des reflexiv-heuristischen Naturalismus ist zweifellos einer der bedeutendsten Beiträge zur allgemeinen Wissenschaftstheorie der Gegenwart überhaupt. Obwohl das Buch in erster Linie ein wissenschaftstheoretisches Meisterwerk ist, ist die sprachtheoretische Leistung des Autors ebenfalls bemerkenswert: Die in den Fallstudien vorgelegten scharfsinnigen Argumentationen führen zu zahlreichen neuen und unerwarteten Erkenntnissen über die Struktur von linguistischen Theorien, die den Leser zur Neubewertung bisheriger Vorurteile über die linguistische Theoriebildung veranlassen.

Genau an diesem Punkt muss allerdings die Rezensentin Bedenken anmelden. Zwar wird der philosophisch *und* linguistisch geschulte Leser die Gedankenführung des Autors zweifelsohne für klar und leicht verständlich halten, aber es ist fraglich, ob alle potenziellen Leser des Buches auf beiden Gebieten gleichermaßen über die zu seinem Verständnis erforderlichen Hintergrundkenntnisse verfügen. Dies bedeutet, dass dieses herausragende Werk womöglich – auf eine paradoxe Weise – unter den Konsequenzen seiner Originalität leiden könnte: Es ist zu befürchten, dass nur wenige seine Bedeutung sowohl für die Wissenschafts- als auch für die Sprachtheorie erkennen werden. Trotzdem möchte die Rezensentin jedem, der Einsicht in die Mechanismen der (sprach)wissenschaftlichen Erkenntnis gewinnen möchte, empfehlen, sich die Mühe der Lektüre nicht zu sparen. Die Anstrengungen des interessierten Lesers werden sich auszahlen: Ihm wird sich eine faszinierende Welt des souveränen, freien Denkens über Wissenschaft und Sprache eröffnen.

*Jana Adamek (Tübingen)*



## Kragl, Florian: Die Weisheit des Fremden. Studien zur mittelalterlichen Alexandertradition. Mit einem allgemeinen Teil zur Fremdheitswahrnehmung. Bern et al.: Peter Lang, 2005 (Wiener Arbeiten zur Germanischen Altertumskunde und Philologie. Bd. 38. Hg. v. Helmut Birkhan). 500 S.

In den letzten Jahrzehnten zeichnet sich auch in der deutschen Literatur- und Kulturwissenschaft ein neues Interesse an dem/der Fremde(n) und seiner/ihrer Erfahrung ab, wobei vor allem die Schlüsselwörter „Fremdheit", „Andersheit", „Verfremdung" und „Alterität" einen ungeheuren Boom erleben. So ist es angebracht, dass Kragls umfangreiche Arbeit zunächst in Teil A („Fremdheitswahrnehmung im Mittelalter") und Teil B („Die indischen Weisen in der deutschen Alexandertradition") unterteilt, und Teil A in weitere zwei Hauptkapitel (I. „Fremdheitswahrnehmung", II. „Fremdheitswahrnehmung im Mittelalter") gegliedert wird. Dadurch dass Teil A I. theoretische Aspekte und Positionen der Forschungsdiskussion überblicksartig darstellt und zugleich eine erste Orientierung in diesem sehr umfangreichen Forschungsgebiet bietet, sowie die Auseinandersetzung Kragls mit dem einschlägigen Begriffsinstrumentarium inkludiert, werden die leitenden Prämissen – im Teil A II. dann auf die Fremdheitswahrnehmung im Mittelalter bezogen eingegrenzt und ergänzt – der Untersuchung zugrunde gelegt. Teil B untergliedert sich dem Korpus gemäß (d.h. „die deutschen Alexanderromane des Mittelalters sowie deren unmittelbare und mittelbare Vorlagen seit antiker Zeit", S. 174) in zwei Hauptkapitel, in die Untersuchung der „antiken und frühmittelalterlichen Alexandertradition" (Kap. III) und in die der „indischen Weisen in deutschsprachigen Texten des Mittelalters" (Kap. IV).

Die von Kragl vorgelegte Studie versteht sich als „eine stoff- und motivgeschichtliche Arbeit über die Gymnosophisten- und Brahmanen-Episoden vor allem des Alexanderromans" (S. 167) und zugleich nicht nur als Beitrag zu den Untersuchungen der Alexanderdichtungen des deutschen Mittelalters sondern auch zur Alexanderforschung der klassischen Philologie. Besonderes Augenmerk gilt dabei den Fragestellungen über die „(Fremdheits-)Wahrnehmung" und der „(Re-)Interpretation" (Fremdheitswahrnehmung als reinterpretative Größe, S. 170) anhand der „Berichte von den indischen Weisen vor allem der deutschen und vorhergehenden lateinischen Bearbeitungen des Alexanderromans sowie ihrer antiken Vorformen" (S. 168). Zentrales Anliegen Kragls ist es, die „Abweichungen zwischen den auf einen ersten Blick sehr ähnlichen Ausgestaltungen" (S. 168) in den vorgelegten Texten zu erschließen und der Frage nachzugehen, „was den in den meisten Fällen anonymen Bearbeiter zu dieser oder jener Veränderung verleitet haben könnte" (S. 168), sowie aufzuweisen, was für Funktionen das Fremde im Textzusammenhang erfüllen kann, ferner Ver-

gleiche auszuführen, die „weiter vom Text wegführen und entweder nach verwandten Motiven in anderen Texten fragen, oder sich überhaupt von literarischen Texten entfernen und Konnexe zur (meist) Kirchen- oder Mentalitätsgeschichte vorschlagen" (S. 170).

Der eigentlichen Analyse der Alexanderdichtung wird zur Kontrastierung des Untersuchungsgegenstandes ein Überblick über das Bild der indischen Weisen in den nicht-romanhaften antiken Schriften (z.B. *Geschichte Alexanders des Großen* von Curtius Rufus [1. Jh. n. Chr.], Arrians Anabasis [2. Jh. n. Chr.]) vorausgeschickt sowie mit einer kurzen chronologisch angelegten Übersicht über Texte außerhalb oder am Rande der Tradition der Alexandergeschichten oder des Alexanderromans (wie z.B. Philons *De Abrahamo* [1. H. des 1. Jh.s n. Chr.], *Der jüdische Krieg* von Flavius Josephus) eine aufschlussreiche Darstellung des Stellenwertes der indischen Weisen in (spät-)antiken Schriften angehängt (Kap. III.1). Die Ausführungen über den *Pseuo-Kallisthenes* (Kap. III.2) tragen wesentlich dazu bei, dass Termini in Bezug auf die Gymnosophisten- bzw. Oxydrakenund Brahmanen-Episode ausdifferenziert werden können. Kap. III.3 wird dem Problembereich gewidmet, wie die Überlieferung von den indischen Weisen von frühchristlichen Autoren/Kirchenvätern rezipiert bzw. tradiert wurde, wobei in dieses Kapitel noch ein Exkurs über die mittelalterliche Topographie eingefügt wird, um zu veranschaulichen, wie sich antikes Buchwissen im Zeichen der christlichen Deutungs- und Wertungsschemata im Laufe der Verarbeitungen verändern kann. Anhand der Brahmanenüberlieferung der *Collatio Alexandri et Dindimi*, im Briefwechsel zwischen Alexander und Dindimus (Kap. III. 4) wird auf mögliche Wechselbeziehungen von ideologischen Bezugspunkten hingewiesen. Kap. III.5 ist darauf angelegt, in erster Linie „textgeschichtliche Aporien" der Alexanderromane erkennen zu lassen, die Eigenarten der Text(-gruppen) darzubieten und schließlich die Grundlagen für die Aufarbeitung der deutschen Bearbeitungen des Stoffes zu schaffen. Im Kap. IV wird zunächst der Akzent auf eine kurze Übersicht über die Rezeptionslinien des Alexanderstoffes – wie Fortsetzungen antiker Traditionen und eigenständige Hinzufügungen – in deutschsprachigen Texten des Mittelalters gelegt (*Basler und Straßburger Alexander, Rudolf von Ems, Ulrich von Etzenbach, Der Große Alexander, Alexanderchronik des Meisters, Johann Hartliebs Alexander* und der *Liber Alexandri Magni*) und dabei werden auch die wesentlichsten Komponenten des ambivalenten Alexanderbildes (vanitas- und superbia-Exempel, Welt- und Heilsgeschichte, positiv oder negativ gewertete Weltlichkeit und Herrschaftsdiskurs) skizziert. Im Weiteren werden Elemente des Alexanderbildes und der Berichte über die indischen Weisen (Gymnosophisten-Episoden bzw. Brahmanen-Episoden) bzw. Zusammenhänge resp. Wechselwirkungen zwischen dem Alexanderbild und dem Bild der indischen Weisen auch mit der Heranziehung der zeitgenössischen theologischen Literatur thematisiert und ausgewertet, wobei



auch auf die divergenten Perspektivierungs- bzw. Relativierungsmöglichkeiten sowie Deutungsmuster in den einzelnen Texten Bezug genommen wird. Prägnant verdeutlicht werden letztere insbesondere in den Unterkapiteln „Deutung" bzw. „Vergleichstexte" bzw. „Textvergleiche" (beispielsweise unter christlich-heilsgeschichtlichem Aspekt, Brahmanen als Präfiguration eines idealen Christentums) u.a. bei der Reflektierung der einschlägigen Forschungsliteratur. Auch in das Hauptkapitel IV wurde ein Exkurs zu den Texten des 14. Jahrhunderts (IV. 5: Erbauungstexte und Reiseberichte – *Der große Seelentrost, Marco Polo (und Odorico da Pordeone), John Mandeville)* – als Darbietung für zwei unterschiedlich verlaufende Prozesse der Literarisierung integriert.

Letztendlich ist es zu unterstreichen, dass sich Kragl sowohl im Teil A als auch im Teil B seiner Studie mit den bestehenden Positionen der Forschung zu den einzelnen Quellenschriften ausführlich auseinandersetzt und dabei seine eigene Position klar abzugrenzen und zu vertreten versteht. Außer den dem Ende der Studie angehängten Verzeichnissen wäre noch ein Personen- und Sachregister zur besseren Orientierung im Band hilfreich gewesen.

Insgesamt hat Kragls reich fundierte Studie die Alexanderforschung um neue Fragenperspektiven und um wesentliche Anregungen bereichert.

*Tünde Radek (Budapest)*

## Lenk, Hartmut E. H. (Hg.): Finnland – Vom unbekannten Partner zum Vorbild Europas? Landau: Verlag Empirische Pädagogik, 2006 (Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung, Sonderheft 10). 492 S.

Beim ersten Betrachten des Titelblattes könnte sich dem Interessenten die Frage, warum ein Sonderheft mit dem Namen eines Landes als Titel in einer Reihe wie *Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung* erscheint, aufdrängen. Auch der Untertitel scheint uns dabei nicht weiterzuhelfen. Eine Antwort auf die Frage bietet sich aber dann beim Durchlesen des Inhaltsverzeichnisses an, wo wir (Unter)titeln wie „Zur Geschichte der Goethe-Institute in Finnland" oder „Von Grammatik und Wortschatz bis zu Textsorten und Kulturunterschieden" begegnen. Dabei wird auch deutlich, dass in diesem Band Finnland aus einer speziellen Perspektive dargestellt wird: Artikel, in denen sein Verhältnis zu den deutschsprachigen Ländern und zur deutschen Sprache im weitesten Sinne beschrieben werden, überwiegen deutlich.

Im vorwortähnlichen ersten Beitrag wird uns schließlich vom Herausgeber erklärt, wie sich die Idee zu dieser Sammlung ergeben hat: Während Finnland spätestens seit der Reformation das deutsche Gebiet vor Augen hatte und von ihm auch beeinflusst wurde, war dieses Land, was sein Wesen

betrifft, in den deutschsprachigen Ländern bis vor kurzem nur vage bekannt. Dies änderte sich erst, als Ende 2001 veröffentlicht wurde, dass Finnland bei der ersten PISA-Studie den besten Platz belegt hatte. Die Tatsache, dass Finnland auch bei der zweiten PISA-Studie an der Spitze der Rangliste gestanden hatte, hat das Interesse an ihm in Deutschland, dessen Schüler jeweils nur bis ins Mittelfeld gelangt waren, noch mehr erhöht.

Wie das der Herausgeber erklärt, kann Finnland nicht nur im Bildungswesen sondern u.a. auch auf dem Gebiet der Wirtschaft große Erfolge verbuchen. Der Band will auf die im Untertitel gestellte – nach Lenk auch provokativ gemeinte – Frage trotzdem keine konkrete Antwort geben. Die 27 finnischen und deutschen AutorInnen, von denen nicht nur die finnischen mit Finnland vertraut sind, versuchen vielmehr dem finnischen Erfolgsgeheimnis auf den Grund zu kommen.

Der so entstandene Band beeindruckt u.a. durch seine Themenvielfalt. Die Artikel – außer dem ersten, schon erwähnten, der eher einem Vorwort entspricht – werden im Inhaltsverzeichnis vier größeren Themenbereichen zugeordnet. Unter der Zwischenüberschrift „Finnland und die deutschsprachigen Länder" werden Aufsätze zusammengefasst, die Finnlands Beziehung zu den deutschsprachigen Ländern – darunter in erster Linie zu Deutschland – beschreiben, wobei eine historische Betrachtungsweise dominant ist. So kann man hier u.a. Wichtiges über das „frühe Finnlandbild in Deutschland" oder über die Entstehung der Deutschen Bibliothek in Helsinki erfahren. Dem Leser wird – um nur noch einige weitere Beispiele zu erwähnen – auch ein „Überblick über die finnisch-österreichischen Beziehungen" dargeboten und über den „Beginn der schweizerisch-finnischen Literaturbeziehungen" berichtet.

Die Beiträge, die unter dem Titel „Kultur und Gesellschaft in Finnland" in einer Gruppe subsumiert werden, bilden in dem Sinne eine Art Ausnahme, als dass sie primär der Darstellung der finnischen kulturellen und gesellschaftlichen Charakteristika gewidmet sind. Dementsprechend wird bei diesen Aufsätzen das Beschriebene nur selten mit Deutschland in Verbindung gesetzt. Durch diese Beiträge kann der Leser u.a. Auszüge der finnischen Volkskultur bzw. ihrer Entwicklung kennen lernen oder ein Bild über die Kammermusikausbildung in Finnland bekommen.

Als Germanist wird man wahrscheinlich v.a. die Artikel besonders interessant finden, die den Themenbereichen „Schulsystem und Deutschunterricht in Finnland" bzw. „Die finnische Germanistik" angehören.

Unter den Artikeln, die sich mit dem finnischen Schulsystem befassen, gibt es einen, in dem auf der Grundlage eines Praktikums, an dem deutsche Lehramtstudierende in Finnland teilgenommen haben, der Frage nachgegangen wird, was das finnische Schulsystem vom deutschen unterscheidet. Die dargestellten Erfahrungen der deutschen „Bildungstouristen" sind nicht nur für deutsche Pädagogen von Belang, sondern können im Allgemeinen für alle interessant sein, die sich – egal in welchem Land – mit pädagogischen Fragen beschäftigen. Wir können in diesem „Teil" auch Vieles darüber erfahren, wie sich die Stellung des Deutschen als Fremdsprache in Finnland geändert und wie sich der moderne Sprachunterricht entwickelt hat.

Im Zusammenhang mit der finnischen Germanistik wird u.a. ihre Entwicklung angesprochen, wobei auch die einzelnen Schwerpunktverschiebungen in der Forschung deutlich gemacht werden. Die Entstehung der germanistischen Literaturwissenschaft, die in Finnland bis jetzt auf eine ziemlich kurze Geschichte zurückblicken kann, wird in einem eigenen Beitrag beschrieben. Dem Leser wird auch in den Aufbau des finnischen Germanistikstudiums Einblick gewährt. Außerdem werden die „deutschen Abteilungen bzw. germanistischen Institute in Finnland" sogar einzeln angesprochen und ihre Internet-Adressen in einer Liste aufgeführt. Neben speziellen Charakteristika des finnischen Bildungswesens taucht u.a. auch die hochaktuelle Frage der Verwirklichung des „Bologna-Abkommens" auf, die europaweit von Belang ist.

Der vorgestellte Band hat die Rezensentin wegen seiner großen Themenvielfalt vor keine leichte Aufgabe gestellt. Hier konnten natürlich nur einige Themen exemplarisch hervorgehoben werden, aber wir hoffen, dass sogar diese knappe Auswahl im Leser Neugierde erweckt hat und ihn dazu bewegen kann, den hochinteressanten Band mal selbst in die Hand zu nehmen und in ihn hineinzublättern.

*Ágnes Túri (Szeged)*



**Mitterbauer, Helga; Scherke, Katharina (Hg.): Ent-*grenzte* Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart. Wien: Passagen, 2005. 438 S.**

Seit Mitte der 1980er Jahre ist ein verstärktes Interesse an der Konzeptualisierung des Kulturtransfers zu beobachten. Die Publikationen von Michel Espagne und Michael Werner bedeuten eine erste Basis, wobei die Theoriebildung bis heute nicht abgeschlossen ist. Durch den offenen Charakter dieses Konzepts und die divergierenden Begriffe von Kultur entstehen immer neue Impulse, die die Forschung zur ständigen Erweiterung, Modifizierung und zu erneuten Profilierungsversuchen veranlassen.

In Graz nahm sich eine Arbeitsgruppe des Spezialforschungsbereichs *Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900* die theoretische Modellierung des Transferkonzeptes am zentraleuropäischen Raum zur Aufgabe und diskutierte ihre Ergebnisse im Rahmen eines Grazer Symposions unter der Teilnahme von ForscherInnen aus dem zentraleuropäischen Raum. Der vorlie-

gende Sammelband enthält ein breites Spektrum von Ansätzen und Anwendungsmöglichkeiten. Kulturwissenschaft, Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte, Geschichtswissenschaft, Musikwissenschaft und Soziologie treffen in produktiver interdisziplinärer Zusammenarbeit aufeinander und liefern ihren Beitrag zur Analyse des kulturellen Transfers.

Auf den ersten Blick lassen sich die einundzwanzig Beiträge in theoretisch und empirisch angelegte Einzeluntersuchungen einteilen. Die erste Gruppe beinhaltet Beiträge, die sich mit der Geschichte, der Begrifflichkeit, den Wegen, der Methodologie und der Weiterentwicklung der Kulturtransferforschung beschäftigen. Sie behandeln diese Fragen aus den Perspektiven differenter Wissenschaften unter ständiger Bezugnahme auf die Gegenwart. Es werden parallele Konzepte wie *Métissage, interkulturelle Hybridität* oder *transkulturelle Räume* diskutiert, mögliche Anstöße für ein Umdenken in der aktuellen Situation, d.h. für die Berücksichtigung transkontinentaler Vernetzungen gegeben (Weltgeschichten, Global Histories) und Vorschläge für die Erweiterung der Kulturtransferforschung (Anthropologie) gemacht. Eine Verbindung zwischen den Beiträgen dieser Gruppe stellt das Anliegen dar, das bilaterale Profil der Kulturtransferforschung in ein multilaterales zu verwandeln *(Lüsebrinck, Middell, Espagne, Werner)*.

Die zweite Stoßrichtung der Beiträge ist die Problematisierung von Macht und ihrer Auswirkung auf kulturelle Transferprozesse. Sie wird auf der Grundlage der Machtkonzepte von Hannah Arendt, Michel Foucault und der Feld-Theorie von Pierre Bourdieu diskutiert. Beispiele aus dem Kreis der Jung-Wiener Autoren demonstrieren dabei, welche politischen Faktoren die Orientierung am deutschen Theater und am deutschen Literaturmarkt beeinflussten, bzw. dass die Orientierung an Frankreich, insbesondere am Ästhetizismus als Opposition gegen eine deutsche Kulturhegemonie zu verstehen ist. Mit Nachdruck wird hier auf die bewusst geplante und durchdachte Vermittlertätigkeit von Hermann Bahr verwiesen. *(Mitterbauer, Bachleitner, Wolf)*.

Im Zentrum der Ausführungen von *Gregor Kokorz* steht die Aufeinanderbeziehung von Kulturtransferforschung und Kreativitätsforschung, wodurch sich das „kreative Potenzial" der Wiener Moderne – so auch die Erforschung der Volksmusik durch Béla Bartók – auf kulturelle Transferprozesse zurückführen lässt.

Die folgenden Beiträge setzen sich mit dem Begriff der Kultur auseinander und arbeiten mit verschiedenen Kulturauffassungen. Die ökonomische Bedingtheit sozialer Phänomene und kultureller Prozesse untersucht *Lutz Musner* an drei Phasen der städtischen Ökonomie Wiens. In Anlehnung an die Metapher des Webstuhls (Alain Lipietz) wird Kultur als „Textur des Sozialen" verstanden und ihr Begriff auf die Stadtkultur angewandt. Für die Verwendung von *Musners* Definition von Transfer als Kultur tritt *Wolfgang Schmale* ein und versteht zugleich Geschichte und Gegenwart als Hypertext,



als ein Netzwerk von materiellen Einheiten und Codierungen oder Übersetzungen. Er plädiert für die Verwendung des „ab- und aufstufbaren" Kohärenzbegriffs, der auch „Nation" oder „Kultur" als Codierungen in sich trägt. Einen dynamischen, am Konzept der Hybridität orientierten Kulturbegriff wendet *Katharina Scherke* bei der Analyse globaler Entwicklungen an. Durch Berücksichtigung der Prozessualität von Kultur können die im Rahmen des kulturellen Transfers vor sich gehenden Umdeutungen und Veränderungen kultureller Elemente und die Reziprozität des Transfers im Globalisierungsprozess sichtbar gemacht werden. Den „topographical turn" in den Kulturwissenschaften setzt *Claudia Wedepohl* mit Aby Warburgs Kulturtheorie in Bezug. Die Verbindung sieht sie in Warburgs topografischem Ansatz und untersucht das Raumkonzept Warburgs auf seinen Ursprung, seine Einbettung und Entwicklung hin.

Die zweite Gruppe der Beiträge enthält exemplarische Untersuchungen zum Problemrahmen des kulturellen Transfers. Die BeiträgerInnen aus den Ländern Zentraleuropas bringen ihre eigenen Perspektiven in die Forschung ein, wodurch komplizierte und weitreichende Vernetzungen innerhalb dieses Raumes ersichtlich werden.

Der deutsch-französische Kulturaustausch und wie er sich in den Kunstzeitschriften der beiden Länder manifestiert, steht im Fokus des Beitrags von *Friederike Kitschen*. Sie betrachtet diese Organe als beispielhaft für die Periode zwischen der Jahrhundertwende und 1933 im Bereich der Kunstkritik. Erst durch sie konnte nämlich in diesen politisch schwierigen Jahren ein Netzwerk zwischen deutschen und französischen Künstlern entstehen.

Einen Vergleich des italienischen und des osteuropäischen Futurismus präsentiert *Marina Dimitrieva-Einhorn*. An Übernahmen, Abwandlungen und politischen Instrumentalisierungserscheinungen des italienischen Futurismus in Osteuropa werden drei Positionen, drei „Strategien der Auseinandersetzung" mit dem italienischen Futurismus aufgezeigt: Eine „rivalisierende Ablehnung" (russische Futuristen), „eine analytische Auseinandersetzung" (polnischer Futurismus) und ein Versuch, sich nach Westen zu orientieren, um sich von der russischen Hegemonie loszulösen.

Im Zentrum der Ausführungen von *Johannes Feichtinger* stehen Machtstrukturen, die den Positivismus in Österreich und Zentraleuropa schon in den 1850er Jahren unter liberalen Intellektuellen populär machten. Die Gründe für die rasche Verbreitung des Positivismus in dieser Region sieht Feichtinger in dem Wandel vom feudalen System zum modernen Verfassungsstaat und in der ethnisch-kulturellen Heterogenität, die den Positivismus als universalistische Strömung inmitten einer verstärkten Sinnsuche so attraktiv gemacht hat. Das Selbstverständnis des Positivismus als neutrale Wissenschaft und sein Anspruch auf Universalität konnten die Tatsache verdecken, dass die nationalpolitischen Bestrebungen der slawischen Bevölkerungsteile „im Lichte einer stark deutsch gefärbten

Homogenität" (S. 312) unterdrückt werden sollten.

Machtpositionen stehen auch im gemeinsamen Beitrag von *Amália Kerekes* und *Alexandra Millner* im Vordergrund. Budapester und Wiener Zeitungen dienen als Folie, vor der die Übersetzungspolitik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie untersucht wird. Die Verfasserinnen stellen die These auf, dass „die Paratexte und die Einschätzung der Übersetzungsbedürftigkeit kulturell kodierter literarischer und sprachlicher Formen" Rückschlüsse auf das „kulturelle Wissen der jeweiligen Zielgruppe der Zeitschrift und die Redaktionspolitik" zulassen. Die Übersetzungen bildeten einen Teil der Kulturpolitik, weil „grundsätzlich in hegemoniale Kulturen hinein übersetzt" (S. 353) wird. Dahinter verstecke sich jedoch die Absicht, das Eigene vom Fremden abzugrenzen.

Die Stadt um 1900 und die Institutionalisierung der Wissenschaften im urbanen Kontext bilden den Schwerpunkt von *Monika Strombergers* Beitrag. Sie demonstriert an den Beispielen Graz und Ljubljana, wie die Stadt, ein besonderer Akkumulationsort kultureller Transfers, und die Universitäten bzw. Stätten der Forschung sich gegenseitig prägten. Für die Wissenschaft bedeutete die Stadt den Zugang zur Bevölkerung, und die Universität war ihrerseits maßgeblich beteiligt an der kulturellen Modernisierung der Stadt. Durch diese Symbiose wuchs das Prestige der Stadt als kulturelles Zentrum einer Nation, und die wissenschaftlichen Institutionen verstärkten den Netzwerkcharakter der Städte und brachten diesen eine überregionale Bedeutung.

*Stefan Simonek* lenkt in seinem Beitrag das Augenmerk von der Mehrsprachigkeit deutscher oder ungarischer Intellektuellen auf die bis jetzt kaum erforschte Multilingualität slawischer Autoren, die wesentlich zur Hybridität und Pluralität der zentraleuropäischen Region beigetragen hat. Die Zwischenposition der Autoren aus den Randgebieten, die in dem zweisprachigen wie zweikulturellen System arbeiteten, wird exemplarisch an dem polnisch-österreichischen Autor Tadeusz/Thaddäus Rittner und seinen Äußerungen zu Peter Altenberg veranschaulicht.

Mit dem Einfluss des deutschen, französischen und italienischen Theaters auf den Budapester Theaterbetrieb der Jahrhundertwende beschäftigt sich *Dóri Takács*. Sie geht in ihrem Beitrag neben der kulturvermittelnden Tätigkeit renommierter ungarischer Autoren auch auf die – z.T. sehr negative – Aufnahme durch das Publikum ein.

Die Vermittlertätigkeit steht auch im Mittelpunkt der Untersuchung von *Hedvig Ujvári*, die Max Nordaus Frühwerk aus dieser Perspektive unter die Lupe nimmt. Auf Grund biographischer Einzelheiten und relevanter Textstellen rekonstruiert sie den geistigen Heimatort des Autors.

Im Zusammenhang der Rezeption der Moderne in Rumänien hebt *Mariana-Virginia Lazarescu* die große Wirkung der österreichischen Literatur um die Jahrhundertwende hervor, betont aber, dass der Anschluss an die österreichische und europäische Moderne aus politischen und kulturell-institutionellen Gründen sowie wegen Übersetzungsschwierigkeiten bis nach dem Untergang der Monarchie auf sich warten ließ. Die Verspätung wurde in der Zwischenkriegszeit jedoch mit der Rezeption der bedeutendsten und neuesten Strömungen der deutschsprachigen Avantgarde aufgeholt.

Ein Vorzug dieses Bandes ist die Symbiose von Theorie und Empirie. Auf diese Weise werden einerseits aktuellste theoretische Überlegungen zum Begriff „Kultur" präsentiert, anderseits veranschaulichen die Beiträge oft überraschende Vernetzungen innerhalb des zentraleuropäischen Raumes um 1900. Der Leser erhält nicht nur neue Impulse, sondern wird auch zum Umdenken angeregt. Die Beiträge zeigen, dass die bis heute existierende Betrachtung des zentraleuropäischen kulturellen Raumes als homogenes Gebilde zu Gunsten einer Vorstellung von einer sich dynamisch, vernetzt und vielfältig gestaltenden Region zurücktreten muss.

*Szilvia Ritz (Budapest)*



## Müller, Natascha; Kupisch, Tanja; Schmitz, Katrin; Cantone, Katja: Einführung in die Mehrsprachigkeitsforschung. Deutsch – Französisch – Italienisch. Tübingen: Narr, 2006 (Narr Studienbücher). 242 S.

Seit den 60er Jahren, dem Aufkommen der Soziolinguistik und Psycholinguistik steht die Mehrsprachigkeitsforschung im Vordergrund sprachwissenschaftlicher Forschungen. Die Mehrsprachigkeit kann also sowohl aus soziolinguistischer als auch aus psycholinguistischer Perspektive untersucht werden. Fragen wie „Was geschieht im Gehirn eines Mehrsprachigen?", „Wie sind die verschiedenen Sprachsysteme im Gehirn gespeichert?" oder „Wie erwirbt ein Kind parallel zwei Sprachen?" sind psycholinguistischer Natur. Demgegenüber entspringen Fragen nach den Funktionen der verschiedenen Sprachen bzw. Sprachvarietäten einem soziolinguistischen Interesse. Das vorliegende Studienbuch liefert einen Überblick über Probleme und Ergebnisse der Mehrsprachigkeitsforschung sowie über Methoden einschlägiger empirischer Arbeiten.

Der klare und übersichtliche Aufbau des Buches ist als ein Positivum hervorzuheben. Das Buch ist in zwölf Kapitel unterteilt, von denen die meisten einen großen Themenbereich der Mehrsprachigkeitsforschung problematisieren. Jedes Kapitel – abgesehen von dem dritten – wird mit einer Zusammenfassung abgeschlossen und enthält einen Übungsteil mit abwechslungsreichen Aufgaben, die sich auch als Ausgangspunkt für Diskussionen im Seminar eignen. Einige Aufgaben geben weiterführende Literatur zum Thema an.

Die Einleitung gibt einen Ausblick auf die weiteren Kapitel und formuliert zentrale Fragestellungen, denen sich die Arbeit widmet. Kapitel 2 befasst sich mit der Definition grundlegendster Begriffe. Im Zusammenhang mit der Mehrsprachigkeit werden die Dichotomien *simultan – sukzessiv, natürlich – gesteuert* und *kindlich – erwachsen* erläutert. Die Arbeit beschäftigt sich im Weiteren mit dem simultanen, natürlichen und kindlichen Erwerb zweier Sprachen in der Relation Deutsch – Französisch – Italienisch. Darüber hinaus werden noch weitere Begriffe wie ‚Kompetenz' und ‚Performanz' bzw. ‚Transfer' und ‚Interferenz' erläutert und an konkreten Beispielen dargestellt, was ihr Verstehen erleichtert. Im Anschluss wird der Leser in die Spracherwerbstheorie der generativen Grammatik, d.h. in die Theorie der Universalgrammatik eingeführt. Dieses Unterkapitel dient auch als Einführung für diejenigen, die über die Theorie von Chomsky nur geringe oder gar keine Kenntnisse haben.

Im dritten Kapitel werden die Methoden der Datenerhebung in der Mehrsprachigkeitsforschung einerseits und die Formen der simultanen Mehrsprachigkeit andererseits behandelt. Es wird auf zwei Untersuchungsmöglichkeiten eingegangen: auf die Longitudinalstudie und die Querschnittsstudie, mit denen man die sprachliche Entwicklung von zweisprachigen Kindern analysieren kann. Die Methoden werden an zahlreichen publizierten Forschungsarbeiten exemplifiziert. In einem weiteren Schritt werden die verschiedenen Typen der Bilingualität erläutert. Es werden – in Anlehnung an Suzanne Romaines Typologie – sechs Typen nach folgenden Kriterien unterschieden: „Die Sprachen, die die Eltern sprechen, welche Sprachen sie wählen, um mit dem Kind zu sprechen, und die Sprache, die in der Umgebung gesprochen wird." (S. 44) Das Kapitel verdeutlicht auch, dass es neben diesen noch weitere Varianten der simultanen Mehrsprachigkeit gibt, die aber bislang noch wenig untersucht worden sind.

Das vierte Kapitel trägt den Titel „Der (un)balancierte Mehrsprachige" und beschäftigt sich vor allem mit dem Begriff der ‚Sprachdominanz'. Mit diesem Terminus will man die Erscheinung bezeichnen, dass sich die beiden Sprachen eines bilingualen Kindes nicht immer gleich stark entwickeln. Die Autorinnen legten großen Wert auf dieses Thema, was dadurch zu erklären ist, dass es bis heute in der Sprachwissenschaft noch keine einheitliche Definition für ‚Sprachdominanz' gibt. Zunächst werden frühe Studien zum Thema Sprachdominanz diskutiert, dann werden sog. Dominanzkriterien vorgestellt, mit denen man die Balanciertheit bzw. Unbalanciertheit in der Sprachentwicklung von bilingualen Kindern erfassen kann. Diese Kriterien sind in zwei Gruppen unterteilt, je nach dem, ob sie die Sprachkompetenz oder die Sprachperformanz betreffen.

Kapitel 5 hat Sprachentrennung und Spracheneinfluss zum Gegenstand. In der Fachliteratur sind drei Ansätze vorhanden, die in diesem Kapitel diskutiert werden. Die erste Annahme, die schon widerlegt wurde, besagt, dass die bilingualen Kinder über ein



fusioniertes System der beiden Sprachen verfügen und dass die Sprachentrennung hier erst später im Laufe ihrer sprachlichen Entwicklung erfolgt. Zweitens trifft man noch heute die Ansicht, dass der Spracheneinfluss bei bilingualen Kindern eben deswegen vorhanden ist, weil sie die beiden Sprachen nicht trennen können. Die dritte Vorstellung geht davon aus, dass die beiden Sprachen im Gehirn von Anfang an getrennt gespeichert sind und daraus folgt, dass kein Spracheneinfluss existiert. Das Kapitel präsentiert ferner einen neuen alternativen Ansatz, der darin besteht, dass sich Trennung und Einfluss nicht auf das gesamte Sprachsystem der beiden Sprachen beziehen, sondern nur auf bestimmte selbstständige grammatische Phänomene.

Im Kapitel 6 wird der Spracheneinfluss weiter thematisiert und es wird festgestellt, dass sich der Einfluss auf drei verschiedene Arten manifestieren kann: durch Transfer, Beschleunigung oder Verlangsamung, die an unterschiedlichen grammatischen Phänomenen veranschaulicht werden. Vor der Darstellung dieser Manifestationsarten werden zum einen Kriterien angegeben, mit deren Hilfe man vorhersagen kann, wann das Auftreten von Spracheneinfluss wahrscheinlich ist. Zum anderen werden auch sog. Komplexitätskriterien formuliert, mit denen man bestimmen kann, welche der beiden Sprachen die beeinflusste sein wird. Der Aufbau des Kapitels ist sehr logisch und nachvollziehbar. Jedes Unterkapitel behandelt eine der drei Manifestationen von Spracheneinfluss auf folgende Weise: Erstens wird der jeweilige grammatische Bereich in den Zielsprachen beschrieben, dann werden die Ergebnisse von monolingualen Kindern einerseits und von bilingualen Kindern andererseits vorgestellt und miteinander verglichen. Als Fazit kann man sagen, dass der Spracheneinfluss bei den Kindern in den verschiedenen grammatischen Bereichen in unterschiedlichem Maße auftritt.

Das siebte Kapitel befasst sich mit den Sprachmischungen bei bilingualen Erwachsenen und bilingualen Kindern. Es werden verschiedene frühere Forschungsarbeiten reflektiert und die wichtigsten Begriffe wie code-switching, code-mixing, Entlehnung usw. vorgestellt. Im letzten Teil des Kapitels werden die kindlichen Mischungen behandelt und die Hypothese aufgestellt, dass die Mischungen bei Kindern auch als code-switching aufgefasst werden können.

Im achten Kapitel werden Lernertypen nach den Kriterien der Sprachkompetenz und er Sprachperformanz von bilingualen Kindern voneinander unterschieden. Es werden die bilingualen Lernertypen nach Uriel Weinreich – koordinierender, subkoordinierender und kombinierender Bilingualismus – vorgestellt und erläutert. Die Weinreich'sche Unterscheidung wird seit den 70er Jahren stark kritisiert, aber bis heute konnte man sie empirisch nicht widerlegen.

Kapitel 9 enthält das Verzeichnis der verwendeten Literatur, Kapitel 10 ein Glossar, in dem die wichtigsten Begriffe aufgelistet sind. Das Glossar ist unbedingt als Positivum hervorzu-

heben, weil es dem Leser die Orientierung erleichtert. Kapitel 12 gilt als Anhang, und hier befinden sich die Transkriptionen von zwei Sprachaufnahmen. Mit dem Anhang wird den Studierenden gezeigt, wie die Transkription angefertigt werden soll. Außerdem dient er zum Lösen der Aufgaben.

Ein großes Verdienst des Buches ist, dass es die Probleme und Forschungsergebnisse auch für Nicht-Mehrsprachigkeitsexperten verständlich präsentiert. Bei der Schilderung der Probleme legen die Autorinnen großen Wert darauf, nicht nur den gegenwärtigen Stand der Mehrsprachigkeitsforschung, sondern auch die historischen Wurzeln, die zu diesem Stand geführt haben, vorzustellen. Die besonders ausführliche Literaturliste ist eine große Hilfe sowohl für diejenigen, die schon Kenntnisse über die Mehrsprachigkeitsforschung haben und diese Kenntnisse erweitern möchten, als auch für die „Anfänger", die gerade erst grundlegende Kenntnisse über die Mehrsprachigkeit sammeln wollen; beide finden in dieser Liste die ihren Zielen entsprechende Literatur.

Das Buch richtet sich eigentlich an Studierende der Germanistik und Romanistik, aber es können auch diejenigen von diesem Einführungsbuch profitieren, die neben dem Deutschen entweder das Französische oder das Italienische beherrschen, weil die meisten Aufgaben und Beispiele zweisprachig sind.

Als Fazit lässt sich feststellen, dass die Autorinnen der Aufgabe, die Studierenden in die Mehrsprachigkeitsforschung einzuführen und die einzelnen Standpunkte der Experten in der Fachliteratur kritisch vorzustellen, die Übereinstimmungen und die Verschiedenheiten der Standpunkte zu zeigen, mit Erfolg nachgegangen sind.

*Péter Magyar (Debrecen)*

## Reder, Anna: Kollokationen in der Wortschatzarbeit. Wien: Präsens, 2006. 254 S.

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit einem wichtigen Bereich der Wortschatzarbeit des fremdsprachlichen Deutschunterrichts, mit der Problematik der Kollokationen. Der Band umfasst 239 Seiten und ist in 10 Kapitel unterteilt. Der Band wendet sich an ein sprachwissenschaftlich interessiertes Publikum, an Dozenten, Lehrer, Lektoren im In- und Ausland, die sich mit Fragen der Aus- und Weiterbildung und mit alltäglichen Vermittlungsproblemen der Fremdsprache Deutsch befassen.

In der Arbeit werden theoretische Grundlagen der Kollokationen umrissen und Ergebnisse empirischer Fallstudien beschrieben. Auf der Basis der gewonnenen neuen Erkenntnisse werden methodische Konsequenzen gezogen. Auf diese Weise leistet die



Arbeit einen Beitrag zur Effektivierung der Wortschatzarbeit im Fremdsprachenunterricht.

Den Ausgangspunkt für die Arbeit bildet die praxisbezogene Erfahrung der Autorin im schulischen Kontext, dass Kollokationen beim Erwerb des Wortschatzes einer Fremdsprache als „Stolpersteine" den Lernenden im Weg stehen, für sie ein ständiges Sprachlernproblem bedeuten und ihre Sprachkompetenz beeinträchtigen. Die Arbeit will zur Beseitigung dieser sprachlichen Defizite beitragen und bietet viele Vorschläge, erstens für den Umgang mit Sprachfehlern, die auf Kollokationsfehler zurückzuführen sind, zweitens für die Schulung von Kollokationen im Sprachgebrauch der Deutschlernenden.

Der Arbeit liegt eine kontrastive Vorgehensweise zugrunde. Für die Untersuchung des Gebrauchs der Kollokationen wird ein kontrastives Modell erarbeitet, das bei der Fehleranalyse im Fremdsprachenunterricht angewendet werden kann. Kollokationen werden in deutsch-ungarischer Relation behandelt. Anhand des Vergleichs zwischen der Zielsprache und der Ausgangssprache kann man zu Annahmen darüber gelangen, welche Schwierigkeiten Kollokationen den Deutschlernenden ungarischer Muttersprache bereiten können. Dementsprechend sind die neu gewonnenen Erkenntnisse in erster Linie für den Deutschunterricht in Ungarn relevant. Durch die Anwendung kontrastivlinguistischer Verfahren gelingt es der Autorin über die konkrete Problemstellung hinaus auch zu Aussagen über Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen den Sprachen zu gelangen.

Da der Begriff „Kollokation" weder linguistisch noch fremdsprachendidaktisch eindeutig definiert werden kann, setzt sich die Arbeit erst mit terminologischen Fragen aus beiden Bereichen auseinander. Die Abgrenzung der Kollokationen von den freien Wortverbindungen einerseits und von den Idiomen andererseits ist nicht einfach. Besonders schwierig ist es, Idiome und Kollokationen voneinander abzugrenzen. Die Kollokation wird in der vorliegenden Arbeit als lexikalische Gruppierung hervorgehoben und als zweigliedrige kompositionelle lexikalische Gruppierungen mit einer Determinationsbeziehung der Bestandteile definiert. Die Arbeit gibt Anhaltspunkte für die Unterscheidung zwischen Kollokationen und Idiomen und vertritt die Auffassung, dass Kollokationen in der Unterrichtspraxis eindeutig anders behandelt werden müssten als Idiome, da sie unterschiedliche Lernprobleme für die Sprachlernenden zur Folge haben. Die Unterschiede ergeben sich dadurch, dass die Rezeption der Kollokationen infolge der Kompositionalität in der Regel mit der Strategie der Rezeption der freien Verbindungen bewerkstelligt wird. Idiome dagegen können erst dann rezipiert werden, wenn sie beim Verstehen als Einheiten, als sogenannte Phraseme, erkannt und erfasst werden. Durch die Eigenschaft der Kompositionalität fallen Kollokationen dem Lerner bisweilen nicht auf, so dass sie nicht als lernwürdige Einheiten aufgefasst werden. Darüber hinaus lässt sich feststellen, dass der

Anteil an Kollokationen mit divergierenden Bestandteilen in der Ausgangs- und Zielsprache mit dem Fortschreiten der Sprachkenntnisse ständig wächst und sie auch im Grundwortschatz wesentlich präsenter als Idiome sind. Diese Ausführungen und Feststellungen bilden den Kerngedanken der Arbeit und sind überzeugende Argumente für die Notwendigkeit der Entwicklung einer selbstständigen Kollokationsdidaktik.

Schließlich soll die Perspektive der Sprachlernenden erwähnt werden. Die Arbeit will die Lernenden nicht belehren, sondern befähigen, sich selbständig verbessern zu können. Sie sollen ihren eigenen Weg herausfinden, Defizite im Bereich der Kollokationen selbständig auszugleichen. Zwei Bereichen wird dementsprechend eine besonders große Aufmerksamkeit gewidmet: Erstens werden Wörterbücher als wichtige Nachschlagewerke für den selbstständigen Umgang mit Fehlern untersucht, zweitens bietet die vorliegende Arbeit eine gute Sammlung von geeigneten Aufgaben und Übungen zur Bewusstmachung von Kollokationsfehlern und für die Automatisierung des normgerechten alltäglichen Gebrauchs von Kollokationen. Die Aufgaben und Übungen in den Unterrichtsstunden sollten die Lernenden zum autonomen Kollokationslernen anspornen und ermuntern, Kollokationen einzusetzen statt Vermeidungsstrategien anzuwenden. Bei der Förderung dieser Kompetenz wird der Fertigkeit Lesen eine besonders große Bedeutung zugeschrieben. Im Bereich der Spezialwörterbücher ist die Situation unbefriedigend. Einen der möglichen Gründe sieht die Arbeit darin, dass die Kollokationsforschung im deutschsprachigen Raum noch keine lange Tradition hat und dementsprechend auch keine Umsetzung in die einsprachige oder zweisprachige Lexikographie erfahren konnte. Die Arbeit regt in diesem Bereich zu weiteren Forschungen an.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die vorliegende Arbeit einen ersten Versuch darstellt, Kollokationen als Untersuchungsgegenstand zu betrachten und die Methode der Fehleranalyse für Kollokationsfehler und für die Zielgruppe Deutschlerner ungarischer Muttersprache zu verwenden. Die Arbeit kann auf der Grundlage des Belegmaterials eine Klassifizierung der Kollokationsfehler bieten. Sie eröffnet Wege auch für weitere Forschungen. Das kontrastive Modell kann ausgebaut werden und weiteres Datenmaterial ist denkbar, wodurch die ermittelten Werte weiter präzisiert werden könnten. Die vorliegende Arbeit versteht sich als ein Plädoyer für die Relevanz der Schulung von Kollokationen als lexikalischer Einheit zwischen freien Wortverbindungen und Idiomen im Deutschunterricht.

*Ilona Feld-Knapp (Budapest)*



## Roelcke, Thorsten: Fachsprachen. 2., durchges. Auflage. Berlin: Erich Schmidt, 2005 (Reihe Grundlagen der Germanistik 37). 253 S.

Das 20. Jahrhundert wird oft als das Jahrhundert der Technik bezeichnet. Es ist eine Tatsache, dass die Menschheit nie bevor eine solche Entwicklung erlebt hat, wie in diesem Zeitraum, nicht nur im Bereich der Technik, sondern auch der Gesellschaft, Kultur und Politik. Der Mensch wird aber ständig vor neue Herausforderungen gestellt, man bemüht sich ständig um die Entdeckung und Erfindung von neuen Technologien, Gerätschaften, welche die Welt besser machen, dem Menschen im Leben helfen können. Diese rasche Entwicklung erfordert aber gleichzeitig immer mehr Fachwissen, über das nicht selten auch Fachleute kaum verfügen: Die Spezialisierung der menschlichen Tätigkeiten und Kenntnisse wird immer stärker. Dadurch ist es möglich, eine sehr gründliche und tiefe fachliche Kompetenz über das jeweilige Fachgebiet zu gewinnen bzw. diese Kenntnisse in der Praxis anzuwenden. Durch diese Spezialisierung wird aber auch der Abstand zwischen Fachwissen und Alltagswissen, d.h. zwischen dem Fachmann und dem Laien immer größer, was notwendigerweise zu Konflikten in der extrafachlichen Kommunikation führen kann. Das gilt aber auch für die interfachliche Kommunikation; immer öfter kommt es zu Verständigungsproblemen auch unter Fachleuten von unterschiedlichen Fächern.

Die Brücke zwischen den einzelnen Fächern bzw. zwischen Fachleuten und Laien bildet die Sprache. Sie funktioniert einerseits als Erkenntnisinstrument, d.h. als Mittel zum Erwerben von neuen (fachlichen) Kenntnissen, andererseits als Verständigungsmittel, das die gewonnenen Kenntnisse am leichtesten, schnellsten und einfachsten so dem fachlichen wie auch dem nicht-fachlichen Publikum vermittelt. Vor dem oben beschriebenen Hintergrund wird der Fachsprache als einem Mittel der fachlichen Verständigung besondere Bedeutung beigemessen. Trotz dieser Tatsache wurde bis heute kaum eine überdisziplinäre – und somit allgemeine – Betrachtung über Fachsprachen geschaffen, da die Beschäftigung mit ihnen meist im Rahmen der einzelnen Fachbereiche erfolgte.

Eine Lücke zu füllen versucht dabei Thorsten Roelcke in seinem Buch *Fachsprachen,* mit der Zielsetzung, *„aus germanistischer Sicht in die Grundlagen der Beschäftigung mit Fachsprachen einzuführen"* (S. 7). Das in 11 Kapitel gegliederte, mit einer umfassenden Bibliografie ergänzte Werk bietet einen Überblick über die Grundlagen der Fachsprachenforschung, so im Bereich der Theorie, wie auch der Praxis, ohne die einzelnen Problemkreise zu tiefgreifend zu behandeln. Die ersten sechs Kapitel (1.-6.) sind theoretischen Problemen gewidmet, die nächsten zwei (7.-8.) beschäftigen sich mit ihrer Umsetzung in die Praxis – u.a. in der Fachlexikografie und im Unter-

richt. In den letzten drei Kapiteln führt der Autor Beispiele von deutschen Fachsprachen auf, wie auch einen kurzen historischen Überblick über ihre Entwicklung.

Wie die Fachbücher, deren Aufgabe in der Beschreibung eines (sprachlichen) Phänomens liegt, ihren Untersuchungsgegenstand definieren, versucht auch Roelcke, im ersten Kapitel zuerst die *Fachsprache* selbst zu bestimmen. Vor dem Hintergrund eines fachsprachlichen Kommunikationsmodells werden drei fachsprachliche Konzepte aufgeführt und miteinander verglichen, entsprechend der Entwicklung in der linguistischen Fachsprachenforschung des 20. Jahrhunderts: das systemlinguistische Modell aus den 50er Jahren, das pragmalinguistische Modell, durch das die Forschung in den 80er Jahren geprägt wurde, bzw. das kognitionslinguistische Funktionsmodell, das in der Fachsprachenlinguistik seit den 90er Jahren als charakteristisch gilt. Dem letzteren Konzept muss besondere Beachtung gewidmet werden: Die kognitiven Fähigkeiten des Menschen werden Ausgangspunkt der linguistischen Betrachtung, die fachliche *Kommunikation* wird vor dem Hintergrund eines Systems der menschlichen Kognition erforscht, welches folgende Gebiete umfasst:

(a) Kenntnis- und Verarbeitungssystem,
(b) Abstraktion und Konkretisation,
(c) Assoziation und Dissoziation,
(d) Interiorisierung und Exteriorisierung.

Aus der genannten Gliederung wird deutlich, dass die kognitive Fachsprachenforschung an jenen Prozessen interessiert ist, die bei der sprachlichen Erarbeitung der außersprachlichen Realität im menschlichen Gehirn verlaufen. Fachsprachen verfügen dabei über Eigenschaften, die den Kognitionsprozess erheblich erleichtern, u.a. über die der Deutlichkeit, der Verständlichkeit, der Ökonomie und der Anonymität. Diese funktionalen Eigenschaften werden im Rahmen des Kapitels ausführlich behandelt.

Der Differenzierung von Fächern entsprechend findet man eine Gliederung auch innerhalb von Fachsprachen selbst. Der Gliederung von Fächern und Fachbereichen folgt die *horizontale* Schichtung von Fachsprachen; die unterschiedlichen Abstraktionsebenen innerhalb der jeweiligen Fachsprache verlangen jedoch auch eine *vertikale* Schichtung. Auf dieser Grundlage wird auch die Gliederung bei Roelcke aufgebaut (Kap. 2), jedoch mit Berücksichtigung von Ergebnissen der neueren Fachsprachenforschung. Im Gegensatz zu den, von dem pragmalinguistischen Konzept geprägten Modellen aus den späten 60er bzw. den 70er Jahren, bei denen die vertikale Gliederung primär kommunikativen Zwecken folgt, bietet Roelcke ein dreidimensionales Modell – erweitert in die Richtung der Fachtextlinguistik. Er operiert dabei mit dem Begriff von fachsprachlichen *Varietäten*. Die einzelnen fachsprachlichen Varietäten bestimmen auch den Gebrauch von Textsorten, bei der Gliederung werden deshalb *Fachtextsorten* berücksichtigt. Dieses Konzept einer *Fachtextsortenlinguistik* wird auf der Grundlage aufgebaut, dass die im Rahmen der fachlichen Kommunikation verwendeten (Fach)Texte *„bestimmte funktionale und formale Gemeinsamkeiten"* (S. 42) aufweisen, aufgrund dessen sich Klassen von Fachtexten, d.h. Fachtextsorten voneinander abgrenzen lassen. Ähnlich wie seine Vorgänger geht auch Roelcke bei der horizontalen Gliederung von einer Fächergliederung aus, verzichtet aber dabei auf eine genaue Bestimmung der einzelnen Fächer (S. 37) – es wird eine hierarchische Gliederung angeboten, mit einer Abgrenzung der Theorie- und Praxissprache an der Spitze, gegliedert in Wissenschafts-, Technik- und Institutionensprache auf der nächsten Ebene.



Die Darstellung der vertikalen Schichtung erfolgt am Beispiel der Gliederungsvorschläge von Hoffmann und Ischreyt. Beide beruhen auf Abstraktionsebenen innerhalb eines einzelnen Faches: Ischreyt unterscheidet dabei drei Stufen, und zwar die (a) Wissenschafts-, (b) die fachliche Umgangs- und (c) die Werkstattsprache (die gleiche Gliederung, aber mit anderen Benennungen unterscheidet von Hahn). Hoffmann berücksichtigt auch die semiotischen und kommunikativen Eigenschaften der einzelnen Ebenen, was eine fünffache Schichtung zur Folge hat. Roelcke analysiert die einzelnen Konzepte in Hinblick auf ihre Systematisierung der fachlichen Abstraktionsstufen einerseits und auf deren sprachlichen-semiotischen bzw. kommunikativen Eigenschaften andererseits.

Die Eigenschaften von Fachsprachen hinsichtlich der einzelnen sprachlichen Ebenen, d.h. im Bereich des Wortschatzes, der Grammatik und des Textes werden in den Kapiteln 3., 4. und 5. ausführlich behandelt. Besondere Beachtung wird dabei eben dem lexikalischen Bereich gewidmet: Fachwörter sind nämlich jene Elemente, die nach *„allgemeiner Anschauung"* (Fluck, Hans-Rüdiger: Fachsprachen. Einführung und Bibliographie. 5. Aufl. Tübingen, Basel: Francke, 1986, S. 47) im Prinzip die Fachsprachen konstituieren. Diese Annahme führt in manchen Fällen zur Gleichsetzung von *Fachwortschatz* und *Fachsprache*. Eine eindeutige Definition für Fachwort ist aber kaum möglich: Bereits die Bestimmung von *Fach* fällt unter der Perspektive der (Fachsprachen) Linguistik selbst schwer (vgl. S. 17). Der Autor versucht, beide Ausdrücke, d.h. Fachwort und Fachwortschatz vor dem Hintergrund aller drei Konzeptionen zu definieren, die im ersten Kapitel als relevant bezeichnet wurden. Unabhängig von dem Konzept, in dessen Rahmen die Begriffe definiert werden, verfügen Fachwörter über Eigenschaften, die eigentlich ihre „Fachlichkeit" konstituieren: das sind die Exaktheit und Eindeutigkeit. Diese sollen den erfolgreichen Verlauf einer fachlichen Kommunikation gewährleisten, wobei keine Form von Vagheit zugelassen ist. An dieser Stelle weist Roelcke auf einen Gegensatz hin: In der traditionellen Fachsprachenforschung wurde die Exaktheit zum Ideal erhoben, d.h. in den Fachsprachen sollten im idealen Falle keine Formen von Vagheit – u.a. Metaphern – vorkommen. Diese Annahme hatte ein sog. *Metapherntabu* zur Folge, jedoch ohne empirische

Grundlage. Metaphern stellen in der Sprache – und auch in den Fachsprachen – keine Ausnahme dar, im Gegensatz, sie kommen relativ häufig vor. Es ist also kein Zufall, dass die neueren Konzeptionen das hier beschriebene sprachliche Phänomen als ein Mittel behandeln, das in großem Maße die menschliche Kognition erleichtert, besonders die Erkenntnis von hochkomplexen Bereichen, d.h. von einzelnen Fächern. Die folgenden Eigenschaften sind von Bedeutung:

- sie können den hohen Abstraktionsgrad in den Fächern kompensieren,
- die schnelle Entwicklung in den einzelnen Fachbereichen zieht auch sprachliche Innovation mit, bei der Bewältigung dieser Wissensexpansion können Metaphern helfen,
- durch Projektion des Bekannten auf das Unbekannte generieren sie neues Wissen
- sie verbinden die Fachsprache und die Gemeinsprache. (Vgl. Busch, Albert; Kämmerer, Kai: Die tropische Konstruktion von Wirklichkeit. Metaphern und Metonymien als gemeinsprachliches Veranschaulichungsgerüst des Computerdiskurses in Printmedien. In: Busch, Albert; Wichter, Sigurd (Hg.): Computerdiskurs und Wortschatz. Corpusanalysen und Auswahlbibliographie. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2000, S. 125-143.)

Bei Roelcke werden Beispiele aus der technischen Fachsprache aufgeführt, Metaphern sind aber „reguläre" Erscheinungen auch in manchen anderen Fachsprachen, u.a. der Fachsprache der Börse, der Politik oder der Informatik. Dem Alltagssprecher sind besonders metaphorische Ausdrücke aus der Computersprache bekannt. Die Anwendung der modernen Technologien ist heute oft auch bei Nicht-Experten erforderlich, dadurch ist auch die Kenntnis des dazu angehörigen Vokabulars nötig. So ist es kein Zufall, dass viele Computerfachwörter auch in den gemeinsprachlichen Wortschatz aufgenommen werden und dadurch ihren fachsprachlichen Status verlieren.

Kapitel 4 und 5 behandeln die Eigenschaften von Fachsprachen im Bereich der Grammatik bzw. des Textes. Die Differenzierung innerhalb der Fächer findet auch in der Sprache ihren Niederschlag: In den Fachsprachen kommt es zu einer erheblichen Erweiterung des Wortschatzes. Im Gegensatz zur Gemeinsprache werden in den Fachsprachen bestimmte Wortbildungsmöglichkeiten in erhöhtem Maße verwendet, Roelcke führt bei jeder Methode (Komposition, Derivation, Kürzung und Konversion) neben einer ausführlichen Beschreibung auch zahlreiche Beispiele auf.

In der Morphologie, wie auch in der Syntax weisen Fachsprachen verschiedene Besonderheiten auf, vor allem im Satzbau. Es werden jene syntaktische Konstruktionen bevorzugt, die die oben schon beschriebenen Funktionen – d.h. die Verständlichkeit, Ökonomie und Anonymität – erfüllen können. Dies hat einen hohen Anteil von Aussagesätzen gegenüber anderen Satzarten zu Folge, sowie den bevorzugten Gebrauch von passivischen Sätzen,



Nominalisierungen und Funktionsverbgefügen. Die einzelnen fachsprachlichen Merkmale werden in Opposition zur deutschen Standardsprache gestellt, so dass ein Vergleich der beiden möglich wird.

Der Neuorientierung der Fachsprachenlinguistik in die Richtung der textuellen Ebene folgend widmet der Autor ein selbstständiges Kapitel der Problematik von *Fachtext* und *Fachtextualität*. Das pragmalinguistische Modell, wodurch die fachsprachenlinguistische Forschung in den 80er Jahren geprägt wurde, betrachtet die Fachsprache als eine Menge von textuellen Äußerungen im Rahmen einer fachlichen Kommunikation: der Begriff *Fachtext* wurde eingeführt. Vor dem Hintergrund der allgemeinen Textlinguistik versucht Roelcke, die Merkmale der Fachtextualität auf der Ebene der Makro- und Mikrostruktur zu beschreiben; als besonders hilfreich dabei zeigen sich die von Beaugrande und Dressler aufgestellten Textualitätsmerkmale. Es werden einzeln alle Texteigenschaften überprüft und dies in Hinsicht auf ihre „fachkommunikative Bedeutung" (S. 99). Der Autor kommt zur Schlussfolgerung, dass es vor allem die Merkmale der Intentionalität, der Akzeptabilität, der Informativität, der Situationalität und der Intertextualität sind, die die Fachtextualität konstituieren. Eine besondere Rolle spielt dabei die Intertextualität, d.h. die Beziehungen unter unterschiedlichen Texten. Sie ist zwar ein Charakteristikum auch von nicht-fachlichen Texten, bei Fachtexten ist aber ihre Anwesenheit ausdrücklich betont. Texte, die z.B über Forschungsergebnisse in einem Fachbereich berichten, Analysen, Benutzeranweisungen etc. sind in der Regel keine isolierten sprachlichen Größen: sie sind in eine Tradition anderer Fachtexte eingebettet, sie weisen mit verschiedenen Signalen auf andere Texte hin, u.a. in der Form von Zitaten, Anmerkungen und bibliografischen Daten. Dadurch können auch solche Texte in die fachliche Kommunikation einbezogen werden, die nicht dem betroffenen Fachbereich zuzurechnen sind.

Während die ersten fünf Kapitel eher theoretischen Fragen der Fachsprachenlinguistik gewidmet sind, wird in der zweiten Hälfte des Buches ihre Umsetzung in die Praxis behandelt, mit besonderem Blick auf die Fachsprachennormung (Kap. 6), die Fachlexikografie (Kap. 7) und den Fachsprachenunterricht (Kap. 8).

Die rasche Entwicklung auf vielen Fachgebieten zieht eine zunehmende Anzahl von neuen Arbeitsprozessen, -technologien und -techniken nach sich, was natürlich auch eine Erweiterung des fachsprachlichen Symbolinventars zu Folge hat. Damit die Kommunikation unter den Vertretern eines Fachbereiches (intrafachliche Kommunikation) bzw. unter Vertretern von unterschiedlichen Fachbereichen (interfachliche Kommunikation) möglichst ungehindert verläuft, besteht ein Bedürfnis von der Seite der Fächer, die Elemente dieses Inventars im Rahmen eines Systems zu regulieren. Das Schaffen und Erforschen eines solchen Systems, d.h. einer *Terminologie* ist Aufgabe der Terminologielehre und

Terminologiearbeit. Roelcke bietet da jedoch nur eine Übersicht über die Grundlagen der Terminologiearbeit und Normung, die größten deutschen und internationalen Normungsorganisationen werden dargestellt, ohne dass die konkreten Schritte des Normungsprozesses erläutert werden. In dieser Hinsicht kann das Werk *Fachsprachen* von H.-R. Fluck zu Hilfe genommen werden, da hier der Prozess der Terminologiearbeit wesentlich deutlicher aufgeführt wird.

Während im ersten Teil des Buches die theoretischen Fragen der Fachsprachenlinguistik behandelt werden, sind die Kapitel 7 und 8 ihrer Anwendung in der Praxis gewidmet, und das in zwei Bereichen: in der Fachlexikografie und im fachsprachlichen Unterricht. Roelcke setzt dabei die (fachliche) Wörterbuchforschung in den Mittelpunkt, er selbst stellt aber die Frage nach der Bestimmung der Fachlexikografie im Rahmen der allgemeinen Wörterbuchforschung und -typologie. Eine eindeutige Definition von *Fachwörterbuch* ist nämlich nicht vorhanden, fachliches Wissen kann durch unterschiedliche Wörterbuchtypen vermittelt werden. Dementsprechend muss man auch bei einer Fachwörterbuchtypologie mehrere Kriterien berücksichtigen: Der Autor hebt dabei die Rolle des Wörterbuchbenutzers hervor und führt auch eine Typologie auf. Diese wird durch die Gegenüberstellung von Laien und Experten geprägt, sowie auch durch die der Ein- und Mehrsprachigkeit bzw. der präskriptiven und deskriptiven Funktion von Fachwörterbüchern. Besondere Beachtung wird auch der Wörterbuchbenutzung geschenkt, diese gelten als die am wenigsten ausgearbeiteten Gebiete der (Fach)Wörterbuchforschung. Roelcke hat zwar nicht die Absicht, diesen Mangel nachzuholen, zeigt aber die Perspektiven, welche Bereiche da als Forschungsgegenstand besonders geeignet sind.

Ein weiteres Gebiet von großer Bedeutung, wo die Fachsprachen praktisch angewendet werden, ist die Übersetzung und der Unterricht. Im Bereich der fachsprachlichen Übersetzung birgt vor allem die *fachlexikalische Äquivalenz* ein Problem: Obwohl manche Fachausdrücke in den einzelnen Sprachen oft etymologisch verwandt sind, tragen sie in diesen unterschiedliche Bedeutungen bzw. verfügen über einen anderen Bedeutungsumfang. Das Problem der fachlexikalischen Äquivalenz betrifft die meisten fachlichen Bereiche, und generiert nicht selten weitere Probleme, u.a. die Übernahme von englischen Fachausdrücken. Das Englische kann nämlich schon seit Jahren als eine Art moderner „Lingua Franca" in der internationalen fachlichen Kommunikation bezeichnet werden und ist als solche auch Quelle von sämtlichen Fachausdrücken, die eben wegen der oben genannten Gründe (Bedeutungsveränderung, unterschiedlicher Bedeutungsumfang) in viele Sprachen aufgenommen werden. In der Relation des Englischen und Deutschen ist dieses Phänomen u.a. im Bereich der Computersprache deutlich spürbar. Da dieser Fachbereich eine rasche Entwicklung aufweist und die meisten neuen Technologien aus englischsprachigem Gebiet stammen, ist auch der Anteil von englischen Ausdrücken am deutschen computersprachlichen Fachwortschatz entsprechend groß.



Eine Voraussetzung für die Fachsprachenübersetzung sind entsprechende Kenntnisse so im fachlichen, wie im fachsprachlichen Bereich. Diese können im Rahmen des Fachsprachenunterrichts erworben werden, der Autor macht dabei wieder eine Trennung zwischen Laien und Experten, wie auch zwischen Muttersprachlern und Fremdsprachlern. Bei Experten sind nämlich potenzielle Vorkenntnisse anzunehmen, die beim Unterricht als Basis dienen können, bei Laien müssen diese jedoch zuerst aufgebaut werden. Bei Fremdsprachlern müssen wieder zuerst die allgemeinsprachlichen Kenntnisse erworben werden, erst danach kann eine Weiterbildung in die fachsprachliche Richtung erfolgen.

In den letzten drei Kapiteln findet der Leser eine Einführung in die Geschichte der deutschen Fachsprachen, von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Die Entstehung und Entwicklung der Fachsprachen wird dabei vor einem kultur- und technikhistorischen Hintergrund erläutert, sie entwickelten sich nämlich parallel zur Expansion und Differenzierung in den Fachbereichen, durch die das mittelalterliche Leben (und später die Zeiten der technischen Revolution) geprägt wurde: im Handwerk, in den Wissenschaften bzw. in der Technik. Man kann dabei den besonderen Status von zwei Sprachen nicht umgehen, die im Laufe der Geschichte an der Bildung der deutschen Fachsprachen einen bedeutenden Anteil gehabt haben: das Lateinische im Mittelalter und das Englische in der Neuzeit. Bei Roelcke steht der Einfluss der beiden Sprachen auf das Deutsche im Mittelpunkt, vor allem auf der lexikalischen Ebene: Es ist nämlich der Wortschatz, wo dieser Einfluss am stärksten spürbar ist, in Form von Entlehnungen oder Übersetzungen. Der Autor bietet leider nur eine Perspektive auf das Deutsche als Zielsprache, er verzichtet dabei darauf, es als Ausgangssprache darzustellen. Die deutsche Sprache als Amtssprache in den Ländern der mitteleuropäischen Region war nämlich lange Zeit Quelle nicht nur von gemeinsprachlichen, sondern auch fachsprachlichen Ausdrücken für die Sprachen in dem erwähnten Raum.

Die geschichtliche Übersicht wird durch einige Beispiele von deutschen Fachsprachen ergänzt, es handelt sich dabei um die Fachsprache der Medizin und die der Kraftfahrzeugtechnik. Bei ihrer Beschreibung werden jene Gesichtspunkte berücksichtigt, die bereits im ersten Teil des Buches ausführlich behandelt worden sind: die Fachgliederung, die charakteristischen Textsorten und die spezifischen Eigenschaften im Wortschatz. Beide Fachsprachen verfügen über Eigenheiten, durch die sie auch für Laien leicht erkennbar sind, besonders im lexikalischen Bereich. Die deutsche Fachsprache der Medizin ist durch den lateinischen bzw. griechischen Wortschatz geprägt, dieser wird jedoch der morphosyntaktischen Struktur des Deutschen angepasst. Das gilt auch für das Englische, welches neben der medizinischen

Fachsprache vor allem in den technischen Fachsprachen in starkem Maße Anwendung findet.

Fazit: die Zielsetzung des Autors, eine Einführung in die Grundlagen der fachsprachlichen Forschung zu bieten, wurde durch die Erörterung und ausführliche Beschreibung der wichtigsten Problemkreise der Fachsprachenlinguistik vollkommen erreicht. Als Nachteil könnte erwähnt werden, dass die Beziehung von Fachsprachen zur Gemeinsprache nicht behandelt wird. Die Fachsprachen ermöglichen zwar die beste Erkenntnis von Fachinhalten, auf der anderen Seite bilden sie aber gleichzeitig eine Barriere, das Fachwissen ausreichend zu vermitteln; diese Doppelseitigkeit bedeutet für die fachsprachenlinguistische Diskussion bis heute ein ungelöstes Problem. Abgesehen davon, obwohl die Disziplin Fachsprachenlinguistik von den theoretischen fachsprachlichen Konzeptionen bis zum fachsprachlichen Unterricht viele Bereiche umfasst, gelingt dem Verfasser, einen umfassenden Überblick darüber zu geben, so auf theoretischer wie auch auf praktischer Ebene. Er verzichtet dabei darauf, ein komplexes Bild darzustellen, wegen der Vielfalt der deutschen Fachsprachen wäre das auch nicht möglich. Roelcke stützt sich auf die neuesten Forschungsergebnisse in der Fachsprachenforschung, zeigt aber gleichzeitig auch Richtungen für die weitere Entwicklung. Das Werk von Thorsten Roelcke lässt sich als Basisliteratur im Bereich der germanistischen Fachsprachenlinguistik empfehlen, die ausführliche Bibliografie am Ende des Buches kann sich jedoch auch bei der Suche nach weiteren Nachschlagewerken als nützlich erweisen.

*Attila Mészáros (Komárno)*

## Wierlacher, Alois; Ehlich, Konrad; Eichinger, Ludwig; Kelletat, Andreas F.; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Intercultural German Studies. München: iudicium, 2004 (Bd. 30, Sprachenpolitik). 486 S.

Das Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 2004 widmet sich eigentlich erneut der schon Mitte der 90er Jahre heiß diskutierten Frage: Quo vadis, DaF? Der Untertitel „Intercultural German Studies" weist darauf hin, dass die alte Diskussion um eine weitere Dimension erweitert wurde: Spielt DaF bei der auf die englische Sprache fixierten globalisierten Welt noch irgendeine Rolle? Überhaupt, kann Germanistik noch in deutscher Sprache

[1] Die Rezension erschien als Erstveröffentlichung in: Info DaF, 34. Jg. Nr. 2/3. April/Juni 2007, S. 329-331.



betrieben werden? Oder wird auch hier das Englische die Kommunikation übernehmen?

Am Anfang möchte ich einen kurzen Überblick über den ganzen Band geben. Mehr als die Hälfte des Bandes besteht aus zwei großen Teilen: aus einem „Allgemeinen Teil" und einem „Thematischen Teil". Im allgemeinen Teil geht es vor allem um Fragen der Forschung der Wissenschaft Germanistik, um die Wissenschaftlichkeit der Germanistik bzw. DaF sowie darum, wie die wissenschaftliche Position dieser Studien bewahrt werden könnte. Zu diesen Themen äußern sich namhafte Professoren wie *Alois Wierlacher, Regina Bendix, Andreas F. Kelletat, Marie-Claire Hoock-Demarle, Dietrich Krusche* und *Klaus von Schilling*. Im thematischen Teil wurden Schriften zur Sprachpolitik von *Konrad Ehlich, Hans-Jürgen Krumm* (sogar mit mehreren Beiträgen), *Franz Stark, Ahti Jäntti, Burkhard Issel, Andreas F. Kelletat, Alexis Ngatcha* und *Rachid Jai-Mansouri* veröffentlicht. Darauf folgt das „Forum", in dem drei verschiedene Themen des DaF-Unterrichts angesprochen werden: die „Filmlesefähigkeit" (Autor: *Thomas Bleicher*), die Reiseliteratur in der interkulturellen Literaturwissenschaft (Autor: *Karl Esselborn*) und die Darstellung der Wiedervereinigung in DaF-Lehrwerken (Autorin: *Minna Maijala*). Im Teil „Berichte" kann man über die Reform des Germanistikstudiums in Marokko lesen (Autor: *Rachid Jai-Mansouri*) sowie über den Arbeitskreis Interkulturelle Germanistik in China (von *Barbara Dengel* und *Yan Yao*), über eine Partikelforschung (von *Eugen Wenzel Faucher*) und einen Kongress über Semiotik und Humanities (von *Roland Posner*).

Die Dokumentation enthält die Jahresbibliografien nach Schwerpunkten geordnet und die Mitteilungen der KMK. Zum Schluss folgen acht Rezensionen, wo Bücher zu Themen der Gegenwartsliteratur sowie über Literatur und DaF-Unterricht, über die Globalisierung und die Zukunft der deutschen Sprache, internationale Wirtschaftkommunikation sowie das Deutsch-Ungarische Wörterbuch zur Substantivvalenz von Peter Bassola besprochen werden.

Bei einem so reichen Angebot an interessanten Beiträgen ist es in einer Rezension unmöglich, jeden Beitrag einzeln zu würdigen. So möchte ich hier nur auf die Texte eingehen, die meines Erachtens aus der Perspektive einer nicht-muttersprachlichen DaF-lerin bzw. aus der Sicht der Zukunft der Germanistik und DaF als besonders wichtig erscheinen. Schon im Vorwort – wo darauf hingewiesen wird, dass im Jahr 2004 der 30. Band der Periodika erschienen ist – wird von Alois Wierlacher auf die Tatsache hingewiesen, welche Herausforderung die Globalisierung für die Germanistik bedeutet. In seinem Beitrag über die Professionalität werden die Zeichen dieser Probleme deutlich gemacht. Wenn Wissenschaftler ihre Publikationen nur noch auf Englisch veröffentlichen, kann das auf die Sprache der Wissenschaft verheerende Folgen haben. (Es wird unter anderem erwähnt, „in Deutschland gibt es keine Zeitschrift für Chemie

mehr, die deutschsprachige Artikel annimmt", S. 25.) So stellt sich die Frage, warum man noch überhaupt Deutsch lernen oder Germanistik studieren sollte. Um dieser Tendenz entgegenwirken zu können, sollte neu definiert werden, was Germanistik als Studium bedeuten könnte. Im Beitrag wird dabei immer über „interkulturelle Germanistik" gesprochen, die als „ein Dach- und Fachbegriff" verstanden werden sollte, wo „die Sprach- und Literaturstudien sowohl mit der Landeskunde als auch mit der Xenologie und der Kulturkomparatistik zu einer gegenwartsorientierten Fremdkulturwissenschaft mit Eigenschaften einer vergleichenden Kulturanthropologie verbunden werden" (S. 19). Zur Realisierung der Neudefinierung des Faches werden zehn Vorschläge dargestellt.

Über die umstrittene Rolle der Landeskunde innerhalb der Germanistik kann man im Beitrag von Klaus von Schilling lesen. Er meint, „auch hier sind die Klagen über die Landeskunde alt, ebenso wie die nicht immer hilfreichen Versuche, ihr wissenschaftstheoretisch auf die Beine zu helfen; zwischen Faktenhuberei und weihevoller Kulturwissenschaft angesiedelt, dümpelt die Landeskunde vor sich hin und wird in der Praxis – sowohl in der Lehrer- wie in der Übersetzerausbildung – häufig recht hilf- und lieblos absolviert" (S. 109). Der Autor betont die Wichtigkeit der Landeskunde beim Verstehen von Sachverhalten bzw. beim Kulturverstehen als Fundament.

Um die Erneuerung der Germanistik verwirklichen zu können, sollte, ja müsste eine entsprechende Sprachpolitik durchgeführt werden. Auf die Mangelhaftigkeit der Sprachpolitik in Deutschland weisen mehrere Beiträge hin. Im Artikel von Konrad Ehlich und Hans-Jürgen Krumm wird aber auch Kritik gegenüber der muttersprachlichen Sprecher formuliert: „Gerade die Sprachloyalität der Sprecher und Sprecherinnen des Deutschen gehört ohne Zweifel gegenwärtig zu den heikelsten Aspekten der sprachlichen Gesamtsituation" (S. 133). Franz Stark formuliert seine Kritik noch schärfer: „Zum Beispiel schwächt es auf Dauer die Position der deutschen Sprache [...], wenn wir selbst ohne Not Sprachverzicht üben in Situationen, in denen es berechtigt und angemessen ist, die deutsche Sprache zu gebrauchen" (S. 149). Im Beitrag kann man nachvollziehen, wie viele Chancen in der deutschen Sprachpolitik vertan wurden, um die Position der deutschen Sprache mindestens hier in Europa zu unterstützen. Als Gegenbeispiel wird Frankreich erwähnt, wo die eigene Sprache effektiv geschützt wird. Die Medienpolitik spielt auch eine ganz wichtige Rolle: Wenn nämlich in Europa z.B. im Fernsehen nur noch amerikanische Filme zu sehen sind, stärkt die Tendenz, dass Sprachlerner nur noch Englisch wählen. Die Autoren, die ihre Kritik über die Sprachpolitik äußern, wollen nicht gegen die Realität kämpfen, es geht nicht um „Deutsch und Englisch – zwei feindliche Brüder", wie es im Titel des Beitrags von Hans-Jürgen Krumm steht, „in Europa geht es also nicht darum, das Englische [...] zu bekämpfen – Englisch gehört [...] zur



Grundausstattung, die Menschen heute brauchen" (S. 165). Aber wenn nur noch Englisch als Fremdsprache erwartet und daher nur sie gelernt wird, führt das zu einer globalen Einsprachigkeit. Die Realisierung der von der Europäischen Union deklarierten Mehrsprachigkeit ist gar nicht so einfach. Sie ist aber – wie Hans-Jürgen Krumm schreibt – die Grundlage dafür, dass die EU überhaupt funktioniert: „Die EU hat erkannt, dass die Bürger den Prozess der europäischen Integration nur dann akzeptieren werden, wenn ihre Muttersprache legitimiert und anerkannt, gefördert und verwendet wird, und zwar nicht nur in einem nationalen Ghetto, sondern als Bestandteil der supranationalen Entwicklung" (S. 166).

Im Band sind nicht nur wichtige Impulse, sondern auch sinnvolle Vorschläge zu finden, deshalb empfehle ich jedem, dem die Zukunft des Faches wichtig ist, die Beiträge zu studieren.

*Katalin Petneki (Szeged)*

# Berichte der Institute 2006

## Loránd-Eötvös-Universität (ELTE) Budapest
## Germanistisches Institut
### Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

„Pop in Prosa. Erzählte Populärkultur in der klassischen Moderne". Organisiert von Dr. Amália Kerekes, Prof. Dr. Magdolna Orosz, Katalin Teller (14.-16. September)

NEUE DISSERTATIONEN

Orsolya Lénárt: Ungarnbild, Ungarnrezeption und deutsch-ungarische Literaturkontakte der frühen Neuzeit

Zoltán Szalai: Vilmos Szilasi im Spiegel deutsch-ungarischer kultureller Beziehungen

Ildikó Tóth: Das Phänomen der Intermedialität und die modifizierten Bewusstseinsformen in der österreichischen und ungarischen Kurzprosa der Jahrhundertwende und insb. des Ersten Weltkrieges

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Tünde Radek: Das Ungarnbild in der deutschsprachigen Historiographie des Mittelalters

Dezső Szabó: Der Pester Lloyd als Vermittler zwischen der deutschen und der ungarischen Literatur 1918-1933

Hedvig Ujvári: Max Nordaus Pester Publizistik

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Narrative Modelle und Strategien, Sprachreflexion und Interkulturalität in der deutschsprachigen und ungarischen Literatur der ‚klassischen Moderne'" (OTKA T047146). Laufzeit: 2004-2006. Leitung: Prof. Dr. Magdolna Orosz

„Regionalität, kulturelle Techniken, Wissenschaftsbilder in der Kultur der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit" (NKFP/6-00097/2005). Laufzeit: 2006-2008. Leitung: Prof. Dr. Magdolna Orosz, Prof. Dr. Károly Csúri, Dr. Zoltán Szendi

SONSTIGES

Gastvortrag von Dr. Marianne Sammer (Ludwig-Maximilians-Universität München): Oberdeutsches Schrifttum der katholischen Reform im 17. Jahrhundert (März)

Gastvortrag von Balázs Nemes J. (Freiburg i.Br.): Frauenmystik (März)

Gastvortrag von Prof. Dr. Michael Hofmann (Paderborn): Imre Kertész und die Literatur der Shoah in Deutschland (Juni)

### Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

III. Linguistische Tagung ungarischer Nachwuchsgermanisten (6.-7. April)

NEUE DISSERTATIONEN

Odett Csepela: Ansätze angewandter Textlinguistik im Spiegel eines nach GER organisierten Fremdsprachenunterrichts

Ágnes Fekete: Temporale Deixis in einer ungarndeutschen Varietät

Katalin Horváth: Epistemische Modalität im Deutschen und Ungarischen

Ágnes Huber: Sprachgebrauch und Identität der Ungarndeutschen

András Komáromy: Das lexikalische Feld der Bewegungsverben im deutsch-ungarischen Kontrast

Renáta Kriston: Erstellung des Fachwörterbuchs für Tourismus, Hotellerie, Gastronomie
Eszter Kukorelli: Tempusverwendung in der deutschen Nähe- und Distanzsprache
Anna Vargyas: Grammatikalisierung des Rezipientenpassivs im 19. Jahrhundert
Csaba Werk-Marinkás: Gespanntheit und Ungespanntheit der Vokale in ungarndeutschen Dialekten

FORSCHUNGSPROJEKTE
„Satztypen und Satzmodi im Deutschen und im Ungarischen mit einem sprachtypologischen Ausblick" (OTKA T 049738). Laufzeit: 2005-2008. Leitung: Attila Péteri; Teilnehmer: Rita Brdar-Szabó, Katalin Horváth, Eszter Kukorelli, Gizella Nagy, Barbara Beczner
„Ungarndeutscher Sprachatlas" (MÖB-DAAD Projektbezogener Personenaustausch zwischen Ungarn und der BRD mit der Philipps-Universität Marburg. Prof. Dr. Heinrich J. Dingeldein). Laufzeit: 2006-2007. Teilnehmer: Koloman Brenner, Maria Erb, Elisabeth Knipf-Komlósi, Csaba Werk-Marinkás
OM – Unterstützung zur Erhebung des Sprachbewusstseins bei Schülern zweisprachiger Gymnasien. Laufzeit: 2006-2007. Leitung: Elisabeth Knipf-Komlósi, Teilnehmer: Odett Csepela, Ágnes Huber
„Einführung in die Phonetik" (HEFOP-Projekt – Materialienentwicklung für den BA-Studiengang). Leitung: Koloman Brenner, Teilnehmer: Balázs Huszka (Veszprém), Csaba Werk-Marinkás
„Aspekte des deutschen Wortschatzes" (HEFOP-Projekt – Materialienentwicklung für den BA-Studiengang). Leitung: Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest, ELTE), Teilnehmer: Roberta V. Rada (Budapest, ELTE), Csilla Bernáth (Szeged)
„Fremdsprachlicher Text" (koord. Uni Potsdam, Prof. Dr. Wolf-Dieter Krause). Laufzeit: 2006-2007. Teilnehmer am Germanistischen Institut der ELTE: Elisabeth Knipf-Komlósi
EuroGramm. Projekt des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim. Leiter der ungarischen Projektgruppe: Prof. Dr. Péter Bassola (Szeged), Teilnehmer am Germanistischen Institut der ELTE: Attila Péteri
„Weit verbreitete Idiome". Leitung: Dr. Elisabeth Piirainen (Deutschland), Teilnehmer am Germanistischen Institut der ELTE: Roberta V. Rada

PERSONALIA
Roberta Rada – Ernennung zur Universitätsdozentin, Preisträgerin des Robert-Gragger-Preises 2006 (verliehen von der GuG)
Ágnes Huber – Ernennung zur wissenschaftlichen Assistentin
András Komáromy – Ernennung zum wissenschaftlichen Assistenten
Csaba Werk-Marinkás – Ernennung zum wissenschaftlichen Assistenten

SONSTIGES
Gastvortrag von Nina Berend (IDS Mannheim): Regionale Varianten des gesprochenen Standarddeutschen: Methoden der Untersuchung und Ergebnisse (Mai)



## Lehrstuhl für Sprachpraxis und Fachdidaktik, Methodik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN
UDV-Generalversammlung am 1. April in Budapest „Aktuelle Reformprozesse und ihre Auswirkungen auf die ungarischen Bildungsinstitutionen" (Leiterin der Organisation: Ilona Feld-Knapp)
Forum junger Deutschlehrer vom 5.-8. Oktober in Sopron in Zusammenarbeit mit der Universität Wien „Lehrerkompetenzen" (Leiterin der Organisation: Ilona Feld-Knapp)
Deutschlehrertagung am 11. November in Budapest „Produktive Fertigkeiten beim Fremdsprachenlernen" (Leiterin der Organisation: Ilona Feld-Knapp)

FORSCHUNGSPROJEKTE
„Geschichtsbilder zur Wende 1989/90. Schüler vergleichen Schulbücher und planen Unterricht". Ein Lehrbuchanalyseprojekt durchgeführt von Studierenden der ELTE Budapest und Schüler des Valeria Koch-Gymnasiums Pécs. Leitung: Katalin Árkossy
HEFOP-Projekt. Materialienentwicklung für den BA-Studiengang. Leitung: Katalin Boócz-Barna (Budapest, ELTE), Teilnehmer: Anna Majorosi (Székesfehérvár, Kodolányi-János-Hochschule), Anna Szablyár (Budapest, ELTE).

PERSONALIA
Katalin Boócz-Barna – Ernennung zur Universitätsdozentin
Ilona Feld-Knapp – Ernennung zur Universitätsdozentin

SONSTIGES
Gastvortrag von Prof. Dr. Anthoni Hornung (Universität Zürich): Entwicklung der Fertigkeit Schreiben (November)
Prof. Dr. Wolf-Dieter Krause (Universität Potsdam), zusammen mit Ilona Feld-Knapp: Blockseminar „Einführung in die linguistische Pragmatik" (Oktober)

## Gáspár-Károli-Universität der Reformierten Kirche (KRE) Budapest
## Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN
„Gesprächsrunde mit eingeladenen Germanisten aus Ungarn, über die Schwerpunkte: Bologna-Prozess, Germanistik als Kulturwissenschaft, germanistische Ausbildungsformen und der Arbeitsmarkt" (20. April)
„Individuelles und kollektives Gedächtnis in der Literatur der 1920er Jahre auf dem Gebiet der ehemaligen Habsburger-Monarchie" (Wien, Dezember)

NEUE DISSERTATIONEN
József Fülöp: Das essayistische Denken im 20. Jahrhundert (W. Benjamin, R. Musil, R. Kassner)
Márta Nagy: Ingeborg Bachmanns Prosa

FORSCHUNGSPROJEKTE
„NÉMET SZÓkapcsolatTÁR: újtípusú didaktikus szótár elmélete és gyakorlata" (OTKA F 04397 / 2004). Laufzeit: 2005-2007. Leitung: Dr. Zita Hollós
„Az európai kultúrkör közös szólásmódjai, közmondásai, szállóigéi" (OTKA T 47 11

83). Leitung: Prof. Dr. Vilmos Bárdosi, Mitarbeit: Prof. Dr. Regina Hessky
„Individuelle und kollektive Identität in Österreich und Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg" (AÖU 63 ÖU 9). Leitung: Dr. Helga Mitterbauer (Graz), Dr. Szilvia Ritz
ÖAD-Forschungsprojekt „Individuelles und kollektives Gedächtnis in der Literatur der 1920er Jahre auf dem Gebiet der ehemaligen Habsburger-Monarchie" in Zusammenarbeit mit der Karl-Fanzens-Universität Graz. Leitung: Dr. Szilvia Ritz. Teilnehmer: Dr. Anita Czeglédy, Dr. László Klemm

## Universität Debrecen (DE)
## Institut für Germanistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

„Rhetorik als Skandal. Heinrich Heines Sprache". Humboldt-Kolleg und internationale Tagung zum 150. Todestag Heinrich Heines (25.-27. September). Mit Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung, veranstaltet vom Institut für Germanistik der Universität Debrecen, dem Debrecener Humboldt-Klub, dem Deutschen Kulturforum Debrecen, der Abteilung Literaturwissenschaft am Debrecener Zentrum der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Projektleiter: Doz. Dr. Kálmán Kovács.
Workshop „Szemantikai intuíciók mint nyelvészeti adatok" [Semantische Intuitionen als linguistische Daten] (24. Juni). Organisiert vom wissenschaftlichen Projekt „Semantische Intuitionen als linguistische Daten". Gefördert vom gleichnamigen Projekt unter der Nr. F 42664 (OTKA).

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Andrea Horváth: „Wir sind anders". Gender und Ethnizität in Barbara Frischmuths Romanen
Márta Kántor-Faragó: Kausalkonjunktionen im Deutschen und im Niederländischen. Kontrastiv-korpuslinguistische Untersuchungen und sprachtypologisch-methodologische Überlegungen zum Problem der rückwärts kausalen Konjunktionen

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Plausible Argumentation in der Linguistik" (OTKA T 049139). Laufzeit: 2005-2008. Leitung: Prof. Dr. András Kertész. Teilnehmer: Dr. Zsuzsanna Darai, Dr. Csilla Rákosi.
„Die empirische Basis kognitiv-semantischer Theorien" (MTA-DE Elméleti Nyelvészeti Kutatócsoport). Laufzeit: 2003-2006. Leitung: Prof. Dr. András Kertész.
„Graduiertenkolleg Sprachwissenschaft (FKFP)". Laufzeit: 2002-2007. Leitung: Prof. Dr. András Kertész.
„Semantische Intuitionen als linguistische Daten". (OTKA F042664). Laufzeit: 2003-2006. Leitung: Dr. Péter Csatár, Teilnehmer: Dr. Orsolya Farkas, Dr. Gergely Pethő
„Die Ideologie der Formen 2" (OTKA T019374). Laufzeit: 2004-2006. Leitung: Dr. Kálmán Kovács.

PERSONALIA

Dr. habil. Zsuzsanna Iványi – Ernennung zur Institutsdirektorin (ab Juli 2006)
Dr. Gábor Pusztai – Ernennung zum Hochschuldozenten
Dr. Edit Kovács – Beförderung zur Oberassistentin



SONSTIGES

Gastvortrag von Prof. Dr. Thomas Köves-Zulauf (Universität Marburg): „Orpheus és Arion: a költészet kozmikus varázsa" [Orpheus und Arion: Das kosmische Wunder der Poesie] (9. Mai)
Gastvortrag von Prof. Dr. Edit Moravcsik (University of Wisconsin): „A kivételek feloldása a nyelvleírásban" [Behandlung der Ausnahmen in der Sprachbeschreibung] (8. November)
Gastvortrag von Dr. Gergely Pethő (University of Edinburgh, Syntax and Semantics Research Group): „Megjegyzések a magyar fókusz funkciójáról. Egy korpuszvizsgálat tanulságai" [Bemerkungen zur Funktion des ungarischen Fokus. Erträge einer Korpusanalyse] (25. November)
Gastvortrag von Prof. Dr. Wolfgang U. Dressler (Universität Wien): „Neue Forschungen zum Erstspracherwerb" (8. Dezember)
Blockseminar von Dr. Udo Friedrich (Universität Greifswald): „Die Metapher" (3.-9. Oktober)
Blockseminar von Dr. Christa Gürtler (Universität Salzburg): „Der andere Blick – Österreichische Frauenliteratur" (14.-20. November)

## Károly-Eszterházy-Hochschule (EKF) Eger
## Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

„Sprache, Literatur und kulturelles Erbe" – Konferenz zum Fest der ungarischen Wissenschaft (7. November). Veranstalter: Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

PERSONALIA

Dr. Rita Nagy – Ernennung zur Hochschuldozentin
Dr. René Kegelmann – Einstellung als Hochschuldozent
Dr. Csaba Szabó – Einstellung als Hochschuldozent

SONSTIGES

Studienaufenthalte von Egerer Germanistikstudenten an der Universität Erfurt (ERASMUS)
Studienreise von 13 Germanistikstudenten nach Deutschland in Kooperation mit der Universität Bielefeld (DAAD, vom 6. bis zum 17. November, organisiert von Martina Szabó)
Gastvortrag von Márton Kalász (Präsident des Ungarischen Schriftstellerverbandes): „Die deutsche Literatur in Ost und West"
Gastvortrag von Bernd Finger (Kulturreferent der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Budapest): „Perspektiven für die deutsche Sprache in Mittelosteuropa und Studieren in Deutschland"

## Universität Pécs (PTE)
## Institut für Germanistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

Internationale Jubiläumskonferenz anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Germanistik-Ausbildung in Pécs (5.-6. Oktober)

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Regionalität, kulturelle Techniken, Wissenschaftsbilder in der Kultur der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit" (NKFP/6-00097/2005). Laufzeit: 2006-2008. Leitung: Prof. Dr. Magdolna Orosz, Prof. Dr. Károly Csúri, Dr. Zoltán Szendi

„Die Formen der Modernität in der Donaumonarchie um die Jahrhundertwende (19./20. Jahrhundert)". Laufzeit: 2004-2006. Projektleitung: Dr. Zoltán Szendi

SONSTIGES

Blockseminar von Prof. Dr. Steinar Nybole (Universität Halden) und Prof. Dr. Peter Ernst (Universität Wien): „Geschichte der deutschen Sprache" (27. Februar-1. März bzw. 27.-31. März)

Blockseminar von Dr. Manfred Glauninger (Universität Wien): „Die nicht-flektierbaren Wortklassen im Gegenwartsdeutschen" (20.-24. November)

Blockseminar von Hans-Dieter Müller (Universität Passau): „Was ist Deutsch". Februar-März 2006.

Blockseminar von Prof. Dr. Wanner Gerhard (Universität Feldkirch): „Österreichische Geschichte 1945-1970 und die Ungarische Revolution 1956" (24. April-5. Mai)

Blockseminar von Prof. Dr. Theodor Nolte (Universität Passau): „Einführung in die Ältere Deutsche Literaturwissenschaft" (September-Oktober)

Blockseminar von Dr. Martin Zimmermann (Universität Passau): „Der deutsche Artusroman" (9.-20. Oktober)

## Katholische Péter-Pázmány-Universität (PPKE) Piliscsaba
## Germanistisches Institut

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

„Ihr Worte." Ein Symposium zum Werk Ingeborg Bachmanns aus Anlass ihres 80. Geburtstages (14.-15. November). Veranstalter: Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur der Universität Szeged gemeinsam mit dem Germanistischen Institut der Katholischen Péter-Pázmány-Universität

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Éva Varga: Sprachspielerische Abweichungen in der Werbesprache. Einige Aspekte der Phraseologie und der Wortbildung in interkultureller Relation



## Universität Szeged (SZTE)
## Institut für Germanistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

Internationale Tagung zur Buch- und Kulturgeschichte Ostmittel- und Südosteuropas in der Frühen Neuzeit (25.-29. April). Veranstalter: Universität zu Köln (Prof. Dr. Detlef Haberland), Universität Szeged (Dr. Tünde Katona)

Festliche Tagung anlässlich des 50. Jubiläums der Wiederaufnahme des Faches Germanistik in Szeged (8. November)

„Ihr Worte". Ein Symposium zum Werk von Ingeborg Bachmann aus Anlass ihres 80. Geburtstages (14.-15. November 2006). Veranstalter: Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur der Universität Szeged gemeinsam mit dem Germanistischen Institut der Katholischen Péter-Pázmány-Universität

NEUE DISSERTATIONEN

András Hegedűs: Parallelen zwischen Peter Squentz und dem Sommernachtstraum

Brigitta Szabó: Goethe színháztörténeti hatása és Shakespeare-képe

Ágnes Túri: Substantivvalenz in Theorie und Praxis

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Miklós Fenyves: Kontingencia és elbeszélés. Thomas Bernhard prózája a hetvenesnyolcvanas években

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Heinrich Böll Kritische Ausgabe" (Heinrich Böll Archiv, Köln). Laufzeit: 2002-2010

„Herman-Hesse Jahrbuch" (Internationale Hermann-Hesse-Gesellschaft, Calw). Laufzeit: 2004-

„Regionalität, kulturelle Techniken, Wissenschaftsbilder in der Kultur der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit" (NKFP/6-00097/2005). Laufzeit: 2006-2008. Leitung: Prof. Dr. Magdolna Orosz, Prof. Dr. Károly Csúri, Dr. Zoltán Szendi

PERSONALIA

Dr. Erzsébet Szabó – Ernennung zur Oberassistentin

PERIODIKA

GeMa. Germanistisches Magazin – Studentenzeitung des Instituts für Germanistik an der Universität Szeged. Jg. 6, 1/2006, 2/2006 (Hg. v. Géza Horváth; Chefredaktion: Tamás Kispál, Markus Kóth)

Das Fach Germanistik in Szeged 1956-2006. Ausstellung. Institut für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Universität Szeged, 8.-22. November

50 Jahre Germanistik an der Universität Szeged. Österreichische Identität und Kultur (Ringvorlesung)

## Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Hochschulfakultät für Lehrerausbildung „Gyula Juhász" der Universität Szeged (JGYTFK)

NEUE DISSERTATIONEN

Gabriella Nádudvari: „Die Klavierspielerin" – vergleichende Analyse der literarischen und filmischen Erzählung auf der Basis der Genette'schen Erzähltheorie

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN
Eszter Propszt: Untersuchungen zur interdiskursiven Konstruktion ungarndeutscher Identität in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur
Tünde Szalai: Fremdsprachliche Schreibkompetenz in der Diskussion. Schreibforschung – Schreibdidaktik – Lehrwerke

FORSCHUNGSPROJEKTE
„Demokratie lernen und leben – Schulentwicklungsprojekt im Rahmen des Bund-Länder-Kommission-Programms für Bildungsplanung und Forschungsförderung". Laufzeit: 2004-2007. Leitung: Erika Grossmann
Teilnahme am internationalen Projekt ERASMUS IP-LORENA: „Lorena goes EUROPE: From Local, Regional and National Identities to European Identities" (ERASMUS IPUC 18). Laufzeit: 2005-2008. Leitung: Erika Grossmann, Tünde Sárvári
Teilnahme am internationalen COMENIUS 2.1-Projekt „Kleine Helden in Not – Jungen auf der Suche nach ihrer Männlichkeit – Small Heroes in Trouble – Boys Searching for their Identities" (128865-CP-1-2006-1-BE-COEMNIUS-C21) mit 11 Partnerinstitutionen. Laufzeit: 2006-2009. Leitung: Erika Grossmann

SONSTIGES
Gastvortrag von Dr. Zoltán Samu (Friedrich-Schiller-Universität Jena, Lehrstuhl für Schulpädagogik und Schulentwicklung): „Kreativer und konstruktiver Umgang mit Konflikten über demokratische Dialog- und Kommunikationskultur. Eine lerntheoretische Annäherung für die pädagogische Praxis" (20.-24. März)
Gastvortrag von Dr. Gabriela von Glasenap (Johann-Wolfgang Goethe Universität Frankfurt, Institut für Jugendbuchforschung): „Geschichte der aktuellen Kinder- und Jugendliteratur" (30. März-1. April)
Gastvortrag von Dr. Paris Berberoglou (Aristoteles Universität Thessaloniki, Abteilung für Deutsche Sprache und Philologie): „Literatur im Landeskunde-Unterricht" (5.-9. April)
Gastvortrag von Karl Schoder (Pädagogische Akademie der Diözese St. Pölten, Krems): „Theorie und Praxis des E-Learning im österreichischen Bildungswesen" (24.-28. April)

## Dániel-Berzsenyi-Hochschule (BDF) Szombathely
## Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN
Studenten forschen – wissenschaftliche Studentenkonferenz (3. Mai). Organisatorin: Dóra Takács

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN
Dóra Takács: Das Repertoire der Wiener und Budapester Sprechtheater um 1900

PERSONALIA
Prof. Dr. Éva Kocziszky – Ernennung zur Lehrstuhlleiterin

SONSTIGES
Besuch des Sprachinselvereins Österreich (Gespräche mit KollegInnen und Studierende) (26. April). Organisation: Petra Szatmári, Dr. Christiane Pabst



## Pannonische Universität Veszprém (VE)
## Germanistisches Institut

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN
1. Internationale Doktorandenkonferenz „Interkulturelle Herausforderungen für die Linguistik, Literatur und ihre Didaktik im erweiterten Europa" (5.-6. Mai), in Verbindung mit ERIC (European Resources for Intercultural Communication)
„Phraseologie disziplinär und interdisziplinär". Internationale Tagung (9.-11. Juni), in Verbindung mit der Europäischen Gesellschaft für Phraseologie (EUROPHRAS)
„Hermann Brochs literarische Freundschaften". Internationale Tagung (13.-15. Oktober) in Verbindung mit dem Internationalen Arbeitskreis Hermann Broch

NEUE DISSERTATIONEN
Zsuzsanna Frigy: Aspektualität und Aktionalität im Deutschen
Balázs Huszka: Bausteine einer generativen physikalisch-akustischen Phonologie der gepflegten deutschen Rede unter dem Perzeptionsaspekt
Ágota Kinga Nagy: Manifestationen von Interkulturalität in der Czernowitzer deutschen Pressesprache der 1930er Jahre
István Schneider: Das Evangelische Lyzeum als führendes Bildungsinstitut Ödenburgs (1867-1921) im Spiegel der Nationalitätenereignisse

FORSCHUNGSPROJEKTE
„Methodenprobleme im interkulturellen Kontext" (Vom DAAD geförderte Institutspartnerschaft mit dem Germanistischen Institut an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg). Leitung: Prof. Dr. Csaba Földes (Veszprém), Prof. Dr. Gerd Antos (Halle)

PERSONALIA
Prof. Dr. Gerd Antos, Prof. Dr. Peter Ernst – Ernennung zum Ehrenprofessor
Dr. András Kocsis – Ernennung zum wissenschaftlichen Oberassistenten
Dr. László V. Szabó – Ernennung zum Universitätsdozenten
Anna Zsellér – Ernennung zur wissenschaftlichen Assistentin
Dr. Anikó Zsigmond – Ernennung zur Universitätsdozentin

SONSTIGES
Gastvortrag von ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Peter Ernst (Universität Wien): Möglichkeiten und Grenzen der Kognitiven Semantik. Eine Art Einführung in das Denken der Kognitionswissenschaft (7. März)
Gastvortrag von Prof. Dr. Dr. Ernest W.B. Hess-Lüttich (Universität Bern): Zur soziosymbolischen Funktion der Sprache (1. Juni)
Gastvortrag von Prof. Dr. Ferenc Kiefer (emeritierter Direktor des Sprachwissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften): Mit magyaráz a nyelvtudomány? (20. Juni)
Gastvortrag von Ass. Prof. Dr. Silvija Pavidis (Universität Lettlands): Germanisch-baltische Sprachkontakte (14. September)
Gastvortrag von Ass. Prof. Dr. Silvija Pavidis (Universität Lettlands): Deutsch im Baltikum (14. September)
Gastvortrag von Prof. Dr. Jenő Kiss (Vorsitzender des sprachwissenschaftlichen Komitees der Ungarischen Akademie der Wissenschaften): A magyar nyelv az Európai Unióban (19. Oktober)
Gastvortrag von Prof. Dr. Miklós Maróth (Vorsitzender der sprach- und literaturwissenschaftlichen Klasse der Ungarischen Akademie der Wissenschaften): Alany és állítmány: a klasszikus és a muszlim kul-

túra összehasonlításában (15. November)
Leiter des Doktorandenprogramms „Interkulturelle Linguistik" und Ko-Leiter des „Sprachwissenschaftlichen und didaktischen Graduiertenkollegs" an der Pannonischen Universität Veszprém ist Prof. Dr. Csaba Földes
Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis – Zeitschrift des Germanistischen Instituts an der Pannonischen Universität Veszprém in Zusammenarbeit mit dem Praesens Verlag (Wien), Jg. 10 (2006) Heft 1 und 2 (Hg.: Csaba Földes) sowie Supplement 6.
Das Germanistische Institut Veszprém ist Mitveranstalter der „Deutschen Sommerakademie" in Dresden, August 2006 in Zusammenarbeit mit dem Mitteleuropäischen Germanistenverband, Dresden. Veranstalter: Prof. Dr. Walter Schmitz (Dresden) - Prof. Dr. Csaba Földes (Veszprém)

## Gesamthochschule Nyíregyháza
## Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

„Herzliche Grüße" – Deutsch entdecken in einer Ausstellung über die deutsche Sprache.
„Fedezd fel a németet" – kiállítás a német nyelvről. Großausstellung des Goethe-Instituts München (9.-21. Oktober)
Wissenschaftliche Sitzung anlässlich des Tages der Ungarischen Wissenschaft unter Schirmherrschaft und Teilnahme von András Vizkelety (14. November)

NEUE DISSERTATIONEN

Ildikó Balázs: Wass Albert erdélyi korszakának recepciótörténeti problémái – beleértve a német nyelvű szövegeket [Rezeptionsgeschichtliche Fragen zum Werk von Albert Wass in seiner Periode aus Siebenbürgen – einschließlich seiner deutschsprachigen Texte].

FORSCHUNGSPROJEKTE

Beteiligung an dem Projekt MeLLANGE – Multilingual e-Learning in LANGuage Engineering, Koordination: UFR d'Études Interculturelles et de Langues Appliquées, Université Paris 7 – Denis Diderot

## Kodolányi-János-Gesamthochschule (KJF) Székesfehérvár
## Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

„Miért olvassák a németek Esterházyt? – Esterházy Péter befogadása a német nyelvterületen" (3. Februar). Eine Konferenz mit ungarisch- und deutschsprachigen Vorträgen über Esterházys Rezeption in den deutschsprachigen Ländern, anschließend Lesung des Autors und der Übersetzerin Susanne Gahse. Veranstalter: Kodolányi-Literaturhaus



NEUE DISSERTATIONEN

Gábor Gulyás: Deutsche Literatur in den deutschen Lehrbüchern der ungarischen Mittelschulen im Zeitalter des Dualismus (1867-1914)
Orsolya Hoffmann: Die Rolle des autonomen Lernens im Unterricht mit Schwerpunkt e-learning
Mihály Sepsei: Übergangserscheinungen zwischen Derivation und Komposition bei den Adjektiven

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Anna Peres: Die Kompositionen Adrian Leverkühns in Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* aus intertextueller Sicht

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Landeskunde und interkulturelle Kommunikation - Unterrichtsmaterialien für das BA-Studium". Leitung: Boóczné Dr. Barna Katalin (ELTE), Dr. Anna Majorosi (KJF), Dr. Anna Szablyár (ELTE)
„E-learning im Fernstudium". Leitung: Orsolya Hoffmann
„Rezeption ungarischer Literatur im deutschen Sprachraum – Das Kodolányi-Literaturhaus". Leitung: Dr. habil. Imre Kurdi. Teilnehmer: Dr. Melitta Becker, Gábor Gulyás, Dr. László Kovács, Anna Peres, Zoltán Tóth
„Virtuelle Bibliothek www.readme.cc". Leitung: Walter Grond. Teilnehmer: Dr. László Kovács, Dr. Melitta Becker, Dr. habil. Imre Kurdi

PERSONALIA

Dr. László Kovács – Ernennung zum Direktor des Instituts für moderne Sprachen, Ernennung zum Direktor der Außenstelle Fürstenfeld/Österreich
Dr. Anna Majorosi – Ernennung zur Leiterin des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur

# Jahresbibliografie 2006

Árkossy, Katalin: Literarisches Rollenspiel und forschendes Lernen als Chance zur Förderung des reflektierten Geschichtsunterrichts. In: Lehmann, Katja (Hg.): Theater spielen im Geschichtsunterricht. Neuried: Ars Una, 2006.

Árkossy, Katalin: Trotz Betroffenheit reflektiert mit Geschichte umgehen. In: Dies.; Schreiber, Waltraud (Hg.): Zeitzeugengespräche führen und auswerten. Historische Kompetenzen schulen. Neuried: Ars Una, 2006.

Árkossy, Katalin; Schreiber, Waltraud (Hg.): Zeitzeugengespräche führen und auswerten. Historische Kompetenzen schulen. Neuried: Ars Una, 2006. Mit CD-ROM.

Balogh, F. András: Die deutschsprachigen Flugschriften des frühen 16. Jahrhunderts als Kontaktmedien zu Ungarn. In: Deutschsprachige Literatur des Mittelalters im östlichen Europa. Forschungsstand und Forschungsperspektiven. Hg. v. Ralf G. Päsler u. Dietrich Schmidtke. Heidelberg: Winter Universitätsverlag, 2006, S. 503-517.

Balogh, F. András: Raumprojektionen, Erinnerungen und Zukunft. Ungarische und deutschsprachige Literaturen auf Scheidewegen. In: Ders.; Mitterbauer, Helga (Hg.): Zentraleuropa. Ein hybrider Kommunikationsraum. Wien: Praesens, 2006, S. 265-278.

Balogh, F. András: Szent István alakja és a német irodalom történelmi diszkurzusának változása a 18-19. század fordulóján [König Stephan der Heilige und die Änderung des historischen Diskurses in der deutschen Literatur an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert]. In: Bene, Sándor (Hg.): „Hol vagy, István király?" A Szent István-hagyomány évszázadai. Budapest: Gondolat, 2006, S. 308-316.

Balogh, F. András: Von der verlorenen Hoffnung bis zur Ironie. Das südöstliche Zentraleuropa des Hans Bergel und Franz Hodjak. In: Feichtinger, Johannes et al. (Hg.): Schauplatz Kultur – Zentraleuropa. Transdisziplinäre Annäherungen. Moritz Csáky zum 70. Geburtstag gewidmet. Innsbruck et al.: Studienverlag, 2006 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 7), S. 353-360.

Balogh, F. András; Mitterbauer, Helga; (Hg.): Zentraleuropa. Ein hybrider Kommunikationsraum. Wien: Praesens, 2006. 311 S.

Balogh, Marlen; Fata, Ildikó: Die Übersetzerspezialisierung am Germanistischen Institut der Katholischen Péter-Pázmány-Universität – Projektvorstellung und Zwischenbilanz. In: Karnowski, Pawe; Szigeti, Imre (Hg.): Sprache und Sprachverarbeitung. Akten des 38. Linguistischen Kolloquiums in Piliscsaba 2003. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006, S. 483-495.

Barabás, László: Am Ende des Großen Krieges. Ungarn aus der Sicht deutscher Konservativen. In: Ders. (Hg.): Acta Germanistica Nyíregyhaziensia. Wissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur der Gesamthochschule Nyíregyháza I. Nyíregyháza, 2006, S. 111-124.

Barabás, László (Hg.): Nyelvvizsgák szintillesztése a Közös Európai Referenciakerettel [Abstimmung der Niveaustufen der Sprachprüfungen auf den Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen]. Budapest: NYAK, 2006. 182 S.

Bassola, Peter: 106. Valenzinformationen in allgemeinen zweisprachigen Wörterbüchern. In: Ágel, Vilmos; Eichinger, Ludwig M.; Eroms, Hans Werner; Hellweg, Peter; Heringer, Hans Jürgen; Lobin, Henning (Hg.): Dependenz und Valenz. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Berlin, New York: de Gruyter, 2006, Bd. 2, S. 1387-1396.

Bassola, Peter: 95. Kontrastive Fallstudie: Deutsch – Ungarisch. In: Ágel, Vilmos;

Eichinger, Ludwig M.; Eroms, Hans Werner; Hellweg, Peter; Heringer, Hans Jürgen; Lobin, Henning (Hg.): Dependenz und Valenz. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Berlin, New York: de Gruyter, 2006, Bd. 2, S. 1279-1287

Bassola, Peter: Strukturtypen nicht abgeleiteter deutscher Substantive im Vergleich zum Ungarischen. In: Breindl, Eva; Gunkel, Lutz; Strecker, Bruno (Hg.): Grammatische Untersuchungen. Analysen und Reflexionen. Tübingen: Narr, 2006 (Studien zur deutschen Sprache 36), S. 111-132.

Bassola, Peter: Thesen zur kontrastiven Wortstellung – Deutsch-Ungarisch. In: Feld-Knapp, Ilona (Hg.): Lernen lehren – Lehren lernen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2006 (Budapester Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache 1), S. 182-189.

Bazsóné Sőrés, Mariann: Elias Canetti als Gesichtersammler. Darstellungsstrategien in der Autobiographie. Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó, 2006.

Becker, Melitta: „Querkünstler, Grenzgänger, schlafloser Avantgardist". Zu Gerhard Rühms Mehrfachbegabung. In: Brügge, Joachim; Gratzer, Wolfgang; Neumaier, Otto (Hg.): Bildmusik. Gerhard Rühm und die Kunst der Gegenwart. Saarbrücken: Pfau-Verlag, 2006, S. 99-114.

Bernáth, Árpád: Entwurf einer „utopischen" Literaturwissenschaft oder Was für Romane hätte Heinrich Böll geschrieben, wäre Hitler nicht an die Macht gekommen? In: Ders.; Hárs, Endre; Plener, Peter (Hg.): Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte der literarischen Utopien. Tübingen: Francke, 2006, S. 155-162.

Bernáth, Árpád: Felsőoktatásunk a XX. században [Das ungarische Hochschulwesen im 20. Jahrhundert]. In: Tiszatáj 60 (2006) H. 2, S. 80-85.

Bernáth, Árpád: Felsőoktatásunk a XX. században [Das ungarische Hochschulwesen im 20. Jahrhundert. Gekürzte Fassung]. In: Veszelka, Attila (Hg.): Szegedtől Szegedig. Antológia Szeged: Bába, 2006, S. 321-318.

Bernáth, Árpád: Logika, szemantika, szépirodalom [Logik, Semantik, Belletristik]. In: Ders.; Vecsey, Zoltán (Hg.): Frege aktualitása. Helikon. Irodalomtudományi Szemle 52 (2006), H. 3, S. 185-201.

Bernáth, Árpád: Rhetorische Gattungstheorie und konstruktivistische Hermeneutik. In: Blödorn, Andreas; Langer, Daniela; Scheffel, Michael (Hg.): Stimme(n) im Text. Narratologische Positionsbestimmungen. Berlin, New York: de Gruyter, 2006 (Narratologia. Contributions to Narrative Theory/Beiträge zur Erzähltheorie 10), S. 123-150.

Bernáth, Árpád: A szellemi Európa szolidaritása Heinrich Böll hangján [Die Solidarität des geistigen Europas mit den Aufständischen in Ungarn 1956 durch die Stimme Heinrich Bölls]. In: Tiszatáj 60 (2006), H. 11, S. 7.

Bernáth, Árpád: Wie endet der Roman *Und sagte kein einziges Wort?* Ein Blick in Heinrich Bölls Werkstatt ... In: Bombitz, Attila; Horváth, Géza (Hg.): Die Wege und die Begegnungen. Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006, S. 164-179.

Bernáth, Árpád; Hárs, Endre; Plener, Peter (Hg.): Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte der literarischen Utopien. Tübingen: Francke, 2006. 230 S.

Bernáth, Árpád; Hárs, Endre; Plener, Peter: Vorwort. In: Dies. (Hg.): Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte der literarischen Utopien. Tübingen: Francke, 2006, S. VII-IX.

Bernáth, Árpád; Orosz, Magdolna; Radek, Tünde; Rácz, Gabriella; Tőkei, Éva: Irodalom, irodalomtudomány, irodalmi szövegelemzés. Digitális tananyag [Literatur, Literaturwissenschaft, Analyse literarischer Texte. Digitales Lehrbuch]. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006 (http://germanistik.elte.hu/irodbev).

Bernáth, Árpád; Vecsey, Zoltán (Hg.): Frege aktualitása. [Die Aktualität Freges]. Helikon. Irodalomtudományi Szemle 52 (2006), H. 3, S. 161-284.

Heinrich Böll: Werke. (Kölner Ausgabe.) Hg. v. Árpád Bernáth et al. Bd. 7. 1953-1954. Hg. v. Ralf Schnell in Zusammenarbeit mit Klaus-Peter Bernhard. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2006. 782 S.

Heinrich Böll: Werke. (Kölner Ausgabe.) Hg. v. Árpád Bernáth et al. Bd. 9. 1954-1956. Hg. v. J. H. Reid. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2006. 687 S.

Heinrich Böll: Werke. (Kölner Ausgabe.) Hg. v. Árpád Bernáth et al. Bd. 21. 1979-1981. Hg. v. Jochen Schubert. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2006. 783 S.

Knipf-Komlósi, Erzsébet; Rada, Roberta; Bernáth, Csilla: Aspekte des Wortschatzes. Ausgewählte Fragen zu Wortschatz und Stil. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006. 276 S.

Bódy-Márkus, Rozália (Hg.): Deutsche Presse aus Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literatur, Theater, Sprache und Aspekte der Identität. Budapest: Argumentum, 2006 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 6). 440 S. und 20 Tafel.

Bognár, Zsuzsa: Trivialliteratur in der Presse. In: Szendi, Zoltán (Hg): Einführung in die Trivialliteratur. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006 (http://nti.btk.pte.hu/dogitamas/BHF_FILES/pdf/95Szendi/Trivialliteratur.pdf).

Bombitz, Attila: Paare, Passanten. Geschichten und Redeweisen in der ungarischen Prosa vor und nach der Frankfurter Buchmesse 1999. In: Ders.; Horváth, Géza (Hg.): „Die Wege und die Begegnungen". Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006, S. 392-406.

Bombitz, Attila: Thomas Bernhard geht und denkt auf dem Heldenplatz der Magyaren. Eine rezeptionsgeschichtliche Annäherung. In: Heinz, Martin A.; Király, Edit; Schmidt-Dengler, Wendelin (Hg.): Zwischen Sprachen unterwegs. Wien: Praesens, 2006, S. 255-274.

Boócz-Barna, Katalin: „Aufgeklärter" Sprachgebrauch im Deutschunterricht. Möglichkeiten mehrsprachiger Enwicklung von Lernenden anhand einiger Unterrichtsbeispiele. In: Deutsch revital. Pädagogische Zeitschrift für das ungarndeutsche Bildungswesen 2005, H. 2, S. 40-47.

Boócz-Barna, Katalin: Hogyan reagálunk, ha a tanuló magyarul vagy más idegen nyelven kezdeményez beszélgetést? A német mint idegennyelv-órai diskurzus sajátosságai [Wie reagiert man, wenn der Schüler auf Deutsch oder in einer anderen Fremdsprache ein Gespräch anregt? Charakteristika des Deutschen als Diskurs im Fremdsprachenunterricht]. In: Cs. Jónás, Erzsébet; Székely, Gábor (Hg.): Nyelvek és nyelvoktatás Európa és a Kárpát-Medence régióiban. XIV. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus előadásai. Pécs-Nyíregyháza: MANYE-Bessenyei György Kiadó, 2005, S. 23-30.

Boócz-Barna, Katalin: Spracherwerb durch Interaktionen im DaF-Unterricht. In: Feld-Knapp, Ilona (Hg.): Lernen lehren – Lehren lernen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2006 (Budapester Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache 1), S. 96-105.

Boócz-Barna, Katalin; Palotás, Berta: Kreative Kommunikation – Deutsch als Fremdsprache Niveau A2. Budapest: SULINOVA Közoktatás-fejlesztési és Pedagógustovábbképzési Kht., 2006. 266 S.

Boócz-Barna Katalin; Majorosi, Anna; Szablyár Anna: 3+1D-Puzzle. Landeskunde und interkulturelle Kommunikation. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006 (http://www.germanistik.elte.hu/landeskunde_hefop).

Brdar-Szabó, Rita: Stand-alone dependent clauses functioning as independent speech acts: A crosslinguistic comparison. In: Benczes, Réka; Csábi, Szilvia (Hg.): The Metaphors of Sixty. Papers Presented on the Occasion of the 60th Birthday of Zoltán Kövecses. Budapest: Department of American Studies, School of English and American Studies, Eötvös Loránd University, 2006, S. 84-95.

Brenner, Koloman; Huszka, Balázs; Werk-Marinkás, Csaba: Deutsche Phonetik. Eine Einführung. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006. 158 S.

Canisius, Peter: Pronomina, Personen, Perspektiven. Zum Reflektorpronomen in der erlebten Rede. In: Blühdorn, Hardarik; Breindl, Eva; Waßner, Ulrich H. (Hg.): Texte – Verstehen und mehr. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache. 2005, S. 125-143.

Canisius, Peter: Esophora: Ein Zwischenbericht. In: Gehling, Thomas; Voß, Viola; Wohlgemuth, Jan (Hg.): Einblicke in Sprache. Festschrift für Clemens-Peter Herbermann zum 65. Geburtstag. Berlin: Logos, 2006, S. 95-132.

Csatár, Péter; Pethő, Gergely; Tóth, Enikő: On possible factors in the aesthetic appreciation of metaphors. In: Journal of Literary Semantics 35 (2006), S. 59-71.

Kertész, András; Rákosi, Csilla; Csatár, Péter: Remarks on the Unity and Diversity of Cognitive Metaphor Research. In: Benczes, Réka; Csábi, Szilvia (Hg.): The Metaphors of Sixty. Papers Presented ont eh Occasion of the 60th Birthday of Zoltán Kövecses. Budapest: ELTE, 2006, S. 144-155.

Csatár, Péter; Farkas, Orsolya; Iványi Zsuzsanna; Molnár, Anna; Barna, János: Übersetzungswerkstatt. Ein praxisorientiertes Übungsbuch. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006.

Csatár, Péter; Farkas, Orsolya: Vorwort und Beispielsanalyse. In: Ders. et al.: Übersetzungswerkstatt. Ein praxisorientiertes Übungsbuch. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006, S. 7-22.

Cseresznyák, Mónika: „Et in Arcadia ego". Kunst gegen Tod. Zu kunsttheoretischen Überlegungen Goethes um 1800. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 143-152.

Csősz, Róbert: Semantisierung oder Performativität? Zwei Paradigmen der digitalen Literatur: Susanne Berkenhegers *Zeit für die Bombe* und *Die Aaleskorte der Ölig* von Dirk Günther und Frank Klötgen. In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1), S. 262-276.

Czicza, Dániel: Näheanalyse des Textes: Briefe des Braut- und Ehepaares von Neupauer [= Liebesbriefe VI]. In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006, S. 297-319.

Czicza, Dániel; Kappel, Péter: Näheanalyse des Textes: Mathilde Hennig: Privatbriefe aus den 90er Jahren [= Privatbriefe VII]. In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006, S. 361-377.

Dabóczi, Viktória: Die Wortartenzugehörigkeit von es. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 257-279.

Dabóczi, Viktória: Der Wortbegriff und die Wortarten. Eine empirische Untersuchung des Alltagsverständnisses von Wort und Wortarten im Deutschen. In: Fried, István; Vajda, Zoltán (Hg.): Kommunikációs formák. Az SZTE BTK Tudományos Diákkörének dolgozatai. Szeged 2006, S. 95-118.

Dácz, Enikő: Der Einfluss der nationalsozialistischen Instrumentalisierung auf die produktive Gegenwartsrezeption des „Nibelungenliedes". Am Beispiel von Moritz Rinkes „Die Nibelungen". In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 44-55.

Dácz, Enikő: Die Nibelungen aus doppelter Sicht. Betrachtungen zu Moritz Rinkes und János Téreys *Nibelungen*. In: Puchianu, Carmen Elisabeth (Hg.): Kronstädter Beiträge zur germanistischen Forschung. Bd. VIII. Kronstadt: Aldus-Verlag, 2006, S. 81-99.

Dácz, Enikő: Die Wiederholung als Schreibstrategie in Moritz Rinkes „Nibelungen". In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaft 2006, Nr. 16 (http://www.inst.at/trans/16Nr/02_1/dacz16.htm).

Drewnowska-Vargáné, Ewa: Inwiefern tragen metaphorische Konzepte zur Intertextualität ausgewählter Kommentare im Diskurs zum Kosovo-Krieg bei? Eine interlinguale Paralleltextanalyse. In: Lasatowicz, Maria Katarzyna; Rudolph, Andrea; Wolf, Norbert Richard (Hg.): Deutsch im Kontakt der Kulturen. Schlesien und andere Vergleichsregionen. Akten der V. Internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Opole, 19.-22. April 2004. Berlin: trafo verlag, 2006 (SILESIA. Schlesien im europäischen Bezugsfeld. Quellen und Forschungen 4), S. 355-376.

Drewnowska-Vargáné, Ewa: Metaphern im Sprach- und Diskurskontrast – ein interlingualer Vergleichsversuch ausgewählter Presse-Texte: metaphorische ‚suspendierte Verweisungen' in deutsch-, polnisch- und ungarischsprachigen Leserbriefen. In: Kotin, Michail L.; Krycki, Piotr; Laskowski, Marek; Zuchewicz, Tadeusz (Hg.): Das Deutsche als Forschungsobjekt und als Studienfach. Synchronie – Diachronie – Sprachkontrast – Glottodidaktik. Akten der Internationalen Fachtagung anlässlich des 30jährigen Bestehens der Germanistik in Zielona Góra/Grünberg. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006 (Sprache – System – Tätigkeit 53), S. 269-282.

Drewnowska-Vargáné, Ewa: Metaphern in Reformulierungsausdrücken. Ein interlingualer Vergleich ausgewählter Presse-Interviews: In: Breindl, Eva; Gunkel, Lutz; Strecker, Bruno (Hg.): Grammatische Untersuchungen, Analysen und Reflexionen. Festschrift für Gisela Zifonun zum 60. Geburtstag. Tübingen: Narr, 2006 (Studien zur Deutschen Sprache 36), S. 451-472.

Englender, Petra: Ziergegenstände und sakrale Gegenstände im Wohnhaus. In: Wild, Katharina (Hg.): Bawaz. Geschichte-Brauchtum-Sprache. Bawaz. Pécs: Deutsche Minderheitenselbstverwaltung, 2006, S. 234-241.

Erb, Maria: Ungarische Lehnwörter in den neueren deutschen Sprachinseln. In: Szabó, Dezső (Hg.): Ungarndeutsche Minderheitenkunde. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006, S. 138-167.

Erb, Maria: „[...] waeil's Lem es so procht hot [...]/[...] mert így hozta az élet [...]". A nyelvcsere és a nyelvmegtartás dimenziói a magyarországi németeknél a tarjáni közösség példáján [Spracherhalt und Sprachverlust bei den Ungarndeutschen am Beispiel von Tarian]. In: Tóth, Ágnes; Vékás, János (Hg.): Egység a különbözőségben. Az Európai Unió és a nemzeti kisebbségek. Budapest: Friedrich Ebert Alapítvány, 2006 (Érték és valóság 7), S. 103-136.

Erb, Maria; Knipf, Elisabeth (Hg.): Deutsch revital. Pädogogische Fachzeitschrift für das ungarndeutsche Bildungswesen. Heft

3. Budapest: Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, 2006.

Fata, Ildikó: Egy szakfordítók körében végzett felmérés eredményei és tanulságai [Ergebnisse und Schlussfolgerungen einer empirischen Befragung unter Fachübersetzern]. In: Klaudy, Kinga; Dobos, Csilla (Hg.): A világ nyelvei és a nyelvek világa. Soknyelvűség a gazdaságban, a tudományban és az oktatásban. A XV. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus előadásai. Miskolc, 2005. április 7-9. Pécs, Miskolc: MANYE, Miskolci Egyetem, Vol.2/1, 2006, S. 393-398.

Feld-Knapp, Ilona: E. Kästner: Das fliegende Klassenzimmer (Didaktisierung). In: Dies. (Hg.): Lernen lehren – Lehren lernen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2006 (Budapester Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache 1), S. 303-327.

Feld-Knapp, Ilona: Romane im fremdsprachlichen schulischen Deutschunterricht. In: Dies. (Hg.): Lernen lehren – Lehren lernen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2006 (Budapester Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache 1), S. 204-215.

Feld-Knapp, Ilona: Textsortenspezifische Merkmale und ihre Relevanz für Spracherwerbsprozesse (DaF). In: Dies. (Hg.): Lernen lehren – Lehren lernen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2006 (Budapester Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache 1), S. 135-155.

Feld-Knapp, Ilona; Knipf-Komlósi, Elisabeth: Bericht über den Stand der Durchführung des Bologna-Prozesses im Bereich der Germanistik und Deutschlehrerbildung in Ungarn In: KDinfo. Fremdsprachenvermittlung und Mobilität in Europa Diskussionsrunde Bologna 2006 Zagreb, S. 209-219.

Feld-Knapp, Ilona; Ingo Thonhauser: Textkompetenz und Sprachenlernen. In: DUFU Deutschunterricht für Ungarn 2006, H. 1-2, S. 53-66.

Fenyves, Miklós: Hören Sie sich? Thomas Bernhard: „Ja". In: Bombitz, Attila; Horváth, Géza (Hg.): Die Wege und die Begegnungen. Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006, S. 223-233.

Fenyves, Miklós: Szégyen. Thomas Bernhard: „Kioltás" [Schande. Thomas Bernhard: „Auslöschung"]. In: Tiszatáj 2006, H. 11, S. 115-124.

Forgács, Erzsébet: Anmerkungen zur phraseologischen Äquivalenz in der literarischen Übersetzung. In: Craemer, Susanne et al. (Hg.): Europäische Begegnungen. Beiträge zur Literaturwissenschaft, Sprache und Philosophie. Festschrift für Joseph Kohnen. Luxembourg: Saint-Paul, 2006, S. 455-469.

Forgács, Erzsébet: A fordítás határairól Esterházy Péter „nyúlkönyve" alapján [Über die Grenzen der Übersetzung auf Grund des „Hasenbuches" von Péter Esterházy]. In: Fordítástudomány. Tanulmányok az írásbeli és szóbeli nyelvi közvetítés elmélete, gyakorlata és oktatása témaköréből 8 (2006), H. 2, S. 62-77.

Forgács, Erzsébet: *Geld, Mäuse, Knete* oder *Kohle*. Zur Förderung der Übersetzungskompetenz im Deutschunterricht. In: Deutsch revital. Pädagogische Zeitschrift für das ungarndeutsche Bildungswesen 3 (2006), H. 3, S. 7-20.

Forgács, Erzsébet: A magyar „összead" – a német „addiert", „summiert", „rechnet zusammen", „traut" és „vermählt". Megjegyzések a fordítási kompetencia kialakításához [Das Ungarische „összead" – das Deutsche „addiert", „summiert", „rechnet zusammen", „traut" und „vermählt"]. In: Galgóczi, László; Vass, László (Hg.): A mondat: kaland. Hetven tanulmány Békési Imre 70. születésnapjára. Szeged: SZEK Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, 2006, S. 112-118.

Forgács, Erzsébet: A „WORD" elszáll, az írás megmarad. Elferdített közmondások a mai nyelvhasználatban [Abgewandelte Sprichwörter in der heutigen Sprachverwendung]. In: Galgóczi, László; Vass, László (Hg.): „A WORD elszáll ..." Emlékülés Csefkó Gyula halálának 50. évfordulója tiszteletére – Tanulmányok. Szeged: JGYTF Kiadó, 2006 (Alkalmazott nyelvészet a magyar nyelv és irodalom tanításában – A pedagógusképzés kiskönyvtára 4), S. 55-77.

Földes, Csaba: Areallinguistik, Sprachgeographie, Sprachbundtheorie, Kontaktlinguistik, interkulturelle Linguistik: Zur Untersuchung transkultureller Kontakträume. In: Lasatowicz, Maria Katarzyna; Rudolph, Andrea; Wolf, Norbert Richard (Hg.): Deutsch im Kontakt der Kulturen. Schlesien und andere Vergleichsregionen. Akten der V. Internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Opole, 19.-22. April 2004. Berlin: trafo verlag, 2006 (SILESIA. Schlesien im europäischen Bezugsfeld. Quellen und Forschungen 4), S. 15-31.

Földes, Csaba: Az interkulturális kommunikáció mint a nyelvtudomány tárgya [Die interkulturelle Kommunikation als Zweig der Sprachwissenschaft]. In: Nagy, Sándor István (Hg.): Interkulturális kommunikáció: nyelvi és kulturális sokszínűség Európában. Budapest: ELTE Lengyel Filológiai Tanszék/MTA Modern Filológiai Társaság, 2006, S. 60-67.

Földes, Csaba: Interkulturalität als Arbeitsfeld für die Sprachwissenschaft und den Deutschunterricht. In: Schäffer, Dagmar; Adamopoulou, Marjori (Hg.): Fremdsprache – Deutsch – Europäisch. Neue Wege zum Sprachenlernen mit dem DaF-Netzwerk. Akten der zweiten internationalen Konferenz des Comenius-Netzwerks DAF-SÜDOST in Szigetszentmiklós/Budapest, Ungarn, 08.-11. September 2005. Athen: Ellinogermaniki Agogi, 2006, S. 9-14.

Földes, Csaba: Kisebbségi közösségek nyelvének kutatása és a kontaktusnyelvészet mint insztrumentárium [Die Forschung der Sprache von Minderheitengemeinschaften und die Kontaktlinguistik als Instrumentarium]. In: Eruditio - Educatio. A Selye János Egyetem Tanárképző Karának tudományos folyóirata 1 (2006), H. 1, S. 77-92.

Földes, Csaba: Lexik und Semantik in einem Spagat zwischen zwei Sprachen und Kulturen. Befunde und Erkenntnisse einer kontaktlinguistischen Feldforschung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 73 (2006), H. 2, S. 129-160.

Földes, Csaba: ‚Sprachinsel'-Paradigma auf dem Prüfstand: Konzept, Terminologie und Forschungsmethodologie. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 125 (2006), H. 3, S. 321-341.

Földes, Csaba: Synkretismus und Hybridität in Sonderbereichen zweisprachiger Redeweise: Notizen zum deutsch-ungarischen Sprachenkontakt. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 179-202.

Földes, Csaba: Szinkretizmus és hibridizáció: kommunikáció többnyelvűségi körülmények között [Synkretismus und Hybridisierung: Kommunikation unter mehrsprachigen Umständen]. In: Galgóczi, László; Vass, László (szerk.): A mondat: kaland. Hetven tanulmány Békési Imre 70. születésnapjára. Szeged: SZEK JGYF Kiadó, 2006, S. 124-131.

Gaál-Baróti, Márta: Die kathartische Wirkung der Ungarischen Revolution in der *Tauschzentrale* von Erika Mitterer. In: Martin G. Petrowsky im Zusammenarbeit mit Helga Abret (Hg.): Dichtung im Schatten der großen Krisen: Erika Mitterers Werk im literaturhistorischem Kontext. Wien: Praesens, 2006, S. 231-251.

Gaál-Baróti, Márta: Novalis' *Dialogen* als „gebuchte" Rhetorik in dramatischer Form. In: Bombitz, Attila; Horváth, Géza

(Hg.): Die Wege und die Begegnungen. Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006, S. 111-120.

Gaál-Baróti, Márta: Der „poetische Staat" von Novalis. In: Bernáth, Árpád; Hárs, Endre; Plener, Peter (Hg.): Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien. Tübingen: Francke, 2006, S. 77-87.

Gerner, Zsuzsanna: Identität – soziales Netzwerk – nationale Stereotype. Zur Identitätsbildung und Identitätsforschung in den deutschen Sprachinseln in Ungarn. In: Berend, Nina; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Sprachinselwelten – The World of Language Islands. Entwicklung und Beschreibung der deutschen Sprachinseln am Anfang des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2006 (Variolingua. Nonstandard – Standard – Substandard 27), S. 149-173.

Gerner, Zsuzsanna: Soziale, funktonale und syntaktische Merkmale der Briefe zweier adliger Frauen des 19. Jahrhunderts. In: Brandt, Gisela (Hg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs VII. Stuttgart 2006, S. 91-120.

Grossmann, Erika: Demokratie lernen und leben – Transfermöglichkeiten demokratiepädagogischer Innovationen aus Deutschland in das ungarische Bildungswesen. In: DUFU Deutschunterricht für Ungarn 21 (2006), H. 1-2, S. 5-15.

Grossmann, Erika: Nationale und ethnische Minderheiten in Ungarn – Bestandsaufnahme und Problemfelder der Identitätsfrage. In: Seebauer, Renate (Hg.): Mosaik Europa. Diskussionsbeiträge zur ethnischen und sprachlichen Vielfalt. Interkulturelle Pädagogik Band 5. LIT Verlag Wien, 2006, S. 49-62.

Grossmann, Erika: *Servus in Österreich!* – Interkulturelle Fremdsprachenförderung durch Landeskunde-Materialiensammlung für Germanistikstudierende. In: Teaching Austria: An E-Journal. Modern Austrian Literature and Culture Association. Volume 2, 2006 (http://www.malcala.org/ta).

Hábetler, Mónika: Tendenzen im Konsonantismus des ostmittelbairischen „hianzischen" Dialektes von Großdorf (West-Ungarn). In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 280-295.

Hammer, Erika: Erzähltext als ‚bleibendes Vergehen' im „akustischen Augenschein" – performative Ausdrucksmodi bei Hermann Burger. In: Dies.; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1), S. 290-316.

Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1). 317 S.

Harmat, Márta: „Ah, bozhe moj! otchego u nego stali takije ushi?" Tragedija Anny Kareninoj v jevropejskom kontekste istorii kul'tury 19 veka [„Ach, mein Gott! Woher hat er nur diese Ohren?" Tragödie von Anna Karenina im europäischen Kontext der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts]. In: Acta Universitatis Szegediensis. Dissertationes Slavicae. Sectio Historiae Litterarum 24 Szeged: JATE-Press, 2006, S. 137-144.

Harmat, Márta: Eine Prometheus-Utopie im 20. Jahrhundert: *Die neuen Leiden des jungen W.* von Ulrich Plenzdorf. In: Bernáth, Árpád; Hárs, Endre; Plener, Peter (Hg.): Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien. Tübingen: Narr, 2006, S. 163-170.

Hárs, Endre: Reisen mit Ungarn. Nationale Ferne und Nähe in Károly Eötvös' Reisemonografien. In: Ders.; Müller-Funk, Wolfgang; Reber, Ursula; Ruthner, Clemens (Hg.): Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn. Tübingen, Basel: Francke, 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz 7), S. 207-218.

Hárs, Endre: Revolutionspoetik. Benjamin Noldmanns Beitrag zum literarischen Werk Adolph Freiherrn Knigges. In: Ders.; Bernáth, Árpád; Plener, Peter (Hg.): Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien. Tübingen: Francke 2006, S. 53-76.

Hárs, Endre: Die Vernunft und das Schwein. Zum ‚anthropographischen' Projekt des 18. Jahrhunderts. In: Horváth, Géza; Bombitz, Attila (Hg.): Die Wege und die Begegnungen. Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag, Budapest: Gondolat, 2006, S. 99-110.

Hárs, Endre: Vom Menschengeschlecht zur „Menschlichen Nation". Ferenc Verseghys vorromantischer Nationsbegriff. In: Feichtinger, Johannes et al. (Hg.): Schauplatz Kultur – Zentraleuropa. Transdisziplinäre Annäherungen. Moritz Csáky zum 70. Geburtstag gewidmet. Innsbruck et al.: Studienverlag, 2006 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 7), S. 345-352.

Bernáth, Árpád; Hárs, Endre; Plener, Peter (Hg.): Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte der literarischen Utopien. Tübingen: Francke, 2006. 230 S.

Hárs, Endre; Müller-Funk, Wolfgang; Reber, Ursula; Ruthner, Clemens (Hg.): Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn. Tübingen, Basel: Francke, 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz 7). 295 S.

Hegedűs, András István: Magyarországi jezsuita iskoladrámák német nyelvű tartalmi ismertetői [Deutschsprachige inhaltliche Zusammenfassung jesuitischer Schuldramen in Ungarn]. In: Fried, István; Vajda, Zoltán (Hg.): Kommunikációs formák. Az SZTE BTK Tudományos Diákkörének dolgozatai. Szeged, 2006, S. 45-62.

Hidas, Ildikó: Elias Canettis Auseinandersetzung mit Wittgensteins Sprachphilosophie. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 153-163.

Hima, Gabriella: Das Böse in der Geschichte und Literatur. Archäologie und Fiktion. In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaft 2006, Nr. 16 (http://www.inst.at/trans/16Nr/09_5/hima16.htm).

Hima, Gabriella: Eine „kunstseidene" Lebenskünstlerin. Irmgard Keun: Das kunstseidene Mädchen, 1932. In: Barabás, László (Hg.): Acta Germanistica Nyíregyháziensia. Wissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für Deutsche Sprache und Literatur der Gesamthochschule Nyíregyháza. Bd. I. Beiträge zum Tag der Ungarischen Wissenschaft 2005. Nyíregyháza: Bessenyei Könyvkiadó, 2006, S. 11-23.

Hima, Gabriella: Recycling Art. Altertuemliche und sakrale Texte in der (post)modernen Literatur und Kunst. In: Arlt, Herbert et al. (Hg.): Virtualitaet und neue Wissensstrukturen. Wien: INST, 2006. S. 318 (online: http://www.inst.at/trans/16Nr/09_5/hima_bericht_16.htm).

Hima, Gabriella (Hg.): Tizennégy tanítvány [Vierzehn Jünglinge]. Budapest: KGRE BTK Irodalomtudományi Doktori Iskola, 2006. 226 S.

Hohnsträter, Dirk: Aesthetic Presence and Its Eco-Ethical Relevance. Teaching V. S. Naipaul with and against H. U. Gumbrecht. In: Mayer, Sylvia; Wilson, Graham (Hg.): Ecodidactic Perspectives on English Language, Literatures and Cultures. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 2006, S. 213-221.

Hollós, Zita: NÉMET SZÓkapcsolatTÁR. A korpuszhasználat lehetőségei egy német-magyar szintagmatikus tanulói szótár tükrében [Möglichkeiten des Korpusgebrauchs im Spiegel eines deutsch-ungarischen syntagmatischen Schülerwörterbuchs]. In: Klaudy, Kinga; Dobos Cs. (Hg.): A világ nyelvei és a nyelvek világa. Soknyelvűség a gazdaságban, a

tudományban és az oktatásban. A XV. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus előadásai. Miskolc, 2005. április 7-9. Vol. 2/2 II. Pécs 2006, S. 264-269.

Horváth, Andrea: Ideologie der Formlosigkeit. Zur „écriture féminine". In: Kovács, Kálmán (Hg.): Ideologie der Formen. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006, S. 135-147.

Horváth, Andrea: Kultur als Text? Lesbarkeiten von kulturellen Prozessen. In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaft 2006, Nr. 16 (http://www.inst.at/trans/16Nr/07_3/horvath16.htm).

Horváth, Andrea: A szép látszat ellen. A szexualitás mítoszának leleplezése Elfriede Jelinek *Kéj* című regényében [Gegen den schönen Schein. Die Enthüllung des Mythos der Sexualität in Elfriede Jelineks Roman *Gier*]. In: Debreceni Disputa. Kulturális-közéleti folyóirat 2006, H. 6, S. 48-51.

Horváth, Andrea: (Un)möglichkeiten der Repräsentation des Weiblichen durch Sprache. In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1), S. 188-198.

Horváth, Andrea; Pabis, Eszter (Hg.): Gedächnis – Identität – Interkulturalität. Ein kulturwissenschaftliches Studienbuch. Budapest: Bölcsész Konzorcium HEFOP, 2006. 177 S.

Horváth, Géza: Demian. Egy ismeretlen szerző műve, avagy költői kísérlet az újrakezdésre [Demian. Das Werk eines unbekannten Autors, oder dichterischer Versuch zum Neubeginn]. In: Herman Hesse: Demian. Emil Sinclair ifjúságának története. Budapest: Cartaphilus, 2006, S. 215-225.

Horváth, Géza: Friedrich Nietzsche modernség- és civilizációkritikája *A történelem hasznáról és káráról* című korszerűtlen elmélkedés tükrében [Friedrich Nietzsches Kritik der Moderne und der Zivilisation im Spiegel der unzeitgemäßen Betrachtung *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie*]. In: Varga, Józsefné (Hg.): Apáczai-napok. 2005. Győr: NYME, ACsJTFK, 2006, S. 422-427.

Horváth, Géza: Hermann Hesse in Marbach: *Psychologia Balnearia*, oder die müßigen Leiden eines alternden Ischiatikers. In: Ders.; Bombitz, Attila (Hg.): „Die Wege und die Begegnungen". Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006, S. 151-164.

Horváth, Géza: „Kedves és tisztelt barátom". Hermann Hesse és Thomas Mann levelezése. [„Lieber und verehrter Freund". Hermann Hesse – Thomas Mann: Briefwechsel]. In: „Kedves és tisztelt barátom". Hermann Hesse és Thomas Mann levelezése. Budapest: Cartaphilus, 2006, S. 343-347.

Horváth, Géza; Bombitz, Attila (Hg.): „Die Wege und die Begegnungen". Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006. 482 S.

Huszka, Balázs: Heuristischer Zugriff auf die Dynamik des Sprechschalls: Zur akustischen Typologie des Schwas im Deutschen [...]. In: Gárgyán, Gabriella; Hum, Rozália; Molnár, Petra (Hg.): Linguistische Beiträge ungarischer Nachwuchsgermanisten. Referate der II. linguistischen Tagung ungarischer Nachwuchsgermanisten an der Universität Szeged am 18.-19. November 2005. Szeged: Klebelsberg Kuno Egyetemi Kiadó, 2006 (Acta Germanica 11), S. 85-99.

Brenner, Koloman; Huszka, Balázs; Werk-Marinkás, Csaba: Deutsche Phonetik. Eine Einführung. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006. 158 S.

Iványi, Zsuzsanna; Kertész, András; Marinecz, Kornélia; Máté, Nóra: Personal Reference, Social Categorization and Citizenship as a Communicative Achievement. Comments on a Local Public Meeting about GMO Field Trials. In: Bora, Alfons; Hausendorf, Heiko (Hg.): Analysing Citizenship Talk: Social Positioning in Political and Legal Decision-Making Processes. Amsterdam & Philadephia: Benjamins, 2006, S. 223-250.



Iványi, Zsuzsanna; Kertész, András; Marinecz, Kornélia; Máté, Nóra: Social Categorization and the Grammar-Pragmatics Relation. An Analysis of Hungarian Data. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 16 (2006), S. 111-157.

Joó, Etelka: Politische Sprache und Übersetzung. In: Barabás, László (Hg.): Acta Germanistica Nyíregyháziensia. Wissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für Deutsche Sprache und Literatur der Gesamthochschule Nyíregyháza. Bd. I. Beiträge zum Tag der Ungarischen Wissenschaft 2005. Nyíregyháza: Bessenyei Könyvkiadó, 2006, S. 67-77.

Kántor-Faragó, Márta: Das Dissertationsprojekt „Kausalkonjunktionen im Deutschen und im Niederländischen. Kontrastiv-korpuslinguistische Untersuchungen und sprachtypologisch-methodologische Überlegungen zum Problem der rückwärts kausalen Konjunktionen" (Vortrag an der Jahrestagung der Gesellschaft Ungarischer Germanisten). In: http://cns.elte.hu/GuG/artikel_Kantor-Farago.html.

Kántor-Faragó, Márta: Kausalkonjunktionen des Niederländischen. In: Amos Elektronisch Tijdschrift voor de Neerlandistiek in Midden- en Oost-Europa (Wien) (http://www.ned.univie.ac.at/CMS/Comenius/Amos/Tijdschrift/Juni_2006/M_rta_K_ntor_Farag_Kausalkonjunktionen_des_Niederlaendischen).

Kántor-Faragó, Márta: Over vertaalproblemen van causale connectieven. In: Klimaszewska, Zofia (Hg.): Culturele identiteit in het nieuwe Europa. Warschau: Universitas Varsoviensis, 2005, S. 331-345.

Kántor-Faragó, Márta; Gera, Judit; Sneller, Agnes; Varga, Orsolya (Hg.): In memoriam Kata Damokos. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2005 (Acta Comenii Societatis Neerlandicorum Europae Centralis et Orientalis 9). 159 S.

Kappel, Péter: Näheanalyse des Textes „Augustin Güntzer: Kleines Biechlin von meinem gantzen Leben. Die Autobiographie eines Elsässer Kannengießers aus dem 17. Jahrhundert. [= Güntzer I.]". In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006, S. 101-120.

Kappel, Péter; Czicza, Dániel: Näheanalyse des Textes „Mathilde Hennig: Privatbriefe aus den 90er Jahren. [= Privatbriefe VII]". In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006, S. 361-376.

Karnowski, Pawel: Kategorialer Status der so genannten Pronomen im Deutschen. In: Ders.; Szigeti, Imre (Hg.): Sprache und Sprachverarbeitung. Akten des 38. Linguistischen Kolloquiums in Piliscsaba 2003. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006, S. 41-52.

Karnowski, Pawel; Szigeti, Imre (Hg.): Sprache und Sprachverarbeitung. Akten des 38. Linguistischen Kolloquiums in Piliscsaba 2003. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006. 528 S.

Katona, Tünde: Ajka cseresznye [Ihr Mund wie Kirsche]. In: Bánki, Éva; Szigeti, Csaba (Hg.): Udvariatlan szerelem. A középkori obszcén költészet antológiája. Budapest: PRAE.HU, 2006, S. 187-230.

Katona, Tünde: Ellenprogram és vágyteljesítés. (A középfelnémet erotikus költészetről) [Gegenprogramm und Wunscherfüllung (Über die mittelhochdeutsche erotische Dichtung)]. In: Acta Historiae

Litterarum Hungaricarum, Tomus XXIX. (Festschrift für Péter Ötvös zum 60. Geburtstag.) Szeged 2006, S. 133-142.

Katona, Tünde: Utopische Literatur – warum nicht auf Deutsch? Johann Valentin Andreaes Christenburg und Heinrich Nolles *Parergi Philosophici Speculum*. In: Bernáth, Árpád; Hárs, Endre; Plener, Peter (Hg.): Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien. Tübingen: Francke, 2006, S. 1-10.

Katona, Tünde; Keserű, Gizella: Zwei Alben von Galeerensklaven und die Anfänge des Pietismus unter den Slowaken. In: Horváth, Géza; Bombitz, Attila (Hg.): Die Wege und die Begegnungen. Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006, S. 285-301.

Katschthaler, Karl: Natur-Kunst-Mensch. Einführung in kulturgeschichtliches Denken. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006.

Kegelmann, René: „Die Erinnerungen sind wie verwahrloste herrenlose Hunde...". Zur Funktion der Erinnerung bei Imre Kertész und Günter Grass. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 15-27.

Kerekes, Amália: Béla vergisst die Ismen. Béla Balázs' Wiener Schriften zur ungarischen Avantgarde. In: Deréky, Pál; Kékesi, Zoltán; Kelemen, Pál (Hg.): Mitteleuropäische Avantgarden. Intermedialität und Interregionalität im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M.: Peter Lang 2006 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 9), S. 101-120.

Kerekes, Amália: Schreibintensitäten. Alterationen der journalistischen Wahrnehmung im Spätwerk von Karl Kraus. Frankfurt a.M.: Peter Lang 2006 (Budapest Studien zur Literaturwissenschaft 8). 219 S.

Kerekes, Amália; Plener, Peter: Licht-, Schatten- und Zukunftsbilder von 1873. Porträts und Entwürfe aus Wien und Pest. In: Hárs, Endre; Müller-Funk, Wolfgang; Reber, Ursula; Ruthner, Clemens (Hg.): Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn. Tübingen, Basel: Francke, 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz 7), S. 159-175.

Kerekes, Amália; Plener, Peter; Teller, Katalin (Hg.): A perem felől. Médiakonfigurációk és emergenciák 1900/2000 [Vom Rande her. Medienkonfigurationen und Emergenzen 1900/2000]. Budapest: Gondolat, 2006. 222 S.

Kerekes, Amália; Teller, Katalin (Hg.): Váltó- és keresztkapcsolások. A tudásközvetítés folyamatai a két világháború közti német és magyar nyelvű kultúrában [Wechsel- und Kreuzschaltungen. Prozesse der Wissensvermittlung in der deutsch- und ungarischsprachigen Kultur der Zwischenkriegszeit]. Budapest: Gondolat, 2006. 520 S.

Kertész, András; Rákosi, Csilla: Ciklikus és prizmatikus érvelés Lakoff és Johnson fogalmi metaforaelméletében [Zyklische und prismatische Argumentation in der begrifflichen Metapherntheorie von Lakoff und Johnson]. In: Galgóczi, László; Vass, László (Hg.): A mondat: kaland. Hetven tanulmány Békési Imre 70. születésnapjára. Szeged: JGYF Kiadó, 2006, S. 186-191.

Kertész, András; Rákosi, Csilla: Inconsistency and Plausible Reasoning in an Analysis of German Affricates. A Case Study in the Philosophy of Linguistics. In: Language Sciences 28 (2006), S. 386-423.

Iványi, Zsuzsanna; Kertész, András; Marinecz, Kornélia; Máté, Nóra: Personal Reference, Social Categorization and Citizenship as a Communicative Achievement. Comments on a Local Public Meeting about GMO Field Trials. In: Bora, Alfons; Hausendorf, Heiko (Hg.): Analysing Citizenship Talk: Social Positioning in Political and Legal Decision-Making Processes. Amsterdam & Philadephia: Benjamins, 2006, S. 223-250.

Kertész, András; Rákosi, Csilla; Csatár, Péter: Remarks on the Unity and Diversity of Cognitive Metaphor Research. In: Benczes, Réka; Csábi, Szilvia (Hg.): The Metaphors of Sixty: Papers on the Occasion of the 60th Birthday of Zoltán Kövecses. Budapest: Eötvös Loránd University, 2006, S. 144-155.

Kertész, András; Rákosi, Csilla; Bódog, Alexa: A saussure-i strukturalizmus tudománytörténeti rekonstrukciójáról [Über die wissenschaftsgeschichtliche Rekonstruktion des Saussure'schen Strukturalismus]. In: Magyar Nyelv 102 (2006), H. 4, S. 430-441.

Iványi, Zsuzsanna; Kertész, András; Marinecz, Kornélia; Máté, Nóra: Social Categorization and the Grammar-Pragmatics Relation. An Analysis of Hungarian Data. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 16 (2006), S. 111-157.

Kertész, András; Rákosi, Csilla: Überlegungen zu einem heuristischen Modell von Fehlschlüssen. In: Horváth, Géza; Bombitz, Attila (Hg.): „Die Wege und die Begegnungen". Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006, S. 40-54.

Király, Edit: Die Donau im Spannungsfeld von Öffnung und Abgrenzung. In: Kakanien revisited, http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/EKiraly2.pdf.

Király, Edit: „Jeder kann die Donau sein". Postmoderne Entwürfe des Flusses bei Claudio Magris und Péter Esterházy. In: Kastberger, Klaus (Hg.): Wassersprachen: Flüssigtexte aus Österreich. Katalog zur Ausstellung im Stifter-Haus. Linz 2006, S. 113-119.

Király, Edit: „Ruppige Grunderlebnisse". Zeitformen des Bruchs in der österreichischen Literatur nach 1918. In: Cornejo, Renata; Haring, Ekkehard W. (Hg.): Wende – Bruch – Kontinuum. Die moderne österreichische Literatur und ihre Paradigmen des Wandels. Wien: Praesens, 2006, S. 293-307.

Király, Edit: Tore und ihre Hüter. Eine feierliche Eröffnung und ihr Medienecho im Jahre 1896 in Ungarn. In: Kakanien revisited, http://www.kakanien.ac.at/beitr/emerg/EKiraly1.pdf (auf Ungarisch: Kapuk és őrök. In: Kerekes, Amália; Plener, Peter; Teller, Katalin [Hg.]: A perem felől. Médiakonfigurációk és emergenciák 1900/2000. Budapest: Gondolat, 2006, S. 153-162).

Király, Edit: Umwege des Übersetzens. In: Dies.; Hainz, Martin A.; Schmidt-Dengler, Wendelin (Hg.): Zwischen Sprachen unterwegs. Wien: Praesens, 2006, S. 143-159.

Király, Edit: Vom Silberband zur Sandbank. Die Frau in Landschaftsbildern der Habsburger-Monarchie. In: Dies.; Heindl, Waltraud; Millner, Alexandra (Hg.): Frauenbilder, feministische Praxis und nationales Bewusstsein in Österreich-Ungarn 1867-1918. Tübingen, Basel: Francke, 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz 8), S. 19-36.

Király, Edit: Die Zärtlichkeit des Kartographen. In: Hárs, Endre; Müller-Funk, Wolfgang; Reber, Ursula; Ruthner, Clemens (Hg.): Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn. Tübingen, Basel: Francke, 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz 7), S. 239-253.

Király, Edit; Heindl, Waltraud; Millner, Alexandra (Hg.): Frauenbilder, feministische Praxis und nationales Bewusstsein in Österreich-Ungarn 1867-1918. Tübingen, Basel: Francke, 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz 8). 272 S.

Kiséry, Pálné: Schiller im Debrecener Theater 1865-1945. In: „Schöne Welt, wo bist du?". Studien zu Schiller anlässlich des Bizentenars seines Todes. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Praesens Verlag,

2006 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement 6), S. 209-223.

Kiss, Endre: Die Transformation der Schulphilosophie in einen philosophischen Kritizismus als Umfeld der Interpretation des Modalitätsproblems. In: Szatzker, Szilvia (Hg.): Temporalität und Modalität in Texten. Székesfehérvár: KJF 2006, S. 35-46.

Kiss, Endre: „Dichter werben für Dichter" (Hermann Broch und Elias Canetti). In: Craemer, Susanne; Dolk, Enrica Yvonne; Sieburg, Heinz; Stoll, Ferdinand (Hg.): Europäische Begegnungen. Festschrift für Joseph Kohnen. Luxemburg: Schweizer, 2006, S. 109-118.

Kiss, Endre: Hermann Broch und das geschichtsphilosophische Gegenwartsmodell. In: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Nr. 16 (http://www.inst.at/trans/16Nr/05_4/kiss16.htm) sowie http://www.mondialisations.org/php/public/art.php?id=23717&lan=DE.

Kiss, Endre: Kritizistischer Positivismus und Nation. Über Alfred Fouillées Soziologie der Nation. In: Ders.; Stagl, Justin (Hg.): Nation und Nationalismus in Österreich-Ungarn, 1848-1938. Prinzipien und Methoden. Wien: Böhlau, 2006, S. 131-145.

Kiss, Endre: Monetarismus und Liberalismus. Zu einer Theorie der globalen und geschichtsphilosophischen Aktualitaet. In: http://www.schwarz_auf_weiss.org.

Kiss, Endre: Verfeinerung, Verdichtung, Ausdehnung ... Karl Mannheims Marx-Interpretation. In: http://www.mondialisations.org/php/public/art.php?id=25362&lan=DE.

Kiss, Kálmán: Beiträge zur Geschichte der Tafelgesellschaft von Josef Budenz. In: Barabás, László (Hg.): Acta Germanistica Nyíregyhaziensia. Wissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur der Gesamthochschule Nyíregyháza I. Nyíregyháza, 2006, S. 125-129.

Kiss, Kálmán: Преподавание русского языка в Австрии, Венгрии и Германии в конце XIX-ого века. In: Вестник. Будапешт: Российский культурный центр. 2006, Nr. 20. S. 24-26.

Knipf-Komlósi, Erzsébet: Sprachliche Muster bei Sprachinselsprechern am Beispiel der Ungarndeutschen. In: Dies.; Berend, Nina (Hg.): Sprachinselwelten – The World of Language Islands. Entwicklung und Beschreibung der deutschen Sprachinseln am Anfang des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2006 (Variolingua. Nonstandard – Standard – Substandard 27), S. 39-57.

Knipf-Komlósi, Erzsébet; Rada, Roberta; Bernáth, Csilla: Aspekte des Wortschatzes. Ausgewählte Fragen zu Wortschatz und Stil. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006. 287 S.

Erb, Maria; Knipf, Elisabeth (Hg.): Deutsch revital. Pädogogische Fachzeitschrift für das ungarndeutsche Bildungswesen. Heft 3. Budapest: Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, 2006.

Berend, Nina; Knipf-Komlósi, Elisabeth: Sprachinselwelten – The World of Language Islands. Entwicklung und Beschreibung der deutschen Sprachinseln am Anfang des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2006 (Variolingua. Nonstandard – Standard – Substandard 27). 302 S.

Berend, Nina; Knipf-Komlósi, Elisabeth: „Weil die Gegenwartssprache von der Standardsprache abweicht ...". Sprachliche Variation als Herausfoderung für den Deutschunterricht in Osteuropa. In: Neuland, Eva (Hg.): Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2006, S. 161-174.

Kocziszky, Éva: Leidenschaft als konstitutives Element im Schreib- und Leseprozess von Hamanns „Aesthetica in nuce". In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 2006, H. 2, S. 161-186.



Kocziszky, Éva: Orientalische Kulturräume bei Hölderlin: Kleinasien, Ägypten, Arabien. In: Recherches Germaniques 2006, S. 23-57.

Kocziszky, Éva: Pan im 18. Jahrhundert, In: Craemer, Susanne; Dilk, Enrica Yvonne; Sieburg, Heinz; Stoll, Ferdinand (Hg.): Europäische Begegnungen. Festschrift für Joseph Kohnen. Luxemburg: Saint-Paul Luxemburg, 2006, S. 248-264.

Kovács, Edit: Halbdunkel. Zum Beschriften und Lesen von Fotografien in W.G. Sebalds Roman *Austerlitz*. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 87-96.

Kovács, Edit: Képmentés és képvesztés. Peter Handke és Wim Wenders együttműködéséről [Bildsicherung und Bildverlust. Über die Zusammenarbeit von Peter Handke und Wim Wenders]. In: Nagyvilág 2006, H. 8, S. 707-718.

Kovács, Edit: Was bezeugt der Autor und wer zeugt (für) ihn? Thomas Bernhards *Die Kälte* und Louis Huguets *Chronologie*. In: Lichtmann, Tamás (Hg.): Scholien – zu Arendt, Celan, Hölderlin, Bernhard. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2006 (Arbeiten zur deutschen Philologie XXVII), S. 69-99.

Kovács, Kálmán: Heines Rhetorische Subversion: Grenzverletzung in der Metapher. In: Ders. (Hg.): Ideologie der Form. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006, S. 55-72.

Kovács, Kálmán: Patriotisch-politische Dichtung der Napoleonischen Kriege: Theodor Körner. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Einführung in die Trivialliteratur. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006 (http://nti.btk.pte.hu/dogitamas/BHF_FILES/pdf/95Szendi/Trivialliteratur.pdf).

Kovács, Kálmán: Die Rezeption von Theodor Körners *Zriny* und die Konstruktion von nationalen Mythen im 19. Jahrhundert. In: Zagreber germanistische Beiträge. Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft, Beiheft 9. 2006, S. 89-98.

Kovács, Kálmán (Hg.): Ideologie der Form. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006. 187 S.

Kovács, László; Tóth, József (Hg.): Határsávok 2003-2004 [Grenzzonen 2003-2004]. Szombathely: Savaria University Press, 2006.

Kricsfalusi, Beatrix: Die erbarmungslose Welt der Text(il)arbeit. Elfriede Jelinek: „Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte, oder die Stützen der Gesellschaften". In: Kovács, Kálmán: Heines Rhetorische Subversion: Grenzverletzung in der Metapher. In: Ders. (Hg.): Ideologie der Form. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006, S. 89-114.

Kricsfalusi, Beatrix: „Nie ist die Mimin sie selbst." Textualität, Performativität, Identitätskonstruktion in Elfriede Jelineks *Burgtheater*. In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1), S. 101-120.

Kurdi, Imre; Kirchknopf, Andrea: „Az írástudók magyarázzák, ahogy jónak látják". Heinrich von Kleist: „Az úristen írót vesszeje", avagy az írás/olvasás allegóriája [„Die Schriftgelehrten mögen ihn erklären". Heinrich von Kleist: „Der Griffel Gottes", oder die Allegorie des Schriebens/Lesens]. In: Holmi 5 (2006), S. 590-593.

Lénárd, Tibor: Bedeutungsgeschichte und Registerkonzept. Randbemerkungen zur 10. Auflage des Paul'schen Deutschen Wörterbuchs. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 10 (2006), H. 2, S. 163-173.

Lengyel, Valéria: Zur Bedeutsamkeit der Raumstruktur in Thomas Manns *Zauberberg* und Stig Dagermans *Die Insel*

*der Verdammten*. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 164-176.

Lichtmann, Tamás; Villányi, András: Az utolsó harminc év: a magyar zsidóság életéből [Die letzten dreißig Jahre: aus dem Leben des ungarischen Judentums]. Budapest: Villányi Kiadó, 2006. 178 S.

Lichtmann, Tamás (Hg.): Scholien – zu Arendt, Celan, Hölderlin, Bernhard. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2006 (Arbeiten zur deutschen Philologie XXVII).

Lőkös, Péter: Egy 17. századi erdélyi szász krónikás az 1552-es egri ostromról [Ein siebenbürgisch-sächsischer Chronist des 17. Jahrhunderts über die Belagerung von Eger im Jahre 1552]. In: Honismeret 34 (2006), S. 39-45.

Lőkös, Péter: A brassói falikrónika [Die Kronstädter Wandchronik]. In: Könyv és Könyvtár 26 (2004), S. 211-224.

Lőkös, Péter: Eine Fleming-Strophe in einem Stammbuch des 18. Jahrhunderts. In: Magyar Könyvszemle 122 (2006), S. 259-265.

Lőkös, Péter: Johann Seivert és az erdélyi szász irodalomtörténet-írás kezdetei [Johann Seivert und die Anfänge der siebenbürgisch-sächsischen Literaturgeschichtsschreibung]. In: Honismeret 34 (2006), S. 70-72.

Lőkös, Péter: Johann Seivert írói életrajzi lexikona: Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten und ihren Schriften [Johann Seiverts Schriftstellerlexikon: Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten und ihren Schriften]. In: Historia litteraria a XVIII. században. Hg. v. István Csörsz Rumen, Béla Hegedűs, Gábor Tüskés unter der Mitarbeit von Annamária Bretz. Budapest: Universitas, 2006, S. 143-152.

Lőkös, Péter: Die Rezeption des Traktates „De miseria humanae conditionis" Papst Innozenz' III. in der ungarischen Erbauungsliteratur des 16. Jahrhunderts. In: Wolfenbütteler Renaissance-Nachrichten 30 (2006), S. 15-18.

Mádl, Antal: Nikolaus Lenau und sein kulturelles und sozialpolitisches Umfeld. München: IKGS Verlag, 2005 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südostauropas. Wissenschaftliche Reise [Literatur- und Sprachgeschichte 92]). 415 S.

Maitz, Péter: A nyelvi nacionalizmus a dualizmus kori Magyarországon. Egy nyelvi ideológia elemei [Sprachlicher Nationalismus in Ungarn zur Zeit des Dualismus. Elemente einer Sprachideologie]. In: Magyar Nyelv 102 (2006), H. 3, S. 307-322.

Majorosi, Anna: Überlegungen zu der aktuellen Problematik der Lehrerfort- und -weiterbildung in Ungarn. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006. 256 S.

Boócz-Barna Katalin; Majorosi, Anna; Szablyár Anna: 3+1D-Puzzle. Landeskunde und interkulturelle Kommunikation. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006 (http://www.germanistik.elte.hu/landeskunde_hefop).

Molnár, Klára: Film/Bild-*Sprache*, Internet/?-*Sprache*. Faust-Variationen im Vergleich. In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1), S. 121-143.

Molnár, Klára: ‚Teatrum mundi' am Bildschirm. Die Bühne und das Theaterhafte als Darstellungsmodi in Filmen: Max Ophüls' *La Ronde* und Lars von Triers *Dogville*. In: Arbeitspapiere zur germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaft. Debrecen: Universitätsverlag, 2006.

Molnár, Klára (Hg.): Medien und Medialität. Lehr- und Übungsmaterial mit Texten. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006. 151 S.

Molnár, Krisztina: Eine neue alte Methode: kontrastive Linguistik auf sprachtypologischer Grundlage (am Beispiel der Substantivdetermination). In: Gárgyán, Gabriella; Hum, Rozália; Molnár, Petra (Hg.): Linguistische Beiträge ungarischer Nachwuchsgermanisten. Szeged: Klebelsberg Kuno Egyetemi Kiadó, 2006, S. 119-132.



Molnár, Petra; Zóka, Eszter: Näheanalyse des Textes „Wenn doch dies Elend ein Ende hätte": Ein Briefwechsel aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006, S. 279-296.

Nádudvari, Gabriella: „Die Klavierspielerin" – eine semiotische Untersuchung zur narrativen Perspektive in der literarischen und filmischen Erzählung. In: Vidulic, Svjetlan Lacko; Moser, Doris; Turkovic, Sladan (Hg.): Germanistik im Kontakt. ZGB BH 9. Zagreb, 2006, S. 253-265.

Nagy, Hajnalka: Das „Leuchten von Namen". Figurennamen, Ortsnamen und Körpersymbolik als kulturelle Codes in Ingeborg Bachmanns Prosa. In: Balogh, F. András; Mitterbauer, Helga (Hg.): Zentraleuropa. Ein hybrider Kommunikationsraum. Wien: Praesens, 2006, S. 227-244.

Németh, Attila: ‚Normen' im zweisprachigen Sprachgebrauch. Überlegungen zur Theorie und Methode ihrer Beschreibung am Beispiel des deutsch-ungarischen Sprachkontaktes. In: Sprachwissenschaft 31 (2006), H. 2, S. 175-206.

Németh, Attila: Über zweisprachige Einstellungskonzepte (mit Anregungen für die deutsch-ungarische Sprachkontaktforschung). In: Muhr, Rudolf (Hg.): Reproduction and Innovation in Language and Communication in different Language Cultures/Reproduktionen und Innovationen in Sprache und Kommunikation verschiedener Sprachkulturen. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006, S. 337-352.

Orosz, Magdolna: „Aber was sind Farben, wofern nicht das innerste Leben der Gegenstände in ihnen hervorbricht!" Hugo von Hofmannsthals „Farbenlehre". In: Kakanien revisited, http://www.kakanien.ac.at/beitr/emerg/MOrosz1.pdf (auf Ungarisch: „De mik is a színek, ha nem a tárgyak legbensőbb élete tör elő bennük!" A színek emergenciája Hugo von Hofmannsthal fiktív leveleiben. In: Kerekes, Amália; Plener, Peter; Teller, Katalin [Hg.]: A perem felől. Emergenciák és médiakonfigurációk, 1900/2000. Budapest: Gondolat, 2006, S. 83-98).

Orosz, Magdolna: „Du kannst deinen Namen draufschreiben". Erzählte Autoren und Figuren im fiktionalen Erzähldiskurs. In: Horváth, Géza; Bombitz, Attila (Hg.): Die Wege und die Begegnungen. Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006, S. 55-66.

Orosz, Magdolna: Fantasztikus metaforák – metaforikus fantasztikum [Fantastische Metaphern – metaphorische Fantastik]. In: Világosság 47 (2006), H. 8-9-10, S. 145-155.

Orosz, Magdolna: Literarische Bibellektüre(n). Aspekte einer semiotischen Intertextualitätskonzeption und intertextueller Textanalyse. In: Alkier, Stefan; Hays, Richard B. (Hg.): Die Bibel im Dialog der Schriften. Konzepte intertextueller Bibellektüre. Tübingen: Narr, 2005, S. 217-236.

Orosz, Magdolna: Lux aeterna és Tenebrae. A jelentésalkotó megfordítás Paul Celannál [Lux aeterna und Tenebrae. Die bedeutungsstiftende Umkehrung bei Paul Celan]. In: Kabdebó, Lóránt; Ruttkay, Helga; Sz. Huszárik, Mária (Hg.): „Szabad-ötletek…". Szőke György tiszteletére barátaitól és tanítványaitól. Miskolc: ME Irodalomtudományi Doktori Iskola

Szabó Lőrinc Kutatóhely, 2005, S. 410-423.

Orosz, Magdolna: „Az utánzott idegen nyelvű kézírás". Mű és alkotás E.T.A. Hoffmann elbeszéléseiben. Budapest: Gondolat Kiadó, 2006. 240 S.

Orosz, Magdolna: Utazás kultúrák között. Interkulturális mozzanatok Cholnoky Viktor Trivulzió-novelláiban [Unterwegs zwischen Kulturen. Interkulturelle Aspekte in den Viktor Trivulzió-Novellen von Viktor Cholnoky]. In: Bednanics, Gábor; Eisemann, György (Hg.): Induló modernség – kezdődő avantgárd. Budapest: Ráció, 2006, S. 102-122.

Bernáth, Árpád; Orosz, Magdolna; Radek, Tünde; Rácz, Gabriella; Tőkei, Éva: Irodalom, irodalomtudomány, irodalmi szövegelemzés. Digitális tananyag [Literatur, Literaturwissenschaft, Analyse literarischer Texte. Digitales Lehrbuch]. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006 (http://germanistik.elte.hu/irodbev).

Orosz, György: Archaikus kozmológia és kozmográfia: Az apokrifek és vallásos népénekek mitologikus világképe [Archaische Kosmologie und Kosmographie: Das mythologische Weltbild der Apokryphen und der geistlichen Volksgesänge]. In: Veres, László; Viga, Gyula (Hg.): A Herman Ottó Múzeum Évkönyve, XLV. Miskolc, 2006, S. 385-410.

Orosz, György: Das also sind die Freitage. Apokryphen, geistliche Volksgesänge. In: Barabás, László (Hg.): Acta Germanistica Nyíregyhaziensia I. Wissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur der Gesamthochschule Nyíregyháza. Beiträge zum Tag der ungarischen Wissenschaft 2005. Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó, 2006, S. 95-109.

Orosz, György: Die Frau, die von Gott angesprochen und berufen wurde. Betrachtungen anlässlich des 85. Geburtstages von Zsuzsanna Erdélyi. In: Hollós, Attila (Hg.): Studia Slavica Academiae Scientiarum Hungaricae. Volume 51, Numbers 1-2, March. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2006, S. 193-197.

Orosz, György: Die Sage von den 12 Freitagen in den europäischen Kulturen. Apokryphen, geistliche Volksgesänge. In: Hollós, Attila (Hg.): Studia Slavica Academiae Scientiarum Hungaricae. Volume 51, Numbers 1-2, March. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2006, S. 79-95.

Pabis, Eszter: Anmerkungen zur literarischen Polyphonie und zur sprachlichen Hybridisierung in der deutschsprachigen Prosa der Schweiz nach 1945. In: Kovács, Kálmán (Hg.): Ideologie der Form. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006, S. 115-135.

Pabis, Eszter: Erfinde die Schweiz! Performativität in neueren Theorien der Nation und in der Konstruktion der „Willensnation" Schweiz. In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1), S. 217-229.

Pabis, Eszter: „Habe illudiert und illudiert und dabei mein Selbst verjuxt" – das fremde Wort in Hermann Burgers *Diabelli, Prestidigitateur*. In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2006, Nr. 16 (http://www.inst.at/trans/16Nr/07_3/pabis16.htm).

Horváth, Andrea; Pabis, Eszter (Hg.): Gedächnis – Identität – Interkulturalität. Ein kulturwissenschaftliches Studienbuch. Budapest: Bölcsész Konzorcium HEFOP, 2006. 177 S.

Boócz-Barna, Katalin; Palotás, Berta: Kreative Kommunikation – Deutsch als Fremdsprache Niveau A2. Budapest: SULINOVA Közoktatás-fejlesztési és Pedagógustovábbképzési Kht., 2006. 266 S.

Péteri, Attila: Intonation und Prosodie an der Schnittstelle zwischen Grammatik und Pragmatik. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 203-226.

Pethő, Gergely; Csatár, Péter; Tóth; Enikő: On possible factors of the aesthetic appreciation of metaphors. In: Journal of Literary Semantics 35 (2006) S. 29-51.

Petneki, Katalin: Mit ér az idegen nyelv, ha nem angol? [Was ist die Fremdsprache wert, wenn sie nicht das Englische ist?] In: Modern Nyelvoktatás 12 (2006), H. 2, S. 50-56.

Petneki, Katalin; Szablyár, Anna; Szalay Éva: Német nyelv. Felkészítő könyv közép- és emelt szinthez [Deutsch. Vorbereitung auf das Abitur – Mittel- und Oberstufe]. Budapest: Corvina, 2006. 148 S.

Petneki, Katalin; Szablyár, Anna; Szalay, Éva: Német nyelv. Új érettségi. Felkészítő könyv közép és emelt szinthez [Deutsche Sprache. Vorbereitung auf das neue Abitur auf der Mittel- und Oberstufe]. Budapest: Corvina, 2006. 149 S.

Rácz, Gabriella: Changierende Klangräume der Seele. Béla Bartók/Béla Balázs: „Herzog Blaubarts Burg". In: Kakanien revisited, http://www.kakanien.ac.at/beitr/emerg/GRacz1.pdf/show_pdf (auf Ungarisch: A lélek változó hangzó terei. Bartók Béla/Balázs Béla: *A kékszakállú herceg vára*. In: Kerekes, Amália; Plener, Peter; Teller, Katalin [Hg.]: A perem felől. Emergenciák és médiakonfigurációk, 1900/2000. Budapest: Gondolat, 2006, S. 163-172).

Rácz, Gabriella: ‚Erzieher der Nation'? Arnold Zweigs Schiller-Rezeption im Schiller-Jahr 1955. In: Dies.; V. Szabó, László (Hg.): „Schöne Welt, wo bist du?" Studien zu Schiller anlässlich des Bizentenars seines Todes. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Praesens Verlag, 2006 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement 6), S. 165-177.

Bernáth, Árpád; Orosz, Magdolna; Radek, Tünde; Rácz, Gabriella; Tőkei, Éva: Irodalom, irodalomtudomány, irodalmi szövegelemzés. Digitális tananyag [Literatur, Literaturwissenschaft, Analyse literarischer Texte. Digitales Lehrbuch]. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006 (http://germanistik.elte.hu/irodbev).

Rácz, Gabriella: Wahrnehmungsmodalitäten und Analepsen. Narration im Zeichen einer ambivalenten Modernität bei Arnold Zweig. In: Szatzker, Szilvia (Hg.): Temporalität und Modalität in Texten. Székesfehérvár: KJF, 2006 (Germanistica Albensia 8), S. 11-22.

Rácz, Gabriella; V. Szabó, László (Hg.): „Schöne Welt, wo bist du?". Studien zu Schiller anlässlich des Bizentenars seines Todes. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Praesens Verlag, 2006 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement 6). 229 S.

Knipf-Komlósi, Erzsébet; Rada, Roberta; Bernáth, Csilla: Aspekte des Wortschatzes. Ausgewählte Fragen zu Wortschatz und Stil. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006. 276 S.

Rada, Roberta: Falsche Freunde als sprachliche Fallen. In: Deutsch revital 3 (2006), H. 3, S. 41-52.

Rada, Roberta: Das Schicksal des Ideologievokabulars der LTI. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 55-65.

Radek, Tünde: Der „Germanen-Gedanke" und die Reichsideologie. Manipulierte Erinnerung oder GerManie. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 34-43.

Radek, Tünde; Szilágyi, Anikó (Hg.): Hausgeschichten. Studien zur ungarndeutschen Kultur in Transdanubien. Veszprém: Faa Produkt Kft. 2006.

Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006 (http://germanistik.elte.hu/irodbev).

Rákosi, Csilla: A generatív szintaxis standard elméletének argumentációs szerkezete. Esettanulmány. 2. rész [Die Argumentationsstruktur der Standardtheorie der generativen Syntax]. In: Argumentum 2, 2006, S. 17-47.

Kertész, András; Rákosi, Csilla: Ciklikus és prizmatikus érvelés Lakoff és Johnson fogalmi metaforaelméletében [Zyklische und prismatische Argumentation in der begrifflichen Metapherntheorie von Lakoff und Johnson]. In: Galgóczi, László; Vass, László (Hg.): A mondat: kaland. Hetven tanulmány Békési Imre 70. születésnapjára. Szeged: JGYF Kiadó, 2006, S. 186-191.

Kertész, András; Rákosi, Csilla: Inconsistency and Plausible Reasoning in an Analysis of German Affricates. A Case Study in the Philosophy of Linguistics. In: Language Sciences 28 (2006), S. 386-423.

Kertész, András; Rákosi, Csilla; Csatár, Péter: Remarks on the Unity and Diversity of Cognitive Metaphor Research. In: Benczes, Réka; Csábi, Szilvia (Hg.): The Metaphors of Sixty: Papers on the Occasion of the 60th Birthday of Zoltán Kövecses. Budapest: Eötvös Loránd University, 2006, S. 144-155.

Kertész, András; Rákosi, Csilla; Bódog, Alexa: A saussure-i strukturalizmus tudománytörténeti rekonstrukciójáról [Über die wissenschaftsgeschichtliche Rekonstruktion des Saussure'schen Strukturalismus]. In: Magyar Nyelv 102 (2006), H. 4, S. 430-441.

Kertész, András; Rákosi, Csilla: Überlegungen zu einem heuristischen Modell von Fehlschlüssen. In: Horváth, Géza; Bombitz, Attila (Hg.): Die Wege und die Begegnungen. Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006, S. 40-54.

Rauzs, Orsolya: Näheanalyse des Textes *Meister Johann Dietz des Großen Kurfürsten Feldscher und Königlicher Hofbarbier*. In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006, S. 163-181.

Rauzs, Orsolya: Näheanalyse des Textes *Ulrich Bräker: Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg*. In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006, S. 201-219.

Riskó, Enikő: Fernöstliches Gedankengut und Psychoanalyse in Hermann Hesses Roman Siddhartha. In: Barabás, László (Hg.): Acta Germanistica Nyíregyhaziensia. Wissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur der Gesamthochschule Nyíregyháza I. Beiträge zum Tag der ungarischen Wissenschaft 2005. Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó, 2006, S. 33-47.

Rózsa, Mária: Bratislava v miestnej nemeckej tlači 1850-1920. In: Kapitoly z dejín Bratislavy. Bratislava: Kalligram, 2006, S. 429-445.

Rózsa, Mária: Deutschsprachige Presse des Vormärz in Wien, Pressburg und Pest-Buda. In: Balogh, F. András; Mitterbauer, Helga (Hg.): Zentraleuropa. Ein hybrider Kommunikationsraum. Wien: Praesens, 2006, S. 87-94.

Deutschsprachige Presse in Ungarn – Magyarországi német nyelvű sajtó 1921-2000. Bibliographie – Bibliográfia. Zusammengestellt, mit Vorwort u. Registern versehen v. Mária Rózsa – Összeállította, az előszót és a mutatókat készítette Rózsa Mária. Budapest: Országos Széchényi Könyvtár, Gondolat Kiadó, 2006. 202 S.



„Ihr Männer auf, jetzt ruft die Zeit". Deutsche Texte aus Ungarn zur Revolution und zum Freiheitskampf 1848/1849. Auswahl, Einleitung und Nachwort v. Mária Rózsa. Hg. v. András F. Balogh und László Tarnói. Budapest: Argumentum, 2006 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 5). 404 S. + 16 Tafel.

Rózsa, Mária: Magyarország a Grenzboten című folyóiratban (1849-1880). I-II [Ungarn in der Zeitschrift Grenzboten (1849-1880). I-II]. In: Magyar Könyvszemle 122 (2006), H. 1, S. 32-50 u. H. 2, S. 238-253.

Rózsa, Mária: A magyarországi német nyelvű sajtó feltárásának helyzete [Stand der Erforschung der deutschsprachigen Presse Ungarns]. In: Magyar Könyvszemle 122 (2006), H. 3, S. 381-387.

Rózsa, Mária: Preßburg in der deutschsprachigen Presse der Stadt (1850-1920). In: Spiegelungen 1 (2006), H. 3, S. 41-52.

Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1). 317 S.

Sata, Lehel: Dichtung als „Göttliche Verkehrungs-Kunst". Zu Catharina Regina von Greifenbergs „Des Allerheiligst- und Allerheilsamsten JESUS-Leidens / Erster Betrachtung". In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006, S. 9-40.

Schauer, Hilda: Gedächtnis, Erzählen und Identität in Christoph Ransmayrs Morbus Kitahara. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 97-109.

Scheibl, György: Aktiv, Passiv, Antipassiv. Argumentale Reorganisation im Deutschen. In: Deutsche Sprache 2006, H. 4, 354-382.

Scheibl, György: Zwei Senatoren bestechen drei Vestalinnen. Nominalphrasen mit Numeralien und die referenziell-strukturelle Ambiguität im Deutschen. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2006 (Philosophiae Doctores). 314 S.

Boócz-Barna Katalin; Majorosi, Anna; Szablyár Anna: 3+1D-Puzzle. Landeskunde und interkulturelle Kommunikation. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006 (http://www.germanistik.elte.hu/landeskunde_hefop).

Petneki, Katalin; Szablyár, Anna; Szalay Éva: Német nyelv. Felkészítő könyv közép- és emelt szinthez [Deutsch. Vorbereitung auf das Abitur – Mittel- und Oberstufe]. Budapest: Corvina, 2006. 148 S.

Petneki, Katalin; Szablyár, Anna; Szalay, Éva: Német nyelv. Új érettségi. Felkészítő könyv közép és emelt szinthez [Deutsche Sprache. Vorbereitung auf das neue Abitur auf der Mittel- und Oberstufe]. Budapest: Corvina, 2006. 149 S.

Propszt, Eszter: Az életintegráció igénye Balogh Robert „schvab" műveiben [Der Anspruch auf Lebensintegration in Robert Baloghs „schwäbischen" Werken]. In: Új Dunatáj 2006, H. 2-3, S. 70-78.

Propszt, Eszter: Az identitás interdiskurzív megalkotásának vizsgálata a kortárs magyarországi németség irodalmában [Zur interdiskursiven Konstruktion der ungarndeutschen Identität in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur]. In: Irodalomtörténeti Közlemények 2006, H. 1-2, S. 72-81.

Propszt, Eszter: Über die Kommunikation im ungarndeutschen Literaturraum. In: Balogh, András F.; Mitterbauer, Helga (Hg.): Zentraleuropa: Ein hybrider Kommunikationsraum. Wien: Praesens, 2006, S. 245-263.

Propszt, Eszter: Der Wandel der Identitätskonstruktion in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Germanistik 11 (2006), S. 59-75.

Reder, Anna: Kollokationen in der Wortschatzarbeit. Wien: Praesens, 2006. 254 S.

Reder, Anna: Kollokationsforschung und Kollokationsdidaktik. In: Näf, Anton; Duffner, Rolf (Hg.): Korpuslinguistik im Zeitalter der Textdatenbanken. Linguistik online (http://www.linguistik-online.de/28_06/reder.html).

Reder, Anna; Szabó, Nóra: Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus - ungarisches Schuldeutsch. In: Deutschunterricht für Ungarn 2006, H. 3-4, S. 46–72.

Reder, Anna: Zum Transferverhalten ungarischer DaF-Lerner in Strukturabhängigkeit von Kollokationen. In: Karnowski, Pawel; Szigeti, Imre (Hg.): Sprache und Sprachverarbeitung. Akten des 38. Linguistischen Kolloquiums in Piliscsaba 2003. Frankfurt a.M.: Peter Lang 2006, S. 367-381.

Ritz, Szilvia: Der Österreich-Begriff in Schnitzlers Schaffen. Analyse seiner Erzählungen. Wien: Praesens 2006. 276 S.

Ritz, Szilvia: Österreichische Literatur – zwischen Gleichsprachigkeit und Vielsprachigkeit. In: Balogh, F András; Mitterbauer, Helga (Hg.): Zentraleuropa. Ein hybrider Kommunikationsraum. Wien: Praesens, 2006, S. 31-45.

Sárvári, Tünde: Aktuelle Fragen des Minderheitenunterrichts in Ungarn – mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Minderheit. In: Seebauer, Renate (Hg.): Mosaik Europa. Diskussionsbeiträge zur ethnischen und sprachlichen Vielfalt. Interkulturelle Pädagogik Bd. 5, Wien, 2006, S. 62-72.

Sárvári, Tünde: Az autonóm tanulóvá nevelés lehetőségei az általános iskolai idegennyelvórán [Zu den Möglichkeiten des autonomen Lernens im Fremdsprachenunterricht mit Grundschulkindern]. In: Gordon Győri, János (Hg.): Mit? Kinek? Hogyan? A Gyakorlóiskolák Iskolaszövetsége által szervezett Vezetőtanárok III. Országos Módszertani Konferenciájának előadásai. Budapest, 2006, S. 383-393.

Sárvári, Tünde: „Az ember feje nem káptalan" Vizuális emlékezetfejlesztő stratégiák az általános iskolai német nyelvkönyvekben [„Der Mensch ist kein Lexikon". Analyse der Mnemotechniken in den DaF-Lehrwerken an ungarischen Grundschulen]. In: Nyelv*Infó. A nyelvtanárok lapja 2006, H. 3, S. 14-27.

Sárvári, Tünde; Héger, Anita: A kommunikatív nyelvtanítási módszer gyakorlati alkalmazásáról – a szövegfeldolgozás lépései [Zur Anwendung der kommunikativen Didaktik in der Praxis – Textverarbeitung]. In: Módszertani közlemények. Szeged 2006 H. 5, S. 205-209.

Szabó, Csaba: Superlative (zu Hölderlins Antigonä). In: Lichtmann, Tamás (Hg.): Scholien – zu Arendt, Celan, Hölderlin, Bernhard. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2006 (Arbeiten zur deutschen Philologie XXVII), S. 53-68.

Szabó, Emese: De fut is eruit, uit de Vijftigers. De bloemlezing Dichters van de 19de en 20ste eeuw in 1000 en enige gedichten van Gerrit Komrij en de late receptiegeschiedenis van de Vijtigers [Die Puste ist ausgegangen, den Fünfzigern. Die Anthologie Dichter des 19. und 20. Jahrhunderts in 1000 und einigen Gedichten von Gerrit Komrij und die spätere Rezeptionsgeschichte der Fünfziger]. In: Hrnčiřová, Zdenka; Krol, Ellen (Hg.): Wiert de Vries: Praagse perspectieven, 2006/4, S. 61-66.

Szabó, Emese: Kerststerren op het theeveld. Bijdrage tot de discussie over het begrip koloniaale. Nederlands-Indische literatuur op basis van de roman De zwarte met het witte hart van Arthur Japin [Weihnachtssterne auf dem Teefeld. Beitrag zur Diskussion über den Begriff koloniale Literatur anhand des Romans Der Schwarze mit weißem Herzen von Arthur Japin]. In: Acta Neerlandica 2006, H. 4, S. 45-59.

Szabó, Erzsébet: A fikcionális nevek mint kettős szemantikai profilú kifejezések. In: Dies.; Vecsey, Zoltán (Hg.): Ki volt Sherlock Holmes? Tanulmányok a nevek szemantikájáról. Szeged: JATE Press, 2005 (Studia Poetica. Supplementum II. lingua Hungarica editum), S. 147-162.

Szabó, Erzsébet: A jelentés fregeánus és kripkeánus aspektusának összefüggéseiről [Über die Frege'schen und Kripkeschen Zusammenhänge der Bedeutung]. In: Bernáth, Árpád; Vecsey, Zoltán (Hg.): Frege aktualitása. Helikon. Irodalomtudományi Szemle 52 (2006), H. 3, S. 237-242.

Szabó, Erzsébet: Theodor Fontanes zeichenhafte Romane im Kontext von Michel Foucaults Kultursemiotik. In: Horváth, Géza; Bombitz, Attila (Hg.): Die Wege und die Begegnungen. Festschrift für Károly Csúri zum 60. Geburtstag. Budapest: Gondolat, 2006, S. 121-129.

Szabó, Judit: *Ardinghello* oder die Utopie des Widerspruchs. In: Bernáth, Árpád; Hárs, Endre; Plener, Peter (Hg.): Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien. Tübingen: Francke, 2006, S. 11-26.

Szabó, Judit: Előszó. Tudományközterek [Vorwort. Wissenschaftsforen]. In: Kerekes, Amália; Teller, Katalin (Hg.): Váltó és keresztkapcsolások. A tudásközvetítés folyamatai a két világháború közötti magyar és német nyelvű kultúrában. Budapest: Gondolat, 2006, S. 227-237.

Szabó, Judit: Egy különös társasjáték szabályai. *Az igazi és a Judit ... és az utóhang* német és magyar kontextusban [Regeln eines besonderen Gesellschaftsspiels. Wandlungen einer Ehe im deutschen und ungarischen Kontext]. In: Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila (Hg.): Posztumusz reneszánsz. Tanulmányok Márai Sándor német nyelvű utóéletéhez. Szeged: Grimm, 2006, S. 123-145.

Szabó, Judit: Die Performanz des Ethischen am Beispiel der *Penthesilea*. In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006, S. 55-68.

Szabó, Zoltán: Wohin mit Tagebüchern? – Ansätze zu neueren Untersuchungen. In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1), S. 277-289.

Szatmári, Petra: Medium im deutsch-ungarischen Vergleich. In: Fries, Norbert; Fries, Christiane (Hg.): Deutsche Grammatik im europäischen Dialog. Beiträge zum Kongress Krakau 2006, Online 2006 (http://krakau2006.anaman.de), S. 1-14.

Szatmári, Petra: *Sich-lassen*-Konstruktionen als Konkurrenzformen des bekommen-Passivs. In: Deutsch als Fremdsprache 43.3/2006, S. 138-143.

Szatmári, Petra: Zur Grammatikalisierung des *gehören*-Passivs. In: Kozmová, Ružena (Hg.): Sprache und Sprachen im mitteleuropäischen Raum. Vorträge der internationalen Linguistik-Tagung Trnava 2005. Filozofická fakulta, Univerzita sv. Cyrila a Metoda v Trnave/Gesellschaft für Sprache und Sprachen (GeSuS). Trnava 2006, S. 115-128.

Szatzker, Szilvia: Ergebnisse einer Korpusuntersuchung zur Grammatikalisierung von *würde* + Infinitiv im Neuhochdeutschen. In: Dies. (Hg.): Temporalität und Modalität in Texten. Székesfehérvár: KJF, 2006, S. 59-71.

Szatzker, Szilvia (Hg.): Temporalität und Modalität in Texten. Székesfehérvár: KJF, 2006 (Germanistica Albensia 8). 90 S.

Székely, Gábor: Abschwächende Wortgruppen in der deutschen Sprache. In: Barabás, László (Hg.): Acta Germanis-

tica Nyíregyhaziensia I. Wissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur der Gesamthochschule Nyíregyháza. Beiträge zum Tag der ungarischen Wissenschaft 2005. Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó, 2006, S. 63-65.

Székely, Gábor: Egy sajátos nyelvi jelenség, a fokozás [Ein eigenartiges sprachliches Phänomen, die Graduierung]. Budapest: Tinta Könyvkiadó, 2007. 141 S.

Szoboszlai, Ildikó: Zum Ausdruck der Aspektualität im gegenwärtigen Deutsch. In: Fries, Norbert; Fries, Christiane (Hg.): Deutsche Grammatik im europäischen Dialog. Beiträge zum Kongress Krakau 2006. Hrsg. von Fries. Online 2006 In: http://krakau2006.anaman.de/beitraege/szoboszlai.pdf.

Szögedi, Anita: Die barocke Redekunst als Prozess der Bedeutungsmotivierung. In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1), S. 41-54.

Teller, Katalin: „alles ausgeburt der Sprache". Ästhetisierte Gewalt bei Oswald Wiener? In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 66-76.

Teller, Katalin: Die Körperbewegungen des Schriftzeichens. Zur perfomativen Sinngebung anhand ausgewählter Texte der Wiener Gruppe. In: Hammer, Erika; Sándorfi, Edina (Hg.): „Der Rest ist – Staunen". Literatur und Performativität. Wien: Praesens, 2006 (Pécser Studien zur Germanistik 1), S. 199-216.

Kerekes, Amália; Plener, Peter; Teller, Katalin (Hg.): A perem felől. Médiakonfigurációk és emergenciák 1900/2000 [Vom Rande her. Medienkonfigurationen und Emergenzen 1900/200]. Budapest: Gondolat, 2006. 222 S.

Kerekes, Amália; Teller, Katalin (Hg.): Váltó- és keresztkapcsolások. A tudásközvetítés folyamatai a két világháború közti német és magyar nyelvű kultúrában [Wechsel- und Kreuzschaltungen. Prozesse der Wissensvermittlung in der deutsch- und ungarischsprachigen Kultur der Zwischenkriegszeit]. Budapest: Gondolat, 2006. 520 S.

T. Litovkina, Anna; Mieder, Wolfgang; Földes, Csaba (Hg.): Old Proverbs Never Die, They Just Diversify. A Collection of Anti-Proverbs. Burlington: The University of Vermont/Veszprém: The Pannonian University of Veszprém 2006. 416 S.

Tichy, Ellen: Interkulturelles Lernen durch lokale Erkundungen. In: Interkulturelle Kompetenz. Sammelband mit Artikeln, basierend auf Materialien der internationalen Konferenz „Interkulturelle Kompetenz in der professionellen Persönlichkeitsentwicklung". Petrosawodsk: Verlag KSPU, 2006, S. 512-515.

Tichy, Ellen: Ungarische Studierende schreiben über das Thema „60 Jahre Kriegsende" In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 110-116.

Tóth, József: Az igejelentés reprezentációjának kérdései: az eseményszerkezetes elemzés [Fragen der Repräsentation der Verbbedeutung: die ereignisstrukturbasierte Analyse]. In: Kovács, László; Tóth, József (Hg.): Határsávok 2003-2004. Szombathely: Savaria University Press, 2006, S. 143-147.

Tóth, József: Repräsentation der Wortbedeutung. In: Vliegen, Maurice (Hg.): Variation in Sprachtheorie und Spracherwerb. Akten des 39. Linguistischen Kolloquiums in Amsterdam 2004. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006, S. 363-374.

Tóth, József: Was tun in der Verbalsemantik? Überlegungen zur Repräsentation der Verbbedeutung In: Karnowski, Pawel; Szigeti, Imre (Hg.): Sprache und Sprachverarbeitung. Akten des 38. Linguistischen Kolloquiums in Piliscsaba 2003.



Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006, S. 199-203.

Tőkei, Éva: Kollektivismus und Identifikationsparadigmen im *Roman eines Schicksallosen*. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 28-33.

Bernáth, Árpád; Orosz, Magdolna; Radek, Tünde; Rácz, Gabriella; Tőkei, Éva: Irodalom, irodalomtudomány, irodalmi szövegelemzés. Digitális tananyag [Literatur, Literaturwissenschaft, Analyse literarischer Texte. Digitales Lehrbuch]. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006 (http://germanistik.elte.hu/irodbev).

Túri, Ágnes: Fikció és önéletrajz. Fikcionális és önéletrajzi olvasás Márai Sándor német nyelvű köteteiben [Fiktion und Autobiografie. Fiktionale und autobiografische Lektüre in den deutschsprachigen Büchern Sándor Márais]. In: Posztumusz reneszánsz. Tanulmányok Márai Sándor német nyelvű utóéletéhez. Hg. v. Árpád Bernáth, Attila Bombitz. Szeged: Grimm, 2005, S. 188-198.

Túri, Ágnes: Kertész Imre *Felszámolás*ának visszhangja a német nyelvű sajtóban [Die Rezeption von Imre Kertész' *Liquidation* in der deutschsprachigen Presse]. In: Miért olvassák a németek a magyarokat? Befogadás és műfordítás. Hg. v. Árpád Bernáth, Attila Bombitz. Szeged: Grimm, 2004, S. 278-286.

Ujvári, Hedvig: Magyar írók európai közegben: Max Nordau publicisztikai tevékenysége Bécs, Berlin és Párizs között [Ungarischer Schriftsteller im europäischen Kontext: Max Nordaus Publizistik zwischen Wien, Berlin und Paris]. In: Acta Academiae Paedagigicae Agriensis. Nova Series Tom. XXXIII. Sectio Scientiarum Medialium. A magyar újság múltja és jelene. Tudományos konferencia az Eszterházy Károly Főiskola Médiatudományi Tanszékének rendezésében. 2005. május 6-7. Redigit Géza Buzinkay. Eger, 2006, S. 63-70.

Ujvári, Hedvig: Max Nordau tárcái a Pester Lloydban [Max Nordaus Feuilletons im Pester Lloyd]. In: Belvedere Meridionale (Szeged) 18 (2006), H. 1-2, S. 61-77.

Ujvári, Hedvig: Max Nordaus journalistische Tätigkeit für die „Ungarische Illustrirte Zeitung". In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte (Potsdam, Leiden, Boston) 58 (2006), H. 1, S. 67-72.

Ujvári, Hedvig: Petőfi-Gedichte in Ignaz Schnitzers Übertragung. In: Kakanien revisited, http://www.kakanien.ac.at/beitr/materialien/HUjvari1.pdf.

Ujvári, Hedvig: Petőfi-versek Schnitzer Ignác fordításában [Petőfi-Gedichte in Ignaz Schnitzers Übertragung]. In: Irodalomtörténeti Közlemények 110 (2006), H. 3-4, S. 416-420.

Uzonyi, Pál: A forrásnyelvi és célnyelvi adatok ekvivalenciájának nehézségeiről [Zu den Problemen der Äquivalenz zwischen ausgangssprachlichen und zielsprachlichen Angaben]. In: Magay, Tamás (Hg.): Szótárak és használóik. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2006 (Lexikográfiai Füzetek 2), S. 117-126.

Rácz, Gabriella; V. Szabó, László (Hg.): „Schöne Welt, wo bist du?" Studien zu Schiller anlässlich des Bizentenars seines Todes. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Praesens Verlag, 2006 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement 6). 229 S.

Vallaster, Günter: Der Futurismus – eine Stilrichtung? In: Barabás, László (Hg.): Acta Germanistica Nyíregyháziensia. Wissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für Deutsche Sprache und Literatur der Gesamthochschule Nyíregyháza. Bd. I. Beiträge zum Tag der Ungarischen Wissenschaft 2005. Nyíregyháza: Bessenyei Könyvkiadó, 2006, S. 49-59.

Vallaster, Günter (Hg.): Grenzüberschneidungen. Poesie Visuell Interkulturell.

Wien: edition ch – Raum für Notizen, 2006. 164 S.

Vallaster, Günter; Greil, Josef (Hg.): Wortprofi. Schulwörterbuch für Österreich. München: Oldenbourg, 2006. 608 S.

Varga, Éva: Sprachspielerische Modifikationen von Phraseologismen in der Werbesprache – ein deutsch-ungarischer Vergleich. In: Karnowski, Pawe; Szigeti, Imre (Hg.): Sprache und Sprachverarbeitung. Akten des 38. Linguistischen Kolloquiums in Piliscsaba 2003. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2006, S. 217-228.

Varga, Péter: „und bin überall ein Fremder". Das Fremde und das Vertraute bei Theodor Herzl. In: „Czernowitz bei Sadagora". Identitäten und kulturelles Gedächtnis im mitteleuropäischen Raum. Hg. v. Andrei Corbea-Hoisie, Alexander Rubel. Iasi, Konstanz: Hartung-Gorre, 2006, S. 105-122.

Varga, Péter: Zigeunerdarstellungen bei ungarisch-jüdischen Autoren deutscher Sprache. Zwei Beispiele: Moritz Gottlieb Saphir und Theodor Herzl. In: Puchianu, Carmen Elisabeth (Hg.): Kronstädter Beiträge zur Germanistischen Forschung. Brasov: Aldus, 2006, S. 45-57.

Vígh, Tibor: Der Prüfungsteil Schreiben im neuen Abitur für DaF. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 335-351.

Vincze, Katalin: Abkürzungen und Kurzwörter im Deutschen. Tendenzen im heutigen Deutsch Acta Germanistica Nyíregyháziensia. Wissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur der Gesamthochschule Nyíregyháza. I. Beiträge zum Tag der ungarischen Wissenschaft. 2005, S. 79-91.

Welke, Klaus: *Würde* + Infinitiv: Zwischen Modus und Tempus. In: Szatzker, Szilvia (Hg.): Temporalität und Modalität in Texten. Székesfehérvár: KJF, 2006, S. 47-58.

Brenner, Koloman; Huszka, Balázs; Werk-Marinkás, Csaba: Deutsche Phonetik. Eine Einführung. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006. 158 S.

Wild, Katalin (Hg.): Bawaz. Geschichte – Brauchtum – Sprache. Pécs: Deutsche Minderheitenselbstverwaltung, 2006. 320 S.

Wild, Katalin: Die deutschen Mundarten in Südungarn. In. Szabó, Dezsó (Hg.): Ungarndeutsche Minderheitenkunde. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006, S. 89-146.

Wild, Katalin: Die Dorfanlage und die Bauernhäuser in Bawaz. In: Wild, Katharina (Hg.): Bawaz. Geschichte – Brauchtum – Sprache. Pécs: Deutsche Minderheitenselbstverwaltung, 2006, S. 219-233.

Wild, Katalin: Die Dorfanlage und die Bauernhäuser in den nachtürkischen Siedlungen. In: Szabó, Dezsó (Hg.): Ungarndeutsche Minderheitenkunde. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006, S. 342-349.

Wild, Katalin: Flurnamen in Bawaz. In: Wild, Katharina (Hg.): Bawaz. Geschichte – Brauchtum – Sprache. Pécs: Deutsche Minderheitenselbstverwaltung, 2006, S. 289-303.

Wild, Katalin: Merkmale der Bawazer Mundart. In: Wild, Katharina (Hg.): Bawaz. Geschichte – Brauchtum – Sprache. Pécs: Deutsche Minderheitenselbstverwaltung, 2006, S. 277-288.

Zóka, Eszter: Näheanalyse des Textes Zwischen Front und Heimat: der Briefwechsel des Münsterischen Ehepaares Agnes und Albert Neuhaus 1940-1944. In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006, S. 319-340.



Zsigmond, Anikó: Deutsche zwischen Ost und West. Fremdbild und Eigenbild in Siegfried Lenzens Kurzgeschichte „Die Wellen des Balaton". In: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Nr. 16 (http://www.inst.at/trans/16Nr/06_1/zsigmond16.htm).

# Autorinnen und Autoren

*Jana Adamek*
Fichtenweg 6
D-72076 Tübingen

*Dr. Katalin Boócz-Barna*
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

*Odett Csepela*
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

*Dr. Ilona Feld-Knapp*
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

*Dr. Gábor Gángó*
Ungarische Akademie der
Wissenschaften
Institut für Philosophische Forschung
Szemere u. 10
1054 Budapest

*Dr. Judit Gera*
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

*Erika Hammer*
Universität Pécs
Lehrstuhl für Deutschsprachige
Literaturen
Ifjúság útja 6
H-7624 Pécs

*Katalin Horváth*
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

*Viktoria Ilse*
Technische Universität Berlin
Institut für Sprache und
Kommunikation
Sprach- und Kulturbörse
Ernst-Reuter-Platz 7
D-10587 Berlin

*Dr. René Kegelmann*
Universität Pécs
Lehrstuhl für Deutschsprachige
Literaturen
Ifjúság útja 6
H-7624 Pécs

*Dr. Edit Kovács*
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

*Péter Magyar*
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

*Attila Mészáros*
Selye-János-Universität
Lehrstuhl für moderne Philologie
Rol'níckej školy 1519
SK-945 01 Komárno

*Dr. Rita Nagy*
Eszterházy-Károly-Hochschule Eger
Lehrstuhl für deutsche Sprache und
Literatur
Eszterházy tér 1
H-3300 Eger

*Dr. Guido Naschert*
Ludwig-Maximilians-Universität
Institut für deutsche Philologie
Schellingstr. 3
D-80799 München

*Dr. Eszter Pabis*
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

*Dr. Attila Péteri*
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

*Dr. Katalin Petneki*
Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2
H-6722 Szeged

*Dr. Eszter Propszt*
Universität Szeged
Hochschulfakultät für
Lehrerausbildung „Gyula Juhász"
Lehrstuhl für deutsche Sprache und
Literatur
Hattyas sor 10
H-6701 Szeged

*Dr. Tünde Radek*
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

*Dr. Béla Rásky*
Tizedes u. 5
H-1024 Budapest

*Dr. Szilvia Ritz*
Gáspár-Károli-Universität der
Reformierten Kirche
Lehrstuhl für Deutsche Sprache und
Literatur
Reviczky u. 4/C
H-1088 Budapest

*Dr. György Scheibl*
Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2
H-6722 Szeged

*Prof. Dr. August Stahl*
Universität des Saarlandes
Philosophische Fakultät II
Postfach 15 11 50
D-66041 Saarbrücken

*Dr. Petra Szatmári*
Berzsenyi-Dániel-Hochschule
Lehrstuhl für deutsche Sprache und
Literatur
Berzsenyi tér 2
H-9701 Szombathely

*Ágnes Túri*
Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2
H-6722 Szeged

*Dr. Hedvig Ujvári*
Katholische Péter-Pázmány-
Universität
Institut für Kommunikation
Egyetem u. 1
H-2087 Piliscsaba

*Dr. László V . Szabó*
Pannonische Universität Veszprém
Germanistisches Institut
Füredi u. 2
H-8201 Veszprém

*David Zimmer*
Schauplatzgasse 31
Postfach 430
CH-3000 Bern 7

# Brücken
# Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei
# Inhaltsverzeichnis 2006


Vorwort ..... 7

*Aufsätze:*

Hans Lemberg:
Quellen zur Alltagsgeschichte des Zusammenlebens von Tschechen und Deutschen in der Ersten ČSR. Einige Bemerkungen ..... 9

Steffen Höhne:
Tschechen und Deutsche – kategoriale Bestimmungen von Nachbarschaft ..... 19

Miloslava Melanová:
Reichenberger Vorschläge zur Lösung des deutsch-tschechischen Verhältnisses vor der Gründung der Tschechoslowakei ..... 33

Adéla Syrovátková:
Selbstbild und Fremdbild. Analyse eines Kommentars aus der *Reichenberger Zeitung* des Jahres 1897 ..... 41

Tobias Weger:
Die Konstruktion einer Gruppe. Der 4. März 1919 als zentraler sudetendeutscher Erinnerungsort der Zwischenkriegsjahre ..... 63

Karl Braun:
Die Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde ..... 77

Jaroslav Kot'a:
Der Philosoph Emanuel Rádl – Zeitzeuge und Kommentator schwieriger Zeiten ..... 97

Tomas Kasper:
Sudetendeutsche Schulreform. Versuch eines deutsch-tschechischen Vergleichs ..... 109

Zdeněk Beneš:
Das Schulwesen und das tschechoslowakische Rechtssystem 1918–1938 ..... 121

Jörg Osterloh:
Nationalsozialistische Judenverfolgung im Reichsgau Sudetenland 1938–1945 ..... 137

Dana Kasperová:
Die Judenverfolgung im Schulbereich im Protektorat Böhmen und Mähren ..... 151

Lukáš Novotný:
„Unsere Deutschen"? Einstellungen in den tschechischen Grenzgebieten zur deutsch-tschechischen Vergangenheit ..... 161

Jan Marek Florian Hackmann:
Der Begriff der Identität bei Franz Kafka. Das Romanfragment *Der Verschollene* und die Erzählung *Ein Bericht für eine Akademie* im Vergleich ..... 181

Agata Mirecka:
Die Idee des Messianismus und Zionismus bei Max Brod ..... 197

Anja Kreuzer:
Erinnerung als Komposition. Eine Untersuchung des *Prager Triptychon* von Johannes Urzidil ..... 215

Viera Glosiková:
„...Es wäre sehr hübsch und gar nicht paradox, wenn mir Prag zu einer Premiere verhelfen würde..." Einige Bemerkungen zur Beziehung Arnold Zweigs zu den deutschsprachigen Autoren aus der Tschechoslowakei ..... 245

Dana Pfeiferová:
Zwischen Verklärung und Enttäuschung. Zur Genese und Funktion der Japanbilder bei Libuše Moníková ..... 263

Dalibor Zeman:
Zu einigen Aspekten der kontrastiven Phraseologie am Beispiel Deutsch-Tschechisch. Theoretische Prämissen und praktische Überlegungen ..... 299

Karsten Rinas:
Äquivalenz auf Umwegen: Zur Übersetzung von Abtönungspartikeln ..... 319

Karsten Rinas:
Abtönungspartikeln, das Mittelfeld und die Wackernagelposition ..... 331

*Literatur- und Forschungsberichte:*

Verena Bauer:
Regionalismen in Franz Kafkas Deutsch (Amtliche Schriften, Tagebücher, Briefe). Ein Projektbericht ..... 341

Christoph Marx – Marek Nekula:
Unternehmenskommunikation als tragende Säule des Managementsystems am Beispiel multinationaler Unternehmen in der Tschechischen Republik ..... 373

*Neue Literatur:*

Peter-André Alt: *Franz Kafka. Der ewige Sohn. Eine Biographie.* München (Beck) 2005, 763 Seiten (Gabriele Sander) ..... 383

Renata Cornejo: *Das Dilemma des Weiblichen Ich.* Wien (Praesens) 2006, 245 Seiten. (Romana Dole alová) ..... 389

Peter Demetz: *Böhmen Böhmisch. Essays.* Mit einem Vorwort von Karl Schwarzenberg. Wien (Zsolnay) 2006, 173 Seiten. (Steffen Höhne) ..... 395

Jan Faktor: *Schornstein.* Köln (Kiepenheuer & Witsch) 2006. (Steffen Höhne) ..... 396

Frank Thomas Grub: *‚Wende' und ‚Einheit' im Spiegel der deutschsprachigen Literatur.* Band 1: Untersuchungen, Band 2: Bibliographie. Berlin,New York (de Gruyter) 2003, 689 + 349 Seiten. (Steffen Höhne) ..... 397

Edward Kasperski, Tomasz Mackienwicz (eds.): *Poetyka egzystencji. Franz Kafka na progu XXI wieku* [Poetik der Existenz. Franz Kafka an der Schwelle des 21. Jahrhunderts]. Warszawa (Wydzia Polonistyki Uniwersytetu Warszawskiego) 2004, 370 Seiten. (Štěpán Zbytovsk ) ..... 399

Elke Mehnert (Hg.): *‚...'s kommt alles vom Bergwerk her'.* Materialienband zum 7. Deutsch-Tschechischen Begegnungsseminar ‚Gute Nachbarn – Schlechte Nachbarn?' Frankfurt am Main u.a. (Peter Lang) 2005, 332 Seiten. (Michaela Haberkorn) ..... 404

Elke Mehnert (Hg.): *Erzgebirge – Heimat und domov.* Materialienband zum 8. Deutsch-Tschechischen Begegnungsseminar ‚Gute Nachbarn – Schlechte Nachbarn?' Frankfurt am Main u.a. (Peter Lang) 2006, 201 Seiten. (Michaela Haberkorn) ..... 409

Marta Maschke: *Der deutsch-tschechische Nationalitätenkonflikt in Böhmen und Mähren im Spiegel der Romane von Karl Hans Strobl.* Berlin (dissertation.de – Verlag im Internet) 2003, 343 Seiten. (Karsten Rinas) ..... 414

Birgit Vierling: *(K)eine normale Nachbarschaft? Die deutsch-tschechischen Beziehungen 1998–2002* (= Regensburger Hefte zur Geschichte und Kultur im östlichen Europa 3). Regensburg: 2004. 87 Seiten. (Kateřina Šichová) ..... 418

Hans Dieter Zimmermann: *Kafka für Fortgeschrittene.* München (Beck) 2004, 216 Seiten. (Steffen Höhne) ..... 421

*The Student of Prague (Der Student von Prag)* [Deutschland 1913; Regie: Stellan Rye; Buch: Hanns Heinz Ewers; Kamera: Guido Seeber] Narberth (Alpha Video 2004; ALP 4412D). (Karsten Rinas) ..... 423